



Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/bwb_P9-DAU-564



S C H A L O M A S C H

D I E M U T T E R

R O M A N

ZÜRICH

PAUL ZSOLNAYS BIBLIOTHEK
ZEITGENÖSSISCHER WERKE

Mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlages
Autorisierte Übertragung von Siegfried Schmitz

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1930 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H.
Berlin - Wien - Leipzig / Manzsche Buchdruckerei, Wien IX
Einbandentwurf von Rudolf Geyer

ERSTER THEIL

Der Vater, die Mutter, die Familie

Der Vater studierte das Buch Esther. Es war vor dem Purimfest, da die Esther-Rolle vorgelesen wird.

Der Winter war lang und streng gewesen. Draußen schmolz bereits der Schnee, der dicke, weiche Winterpelz der Erde schwand allmählich und im Sonnenschein begann langsam alles sich zu enthüllen, was unter Schnee und Eis versteckt gewesen war. Die Gehsteige aus gestampftem Lehm wurden zu einer einzigen Kotlache, und es war unmöglich, die Straße zu überqueren; die zugefrorenen „Seen“ öffneten sich, große und kleine Lachen führten von einer Seite der Gasse zur anderen und die Leute konnten miteinander nur durch Zurufe in Verbindung treten, denn zueinander zu kommen war nicht leicht. In den Wohnungen wurde es wärmer und luftiger. Die vereisten kleinen Fenster verloren die Blumen, die den ganzen harten Winter lang an den Scheiben geblüht hatten, und liefen feucht an, so daß es unmöglich war, durch sie hinauszusehen und zu erkennen, was draußen vorging. Im Zimmer lag Dunst und Rauch. Der Rauch kam aus der kleinen Küche; er hatte durch den verrußten Kamin nicht abziehen können. Die schweren Kleider, die während des langen Winters an den Körper fast angewachsen waren, so daß sie eine zweite Haut zu bilden schienen,

begannen schwer und lästig zu werden und alles hatte den Wunsch, sie abzuwerfen. Zu dieser Zeit begann der Vater das Buch Esther zu lernen; und wenn seine Stimme beim Studium des Buches Esther ertönte, da kam Erleichterung über die Welt, eine Hoffnung blühte auf, — der erste Gruß des Frühlings schien gekommen.

Wenn der Vater das Buch Esther lernte, mußte es in der Wohnung mäuschenstill sein. Eigentlich mußte es immer, wenn der Vater zu Hause war, mäuschenstill sein (besonders wenn er sich zu einem kleinen Nachmittagsschläfchen hinlegte). Doch wenn der Vater lernte oder sich im Vorbeten übte, da mußte alles auf den Zehenspitzen gehen, leise sprechen, sogar leise atmen — und selbst das war Störung. Also, wie gesagt, sobald der Vater eines von beiden tat, entweder sich auf das hügelige Sofa niederlegte oder zu lernen begann, mußte im ganzen Hause heilige Stille herrschen. Aber im Hause gab es — ungerufen — mehr als genug Kinder, von Schlojme Chajim, dem Oberteilherrichter (er hieß „der Älteste“), bis zum jüngsten Mädelchen, das den Namen der Großmutter trug und auf dem Boden umherrutschte. Man kann sich also vorstellen, wieviel die Mutter damit zu tun hatte, die Kinder zur Ruhe zu bringen, wenn der Vater schlummerte oder lernte. Jedes der Kinder hatte seine besondere Gewohnheit und seine besondere Art, sich hören zu lassen. Das begann schon bei Mojschele „Ochs“, den der Lehrer aus dem Cheder heimgeschickt hatte, da die Mutter das Schulgeld für die letzten drei Monate schuldig geblieben war. Dieser Mojschele „Ochs“ hielt gerade die Zeit, da der Vater das Buch Esther lernte, für

die geeignetste, um seinen jüngeren Bruder Jojne Gedalje (Jojne hieß er nach des Vaters Vater und Gedalje nach dem Vater der Mutter, überdies aber hatte er einen Spitznamen, den wir aus Gründen des guten Tones nicht niederschreiben können) — um also diesen Jojne Gedalje zu lehren, wie man durch die Zähne pfeift, selbst wenn man die Lippen geschlossen hält. Die Mutter, die beim Herd stand und fürchtete, das bißchen Einbrennsuppe, das sie gerade kochte, könnte überlaufen und einen unangenehmen Geruch im Zimmer verbreiten, versuchte die kleinen Jungen mit einem Rippenstoß zur Ruhe zu bringen. Da begann der kleinere, Jojne Gedalje (der den schönen Spitznamen trug, den man aus Gründen des guten Tones nicht niederschreiben kann), in der Freude, die seine Existenz ihm bereitete, hellaut aufzulachen und durch die Zähne zu pfeifen. Der Vater sah von seinem Buch auf, schob die Brille auf die Stirn und blickte erst die Mutter und dann den kleinen Jungen mit dem schönen Spitznamen an; dabei rezitierte er in der höchsten Oktave und im Fortissimo:

„In jenen Tagen saß König Ahaschverosch zu Susa auf dem Königsthron.“

Die Mutter sagte zu Mojschele „Ochs“:

„Nun, — siehst du jetzt, was du angerichtet hast?“

Die Jungen wurden still und zogen es vor, auf die Gasse zu gehen, um dort die „Seen“ und „Flüsse“ mit ihren schlecht beschuhten Füßen zu durchwaten.

Als es in der Wohnung stiller wurde und nur das Klappern der Maschine zu hören war, auf der Schlojme Chajim, „der Älteste“, zur Zeit der einzige Brotgeber des Hauses, seine Oberteile für die Schuhmacher des

Ortes nähte, wurde das Lernen des Vaters immer lauter, lebhafter und stieg bis zur Begeisterung. Der Vater lag jetzt im Wettkampf mit dem Klappern der Maschine, wer wohl dem anderen im Takt zuvorkommen und ihn übertönen würde. Immer mehr gewann des Vaters Stimme an siegreicher Kraft. Denn niemand auf der Welt war glücklicher als der Vater, wenn er den Wochenabschnitt für das Vorbeten einstudierte. Sein Glücksgefühl erreichte jedoch den höchsten Grad, wenn er das Buch Esther lernte. Denn dieses Buch betete der Vater lieber vor als jeden anderen Abschnitt der Bibel. Wenn er das Buch Esther studierte, stellte er sich vor, er sei selbst an König Ahaschverosch' Hofe bei der großen Festtafel, wo aus goldenen Bechern getrunken wird und jeder trinken darf, wieviel ihm schmeckt. Und wenn er zu der Stelle kam, wo König Ahaschverosch trunken ward, „so daß des Königs Herz vom Weine leicht wurde“, und wo er den Befehl gab, die Königin Washti zu holen, da liebte der Vater den Ton in der Kehle, als wäre es zu schade, diese Stelle aus dem Gehege der Zähne zu entlassen. Und gar herrlich wurde es, wenn der Vater zu „dem Juden Mordechai“ kam! Bei der Stelle von Mordechai fühlte er sich so wohl, wie zu Hause. Oft schien es ihm, er selbst sei der Jude Mordechai, er stehe vor Esther und mache ihr Vorwürfe, warum sie sich der Juden nicht annehmen wolle — einen Augenblick später aber war der Vater schon König Ahaschverosch selbst: Er sitzt auf seinem Thron, das goldene Zepter in der Hand, vor ihm erscheint die Königin Esther, die Krone auf dem Haupt, und sinkt in die Knie; sie findet Gnade in seinen Augen, er streckt sein goldenes

Zepter gegen sie und sagt, liebevoll die Worte in der Kehle kosend: „Warum bist du gekommen, Königin Esther, und warum hast du Furcht? Die Hälfte meines Königreichs habe ich dir doch gegeben....“

Die Mutter stand beim Herd in der Küche; und als sie hörte, wie der Vater das Buch Esther las und jedes Wort behutsam wie einen Edelstein faßte, da wurde ihr Herz übervoll von Freude; Stolz hob ihre Brust, Stolz auf ihren Mann, den gelehrten Vorbeter, und ihr kam der Gedanke: Wofür gebührt mir solches Glück? Es schien ihr der Lohn für alle Leiden, die ihr das Leben beschert hatte.

Wenn dem Vater das Lernen gut vonstatten ging und Wort und Ton so herauskamen, wie er es wollte, dann war er der glücklichste Mensch auf der Welt. Er besaß viel Phantasie, doch sie waltete nie so schrankenlos, daß ihm das Unmöglichste möglich schien, als wenn er das Buch Esther las. Der zauberhafte Reiz, der über Ahaschverosch' Hofe lag, schien den Vater angesteckt zu haben.

Die Mutter spürte es bald, wenn der Vater in so guter Stimmung war. In solchen Augenblicken liebte sie es, sich vor dem Vater ein wenig zu bedauern. Sure Rifke klagte nie und vor niemandem; niemand tröstete sie. Doch wenn sie spürte, ihr Ansel sei gut gelaunt, da ließ sie sich gern ein wenig bemitleiden, — nicht weil ihr gerade im Augenblick etwas weh tat, Gott bewahre, sondern ohne Anlaß, einfach weil es ihr wohl tat... So war es auch diesmal. Der Vater schloß sein Buch mit einer breiten Geste, seufzte ein wenig auf (auch weil es ihm wohl tat) und ging auf Sure Rifke zu, die, den „Säugling“

auf dem Arm, beim Herd stand; er gab dem Säugling einen leichten Klaps aufs Gesäß und begann freundlich brummig:

„Was kochst du mir eigentlich heute zum Nachtessen, Sure Rifke?“

„Was soll ich dir kochen? Was hab' ich dir, daß Gott erbarm', zu kochen?“

„Natürlich, ein Abendessen wie es beim König Ahaschverosch in Susa gegeben hat, kochst du nicht, liebe Frau,“ erwidert Ansel in freundlich lachendem Ton.

„Ach, wie kann man Menschenwerk mit dem vergleichen, was in der heiligen Thora steht?“ sagt Sure Rifke seufzend; denn sie spürt, daß ihr Ansel gut gelaunt ist.

„Ansel,“ fährt sie fort, „ich habe doch schon ein paar Kinder genährt, doch der da,“ — sie fährt mit der Schürze über die Stirn des Säuglings, der wie angewachsen auf ihren Armen liegt — „er saugt mir mein Leben aus, bei lebendigem Leib frißt er mich auf, unberufen“ — noch einmal fährt sie mit der Schürze über die Stirn des Säuglings und wischt den Angstschweiß ab, der auf der erhitzten kleinen Stirn liegt.

„Weißt du, liebe Frau, es wäre eigentlich am besten, dir eine Milchziege zu kaufen“, sagt Ansel leichthin, als stünde die Ziege schon angepflockt vor dem Hause. „So viele Leute in der Stadt halten Ziegen; von dem, was im Haushalt abfällt, kann mehr als eine Ziege leben.“

Sure Rifke sah ihren Mann, während er diese Worte gelassen aussprach, fragend an, und entgegnete:

„Sag’ mir nur, mein lieber Mann, woher wirst du das Geld für eine Ziege nehmen?“

„Was geht das dich an? Wenn ich dir sage, daß ich eine Ziege kaufen will, so werde ich sie kaufen; du kennst doch Ansel“ — er deutete auf sich — „und weißt, wenn Ansel etwas sagt, so ist es nicht in die Luft gesagt; wenn Ansel etwas sagt, so ist es gesagt.“

Darauf schwieg die Mutter und seufzte. Es war einer ihrer gewohnten Seufzer.

Ansel wurde ärgerlich:

„Ich verspreche ihr eine Ziege und sie seufzt! Das soll heißen, daß du mir nicht glaubst, daß mein Wort dir nichts bedeutet?“

Die Mutter wußte: das ging zu weit. Denn so gut gelaunt auch der Vater war — und in diesen Augenblicken guter Laune konnte man zu ihm wie zu einem gewöhnlichen Menschen sprechen —, seine gute Laune hatte doch eine Grenze, und die Mutter fürchtete, diese Grenze zu überschreiten.

„Warum soll ich mit dir streiten? Bring’ mir die Ziege, dann werden wir sehen, was weiter kommt.“

Das war zu viel.

„Also, Ansel’s Worte bedeuten dir gar nichts, was?“

„Wer sagt das? Im Gegenteil. Meinst du, ich wünsche mir keine Ziege? Bring’ sie nur, laß mich schon erleben, sie hier zu sehen!“

„So, ich dachte, ich dachte...“ der Vater beruhigte sich und zog den wattierten Wintermantel an. Die Mutter half ihm, den trockenen Straßenschmutz vom Vortag abzureiben, und staubte seinen Hut ab. Ansel brachte seinen Bart in Ordnung, nahm den

Stock in die Hand und ging ins Bethaus zum Abendgottesdienst.

Die Mutter begriff, daß sie kein Geld für das Abendessen zu erwarten hatte. Denn wenn der Vater vom Markt mit leeren Händen heimkam — doch das ist nicht wahr, nie kommt Ansel mit leeren Händen heim: bringt er kein Geld, so bringt er eine „Ziege“, ein „gutes Geschäft“ oder eine „Schiffskarte nach Amerika“.

So wußte Sure Rifke auch diesmal, als Ansel von „der Ziege“ zu sprechen begann, daß er keinen Groschen in der Tasche hatte. Denn wenn er einen oder zwei Gulden Maklergeld verdient, spricht er nie von der Ziege. Dann tritt er, eine langsame Melodie vor sich hinsummend, ins Zimmer und beginnt:

„Nun, liebe Frau, du brauchst doch sicher etwas Geld fürs Abendessen, was?“

Mit diesen Worten zieht er die zwei Gulden aus der Tasche und legt sie auf den Tisch. Ein Ritter der alten Zeiten hätte von Ansel Haltung lernen können, wenn er seinem König die gefangenen Feinde überantwortete; so großartig legte Ansel vor seiner Frau die zwei Gulden nieder und „überantwortete“ sie ihren Händen. Dazu strich er elegant mit zwei Fingern über seinen Schnurrbart, umfaßte dann seinen Bart mit der Hand und sagte obenhin:

„Da hast du die Hechte, liebe Frau, schlachte sie, koche oder brate sie und serviere sie zum Abendessen!“

Diesmal aber wußte die Mutter aus dem Gespräche über die Ziege, daß sie von Ansel nichts mehr fürs Abendessen zu erwarten hatte. Von dem „Jungen“, dem Oberteilherrichter, der Geld für eine Schiffskarte nach Amerika sparte, waren ein paar

Groschen nur mit Lärm und Skandal zu bekommen; da die Mutter gerade jetzt die Stimmung, in die sie das Lernen des Mannes versetzt hatte, nicht zerstören wollte, hatte sie keine Lust, sich an den „Jungen“ zu wenden. So wandte sie sich an ihre letzten und erprobten Helfer, an ihre Töpfe.

Wunderbare Töpfe hatte die Mutter. Sie sahen wie gewöhnliche Töpfe aus, nicht anders als die Töpfe in aller Welt aussehen, irden, vom Ruß schwarz, vom Feuer durchglüht. Doch sie waren anders als alle anderen Töpfe: Wenn man sie flüchtig ansah, mochte es scheinen, daß auf ihrem Boden und an ihren Wänden gar nichts vorhanden sei; und doch konnte die Mutter aus ihnen ein Abendessen herausbekommen. Sure Rifke konnte ihre Töpfe „melken“ wie eine Kuh. Nie versagten sie. Sie gab ihnen kaltes Wasser — und die Töpfe gaben ihr Rübensuppe von gestern wieder; sie gab ihnen siedendes Wasser — und die Töpfe gaben ihr königliche Gerichte wieder. Eine Beschwörungsformel hatte die Mutter für ihre Töpfe — einen Seufzer. Wenn die Töpfe die Mutter seufzen hörten, so war es, als hätte sie einen geheimnisvollen Zauberspruch über sie gemurmelt, mit dem sie sie beschwor, das bißchen armselige Nahrung zu liefern, dessen sie bedurfte, um die vielen Münder zu sättigen.

Das war auch nicht verwunderlich. Die Töpfe waren eben nicht gewöhnliche Töpfe. Die Mutter war mit ihnen seit vielen Jahren bekannt. Einige kannte sie noch aus der Zeit, da sie selbst ein Kind war und ihre Mutter dieselbe geheimnisvolle Kraft über die Töpfe besaß. Von der Mutter hatte sie sie auch geerbt. Da stand der Topf mit dem schwarzen

schmalen Streifen und dem vom Alter ausgezackten Rand; stets war er der Retter der Familie gewesen. Er war Mutters bester Freund. Nie versagte er ihr, was sie wünschte. Er verstand es, in seinen Rändern und Winkeln die Essenzen von gekochten Möhren, von Pökelfleisch festzuhalten, und auf seinem Boden gab es immer eine unbemerkbare Fettschichte, als wüßte der Topf, daß arme Leute es sich nicht erlauben dürfen, alles auf einmal zu verzehren, sondern daß sie für schlechte Zeiten sparen müssen. An diesen Topf wandte sich die Mutter immer in Zeiten der Not, — und auch jetzt, als Ansel sie mit der „Ziege“ zurückließ, trat sie zu dem Topf, den sie von der Mutter ererbt hatte. Sie machte über ihn den geheimnisvollen Beschwörungsspruch, den Seufzer, und goß Wasser und Überbleibsel vom Essen des vorigen Tages hinein; als Zutat kamen diesmal noch ein paar Flüche hinzu; sie galten den beiden kleinen Jungen, die mit schmutzigen Füßen von der „See- und Wasserreise“ durch die Gasse heimkamen. — Und siehe da, bald gab der Topf aus seinen Spalten das Schmalz, das sich durch die vielen Jahre, die er in Verwendung stand, in ihm angesammelt hatte, er gab die Gerüche aller Gerichte, die je in ihm gekocht worden waren, und entsandte zusammen mit dem Dampf, der ihm entstieg, einen so feinen Duft, daß es bald in der ganzen Wohnung appetitlich roch, und alle Kinder sich in der Küche versammelten, um zu sehen, was die Mutter wohl Gutes kochte. Und als Ansel aus dem Bethaus heimkam und ihm der Duft eines guten Abendessens gleich an der Tür entgegenschlug, da begann ihm der Mund zu wässern und kühne Pläne stiegen in ihm auf.

„Weißt du, meine liebe Frau,“ — begann er, als er eintrat — „ich kaufe dir doch eine ‚Stadt‘.“

„Was für eine ‚Stadt‘?“ fragte die Mutter verwundert.

„Eine ‚Stadt‘ in der Synagoge, den Sitz von Reb Leibusch’ verstorbenen Frau. Er ist doch Witwer geblieben. Brauchst du denn keine Stadt in der ‚Schul‘?“

„Geh’, geh’!“

Während Ansel den feinen Duft einatmete, den der gute Topf entsandte, begann er von gesalzenen und gepfefferten Dingen zu phantasieren, die er jetzt gern essen möchte.

Er zog ein Zigarettenpapier hervor und drehte aus den letzten Krümchen Tabak eine Zigarette für den Nachtsch. Dabei begann er, mehr für sich, allerlei marinierte und gesäuerte Heringe aufzuzählen:

„So ein Hering mit geschnittenen Zwiebeln, mit mariniertem Essig übergossen, — wenn der jetzt da wäre, ich könnte nicht widerstehen; oder auch so ein weißer, fleischiger Hering, fett, mit Pfeffer gebeizt und darüber eine geschnittene Gurke, das wär’ nicht übel; es könnte auch ein Räucherhering sein, nicht zu stark gepökelt und nicht zu trocken, so daß das Fett von ihm trieft, — der wär’ auch nicht ohne.“

Wenn Sure Rifke merkt, daß ihr Ansel nach einem Stückchen Hering lechzt, hat sie keine Ruhe. Es tut ihr nicht so weh, wenn ein Kind ein Stückchen Brot von ihr verlangt und sie es ihm nicht geben kann, als — wenn ihr Ansel nach einem Stückchen Hering lechzt. Dann wendet sie sich an den einzigen Retter der Familie. Sie öffnet die Tür und ruft:

„Dwojre! Dwojre!“

Anschel erinnert sich, daß er Vater ist, und beginnt zu schelten:

„Wo ist das Mädel? Bei anderen Leuten steuert das schon zum Haushalt bei, sie aber läuft den ganzen Tag müßig herum.“

„Dwojre! Dwojre!“ — sekundiert Anschel seiner Frau, auf die Gasse hinausrufend. Nach langem Rufen tritt Dwojre ein.

Nach dem Rufen der Eltern hätte man meinen mögen, Gott weiß was für eine Erscheinung die Dwojre wäre, von der der Vater sagte, „bei anderen Leuten steuert das schon zum Haushalt bei“. Aber es tritt ein Mädchen von zehn oder elf Jahren ein, das neunjährig aussieht, mit einem dünnen langen Hals, auf dem das Köpfchen wie eine Blüte zu sitzen scheint; ihr kleiner Körper ruht auf zwei schmalen Beinchen; sie sehen wie dünne Zweiglein aus, die der nächste Windstoß knicken kann; wie eine Blume aus dem Gras, so guckt ein kleines Gesichtchen naiv aus schwarzen Locken, die wie ein Wasserfall nach allen Seiten vom Kopf niederströmen, das Gesicht, die Augen, Wangen, den Hals und den Rücken bedecken, so daß das kleine Geschöpfchen sich mit ihnen keinen Rat weiß. In den Händen hält sie einen Leinwandfleck, auf dem sie „ausnähen“ lernt, überdies stemmt sich der „große Junge“ Itsche Majer fest auf ihre Arme. Bis der „Säugling“ kam, der jetzt auf den Händen der Mutter sitzt, war Itsche Majer der „Säugling“ gewesen. Nach der Ankunft des neuen Säuglings bekam Itsche Majer den Namen der „große Junge“ und sein Platz wurden Dwojres Arme. Seither behauptet er diesen Platz auf der Schwester Händen hart-

näckig. Vom Morgen bis zum späten Abend den „großen Jungen“ auf den Armen, spielt Dwojre in ihren freien Minuten auf der Gasse mit Steinchen und, den „großen Jungen“ auf den Armen, lernt sie sticken und nähen.

„Wo steckst du den ganzen Tag? Man sieht dich ja überhaupt nicht vor Augen“ — empfängt sie der Vater.

„Was willst du von dem Kind? Sie ist doch schon ein erwachsenes Mädels, sie muß ja ans Verdienen denken, so sitzt sie bei Feigele und lernt nähen“ — verteidigt die Mutter ihre Tochter.

„Dwojrele, geh', lauf ins Geschäft hinüber! Vielleicht bekommst du einen Hering auf Borg, dein Vater möchte etwas Gesalzenes.“

Amerika

Als Dwojrele bei der Schneiderin Feigele das zweite Halbjahr lernte, begann sie ihren Verdienst heimzubringen; es waren ein oder zwei Gulden wöchentlich. Die Mutter suchte einen Topf aus, einen ihrer „besten Freunde“, auf den sie sich verlassen konnte, und warf das Geld, das Dwojrele brachte, jede Woche getreulich hinein; dabei schwor sie sich mit tausend Eiden zu: „Und wenn ich wüßte, daß, Gott behüte, das ganze Haus zugrunde geht — von des Kindes schwer erarbeiteten Groschen werde ich nichts anrühren. Das Geld muß für das Passahfest bleiben, dann kaufe ich Dwojrele ein Paar neue Schuhe und lasse ihr ein neues Kleid machen. Sie hat doch nie ein ordentliches Kleid am Leibe gehabt,“ — fügte die Mutter in Gedanken hinzu — „seit sie lebt. Das Kind hat noch nie etwas Neues getragen, alles ist umgearbeitet, alles geflickt.“

Und wirklich — der Topf schien mit einem Bannkreis umgeben zu sein. Die Mutter kämpfte wie ein Löwe um des Kindes „Blut und Schweiß“. Sie ließ sich nicht durch Hunger und nicht durch Kälte bewegen, Dwojreles Geld anzugreifen; sogar ihres Ansel Lust nach einem Stückchen Hering, die bisher der Mutter stets am stärksten ans Herz gegriffen hatte, konnte sie nicht dazu bringen, sich dem

Topf zu nähern, in dem Dwojreles Gulden lagen. Dwojreles erster Verdienst war ihr heilig. Doch ein Armer hat es schwer, Gelübde zu halten, und mochte die Mutter noch so stark sein, die Not war stärker als sie. In außerordentlichen Fällen schlich sie sich wie ein Dieb zum Topf und „beraubte“ ihr Kind. Das war jedoch nur ein einziges Mal geschehen, nämlich, als der Lehrer den kleinen Jojne Gedalje aus dem Cheder heimschickte, weil schon drei Monate lang kein Schulgeld gezahlt worden war. Der Junge ging müßig umher und der Mutter Herz krampfte sich zusammen, als sie sah, daß ihr Jojne Gedalje nichts lernte. Um des Schulgeldes willen ist alles erlaubt...

Als aber dann die Passahwoche kam, holte die Mutter den Topf aus seinem Versteck in einem finsternen Winkel und entnahm ihm die Silbergulden. Ursprünglich war sie entschlossen, sich um alle anderen Bedürfnisse des Hauses nicht zu kümmern und das ganze Geld für Dwojrele auszugeben: „Es ist doch des Kindes schwerer Verdienst.“ Aber Mutter bleibt Mutter; als die Passahzeit kam, erinnerte sie sich der anderen Kinder: Jojne Gedaljes Hosen sind schon so oft geflickt, daß sie ihre ursprüngliche Farbe bereits verloren haben, und aus allen Flickern und Nähten guckt das Hemd heraus; und er muß doch mit dem Vater in den Tempel gehen; und wie wird Anschel aussehen, wenn er beim Almemor steht und die Thora vorliest, und neben ihm steht Mojschele mit einer Mütze ohne Schild?

Und am Abend wurde gerechnet, überlegt und wieder gerechnet, doch die Rechnung ging nie auf. Die Schuhe mußte schließlich der große Junge, der

Oberteilherrichter, besorgen, ob er nun wollte oder nicht. Er schrie wohl, daß man ihm die Haut vom Leib ziehe und daß er nicht nach Amerika werde fahren können, doch er mußte vier Paar Stiefelchen nähen; die für Jojne Gedalje und für Dwojrele waren aus dem allerfeinsten Leder. Dwojrele bekam sie, weil der große Bruder sie gern hatte, und Jojne Gedalje, weil er des Vaters Lieblingssohn war und gut lernte. Die Schuhe also erkämpfte die Mutter von ihrem Ältesten. Für das Geld, das Dwojrele verdient hatte, kaufte sie Kattun für ein Kleidchen und Zeug zu zwei Paar Hosen für die kleinen Jungen, ein Stück Zeug ließ sie sich zugeben, um Flecke auf die Röcke zu legen.

Als die kleinen Jungen die neuen Hosen bekamen und ihre Röcke ausgeflickt waren, da merkte die Mutter erst, daß sie keine ganzen Hemden zu den neuen Kleidern besaßen; auch die Anschaffung neuer Mützen erwies sich als notwendig, so saß die Mutter halbe Nächte beim Schein der kleinen Lampe und reparierte die Hemden für die Feiertage.

Dwojrele sah die Mutter spät bei Nacht an der Lampe sitzen und Hemden flicken; sie fand in ihrer Bettstelle keinen Schlaf und erhob sich; die Schneiderin in ihr war erwacht und sie sagte:

„Mutter, ich werde dir helfen.“

„Geh' schlafen, es ist spät. Ich werde es schon allein fertig machen.“

„Ich bin wirklich nicht schläfrig“ — flink fädelte Dwojrele ein und nahm der Mutter das Hemd aus der Hand.

„Da hast du Jojne Gedaljes Hemd, das des Vaters werde ich selber machen“, sagte die Mutter.

Spät bei Nacht. Bei Ansel, dem Vorbeter, schlafen alle. Die verschiedenen Stimmen der Nacht werden hörbar; die Grille zirpt hinter dem Ofen, die Uhr mit den schweren Gewichten tickt. Es ist spät, von draußen schaut die Dunkelheit durch die Löcher der Fensterläden ins Zimmer. Auf die weißen Hemden, die auf dem kleinen Tisch liegen, fällt der Schein der Lampe, deren Schirm, aus Zeitungspapier geschnitten, mehr dunkel macht als abblendet. An der in Halbdunkel gehüllten Wand bewegen sich zwei Schatten, ein großer und kleiner, und nähern.

Als aber dann der Seder, der Vorabend des Passahfestes, kam, da leuchteten Sure Rifkes Augen, als sie ihre Kinder nebeneinander sitzen sah und ein sorgsam gesteifter Hemdkragen nach dem anderen in blendendem Weiß erstrahlte. Mojschele trug eine neue Mütze, Jojne Gedalje hatte den langen Rock eigens aufgeschürzt, um seine neuen Hosen sehen zu lassen. Die neuen Stiefel knarrten und jedem der Jungen machte es Vergnügen, möglichst viel hin und her zu gehen, damit man das Knarren der Sohlen höre. Und Dwojrele saß am Tisch, das Haar in zwei schwarze Zöpfe geflochten, im neuen Kattunkleid, auf dem ein rotes Band, aus der Mädchenzeit der Mutter in dieses Jahr verirrt, leuchtete.

Am Sederabend konnte sich die Mutter freilich des festlichen Anblicks ihrer Kinder nicht lange freuen. Sie war so müde von den Vorbereitungen für die Feiertage und dem Herrichten der Kleider für die Kinder, daß sie am Tisch einschlief. Als sie aber am ersten Morgen des Festes von der Frauenabteilung der Synagoge während der Thoravorlesung hinunterschaute und ihren Ansel vor der Thora-

rolle stehen sah, neben ihm Mojschele auf einer und Jojne Gedalje auf der anderen Seite, in neuen Mützen, neuen Stiefeln und neuen Hosen (die Jungen sorgten dafür, daß alle die neuen Hosen sehen konnten) — zum erstenmal in ihrem Leben sah Sure Rifke ihre Kinder so festlich gekleidet und niemand konnte sich ihr vergleichen. Wessen Stolz und Freude konnte auch größer sein?

Der Beginn dieser Feiertage war festlich und fröhlich, aber das Ende war traurig. Am ersten Halbfeiertag traf Schlojme Chajim, der Älteste, seine Reisevorbereitungen.

„Vater, Mutter,“ begann er noch am frühen Morgen des ersten Halbfeiertages, „ich fahre nach Amerika.“

Wohl wußte die ganze Familie, daß Schlojme Chajim Geld für eine Schiffskarte sparte, und alle, auch Vater und Mutter, warteten geradezu auf das Ereignis. Mehr als einmal hatte Anschel, wenn die Familie beim Essen saß, den Sohn gefragt:

„Nun, mein Sohn, wann erlöst du uns aus dem Exil? Wann fährst du schon nach Amerika und holst uns alle hinüber?“

Anschel pflegte diese Frage auch kürzer zu formulieren:

„Sag’ mir doch, mein Sohn, wann kommt endlich der Messias?“

Doch als das Erwartete Wirklichkeit wurde und Schlojme Chajim ernsthaft seine Reisevorbereitungen traf, wirkte dies, als wäre ein Unglück über die Familie hereingebrochen; der Vater sah die Mutter an, die Mutter den Vater; ungläubig begann der Vater:

„Ach was, der Junge redet nur so...“

„Vater, sofort nach den Feiertagen fahre ich

mit dem Emigrantenwagen nach Kohl an die Grenze“ — unterbrach Schlojme Chajim den Vater mit Entschiedenheit.

„Er will nach Amerika fahren! Du glaubst wohl, Amerika sei ein Kinderspiel? Amerika ist nicht Tischnowitz. Schau, schau, was heute alles nach Amerika fährt!“ sagte der Vater mit gemachtem Spott.

Als die Eltern aber sahen, daß der Sohn es ernst meinte, als er gar Schmul, den Singer-Maschinen-agenten, mitbrachte und mit ihm wegen des Verkaufs seiner Steppmaschine verhandelte, da wurde es der Mutter schwach ums Herz und der Vater begann ernst zu sprechen:

„Sag’ mir, mein Sohn, was willst du in Amerika tun?“

„Arbeiten“, antwortete Schlojme Chajim.

„Du glaubst, daß Amerika solche Arbeiter wie dich braucht? Amerika hat noch nicht solche Arbeiter gesehen, meinst du?“ — wieder verfiel der Vater in seinen gutmütigen Spott.

„In Amerika ist ein Arbeiter sehr geschätzt. Er ist „allright“ — Anschels Ältester wandte das einzige englische Wort an, das jeder Amerikawanderer noch daheim erlernt.

„Aber nicht solche Arbeiter wie du“, spottete der Vater weiter.

Die Mutter ließ die Maschine nicht verkaufen. Die Maschine war bisher ihr einziger Brotgeber gewesen. Denn wenn auch ihr Ältester geizig war und es nur mit Lärm und Geschrei gelang, von ihm einen Groschen zu bekommen, so war Schlojme Chajim in den Augen der Mutter doch ihr einziger

Ernährer. Wenn es an Brot fehlte und der Vater „eine Ziege“ oder „eine Stadt in der Synagoge“ heimbrachte, da mußte der Älteste, mochte er wollen oder nicht, beisteuern. Und der Mutter schien es, daß alles von der Maschine kam.

„Was rührst du an die Maschine? Du nimmst mir doch mein Stückchen Brot weg“ — wandte sich die Mutter weinend an den Sohn.

„Was wirst du mit der Maschine anfangen? Wozu brauchst du sie?“

„Wozu ich sie brauche? Was heißt das? Sie ist doch meine Brotgeberin!“ — die Mutter umarmte die Maschine, als wollte sie ihre einzige Brotgeberin beschützen — „Wenn eine Maschine im Hause ist, kommt immer ein Groschen ins Haus.“

„Und wer wird auf ihr nähen?“

„Wer, wer?“ — die Mutter versank in Nachdenken. „Es wird sich schon jemand finden, der auf ihr näht“ — die Mutter hatte irgendwie Angst, den Gedanken zu Ende zu denken; doch alle wußten, wer auf der Maschine nähen würde...

Als der Vater sah, daß der Sohn es mit der Reise ernst meinte, änderte er seine Taktik. Statt zu spotten, begann er sehr ernst zu sprechen und gab dem Ältesten Lehren, wie er sich in der großen Welt zu benehmen habe:

„Glaube nur ja nicht, Amerika sei eine Kleinigkeit. Man fährt nach Amerika über ein großes Meer, über den Ozean. Deutschland ist auch keine Kleinigkeit, verstanden? Du fährst über weite Länder, mein Sohn. Und wenn man endlich über den Ozean ist, wenn man nach Amerika kommt, wenn man schon drinnen in dem ‚Schmelztiegel‘ ist...“

Anschel hielt sich für einen Mann von Welt. In seiner Jugend war er ein wenig mit der „Aufklärung“ in Berührung gekommen und hatte profane hebräische Bücher gelesen. Noch jetzt tat er gern von Zeit zu Zeit einen Blick in die hebräische Tageszeitung „Hazefira“, die der Elementarlehrer des Städtchens hielt. Anschel hielt sich für einen in allen weltlichen Dingen erfahrenen Mann und begann dem Sohne die ganze Reise nach Amerika zu schildern, die Grenzen, die Städte, durch die er fahren würde, die Schiffe im Ozean, ja Amerika selbst, den „Schmelztiegel“, als wäre er jemals dort gewesen.

„Vor allem das Wichtigste: mit niemandem sprechen! Und wenn du über die Grenze hinüberkommst, so lauf nicht, sondern geh' langsam, damit man dir nicht ansieht, daß du ein Fremder bist! Und wenn du einen Deutschen siehst, so sage ihm: ‚Guten Morgen, mein Herr!‘ Die Deutschen sind feine Leute. Und wenn du einem ‚Guten Morgen‘ sagst, so fragt er dich um keinen Paß und um gar nichts. Den Tag, ehe du aufs Schiff gehst, iß nichts, außer eine Zitrone, sonst aber gar nichts. Und wenn du mit Gottes Hilfe nach Amerika kommst — ja richtig, vielleicht wird es, Gott behüte, einen Sturm auf dem Meer geben —, da schau' ja nicht ins Meer hinein, sondern leg' dich auf den Bauch, das Gesicht ins Kissen hinein, und bete ein Kapitel Psalmen; die ganze Zeit hindurch, die du auf dem Schiff bist, lerne das Bibelbuch vom Propheten Jonas — und wenn Gott dir hilft und du über das große Meer kommst und nach Amerika, in den ‚Schmelztiegel‘, und die Amerikaner dich fragen: ‚Wozu sind Sie nach Amerika gekommen?‘, so antworte ihnen: ‚Ich bin

gekommen, um von meiner Hände Arbeit zu leben'. Weiter sag' ihnen: ,Ich habe eine Empfehlung an einen Onkel.' Da werden sie dir gar nichts tun. Die Amerikaner sind feine Leute und sind reich. Wenn man zu ihnen kommt, besonders wenn es ein Jude ist, so nehmen sie ihn mit offenen Armen auf...“

Während Anselm seinem Sohne diese Belehrungen gab, standen die anderen Kinder mit offenem Mund im Kreis herum und rissen die Augen auf vor Verwunderung über die fremdartigen Dinge, die der Vater sprach. Vor Schlojme Chajim hatten sie jetzt Angst, als lägen in seinem Rock schon jetzt die bösen Winde und großen Stürme des schrecklichen Meeres, das er durchfahren sollte.

Und der Vater setzte sich nieder, ließ einen Bogen Papier und eine neue Feder holen, befeuchtete die Feder mit den Lippen, tauchte sie langsam in die Tinte und begann ein großes hebräisches „L“ zu kalligraphieren, die Initiale für das Wort „Lekowed“ (dem geehrten) in einem Brief an den Onkel Pinchas nach Amerika.

Der Vater vergoß viel Schweiß über diesen Brief und im Hause mußte alles einige Stunden lang auf den Zehenspitzen gehen... Alle Zierphrasen aus der Aufklärerzeit, deren der Vater sich noch aus seinen Jugendjahren erinnerte, kalligraphierte er in dem Brief an den Onkel Pinchas in Amerika nieder. Er war in einem so wunderlichen Gemisch aus Hebräisch und Jiddisch geschrieben, daß es eines zweiten gelehrten Vorbeters bedurft hätte, um alle Metaphern und Rätsel zu lösen, die er enthielt. Doch als der Brief endlich fertig war und es dazu kam, die Adresse

zu schreiben, wußte der Vater die Adresse des Onkels Pinchas in Amerika nicht.

Anschel durchsuchte alle Laden, durchstöberte alte Briefe und Papiere und fand darunter allerhand, sogar seinen Ehevertrag mit der Mutter; nur die Adresse des Onkels Pinchas war nicht zu finden. Doch der Brief war schon geschrieben und dem Vater tat es um das wohlgedrechselte Erzeugnis seiner Feder leid; so schrieb er auf den Umschlag in gewöhnlichem Jiddisch: „An Onkel Pinchas in Amerika“ und übergab ihn dem Sohn mit den Worten: „Wenn du in New York bist, so frage bloß, wo der Onkel Pinchas wohnt, man wird es dir schon sagen. New York und Amerika sind ja dasselbe.“

Keines der Kinder, auch Schlojme Chajim nicht, der doch der Älteste war, wußte, was für ein Verwandter eigentlich der Onkel Pinchas sei, ob ein Onkel väterlicherseits oder mütterlicherseits.

Sure Rifke sagte dem Sohn gar nichts und gab ihm auch keinen Brief an einen Onkel mit. Auf solche Dinge verstand sie sich nicht. Dafür aber saß sie ganze Nächte lang zusammen mit Dwojrele am Tische und besserte alle Hemden und Socken ihres Ältesten aus; und jedes Hemd, das sie in seinen Koffer legte, war von Segenssprüchen begleitet und feucht von Tränen...

Am Tag nach dem Passahfest steckte der Vater den Brief an den Onkel Pinchas in das kleine Geldsäckchen, das Dwojrele ihrem Bruder genäht hatte, und hängte es ihm um den Hals. Er gab ihm auch ein Paar neue Gebetriemen und ein Gebetbuch und ließ ihn auf dieses schwören, niemals sein Judentum zu vergessen. Die Mutter wusch dem Sohn zum

letztenmal ein Arbe-Kanfos, das Linnen mit den Schaufäden, aus und legte es ihm an; sie beschwor ihn, es während der ganzen Reise zu tragen, dann würde ihm nichts Böses passieren. Außerdem legte sie ihm ein Stückchen Brot und etwas Salz, in ein Papier gewickelt, in die Tasche; es sollte gegen den bösen Blick dienen. Schlojme Chajim nahm seinen Koffer und die Eltern begleiteten ihn zu dem Wagen. Als der Wagen ankam, der die Emigranten nach Kohl bringen sollte, begann der Abschied.

Die Mutter sprach die ganze Zeit kein Wort; doch als der Sohn ihr den Abschiedskuß gab und sagte: „Bleib’ gesund, Mutter“ — da brach lautes Weinen aus ihr hervor:

„Mein Kind, vergiß mich nicht, mein Kind!“

„Sei unbesorgt, Mutter“ — der Wagen trug Schlojme Chajim in die dunkle Nacht hinaus.

Ein neuer Brotgeber

Nachdem der Älteste weggefahren war, schien es der Mutter, als fehle ihr die rechte Hand. Erst jetzt zeigte es sich, wie richtig Sure Rifke die Maschine eingeschätzt hatte. Wie geizig ihr Ältester auch war, dennoch mußte er, ob er wollte oder nicht, der Mutter bald mit einem Gulden, bald mit zwei aushelfen; jedenfalls war ein Groschen im Hause. Jetzt aber wußte sich die Mutter keinen Rat mehr; wenn Geld für Brot fehlte, so war niemand da, an den man sich wenden konnte. Die Maschine war zwar im Hause geblieben, da die Mutter sie nicht hatte fortschaffen lassen; doch es war niemand da, der darauf nähen konnte. Und so saßen eines Abends Vater und Mutter nach dem Abendessen beim Tisch und sprachen über das tägliche Brot. Die Mutter klagte:

„Solange der Junge hier war, habe ich, wie es auch sein mochte, doch dann und wann einen Groschen gesehen. Es kam doch immer wieder ein frischer Groschen herein. Jetzt aber ist es zum Sterben arg.“

Der Vater sagte:

„Du hast doch eine Maschine im Haus?“

„Kann ich sie essen?“ fragte die Mutter.

„Dwojrele ist — ungerufen — schon ein erwachsenes Mädel, warum soll sie bei fremden Leuten angestellt

sein und sich für fremde Leute um einen oder zwei Gulden in der Woche abrackern?“

„Fängst du schon wieder mit Dwojrele an? Du hältst dich immer nur an Dwojrele, als gäbe es sonst niemanden auf der Welt.“

„Und es ist doch so — warum soll Dwojrele nicht selbst eine Schneiderei eröffnen, statt für andere zu arbeiten?“

„Ich werde nicht zugeben, daß das Kind schon von klein auf ins Joch muß. Ich weiß, wenn ich sie einmal an die Maschine setze, so wird sie dabei sitzen bleiben.“

„Was tut sie denn jetzt — tanzt sie vielleicht?“

„Aber sie ist doch noch ein Kind!“

Es half nichts. Die Mutter selbst rief Schmul, den Agenten für Singer-Maschinen, und tauschte die Steppmaschine gegen eine Nähmaschine ein; für die Aufzahlung wurden Raten von einem Rubel wöchentlich vereinbart. Der Vertrag mit Feigele, der Schneiderin, wurde gebrochen und Dwojrele mitten im Lehrjahr aus der Werkstatt genommen.

„Ich weiß, mein Kind,“ sagte die Mutter zu Dwojrele, als sie sie zu Hause an die Nähmaschine setzte, „ich weiß, daß ich dich wie einen Ochsen ins Joch spanne. Hab’ ich aber einen anderen Ausweg? Kann ich mir anders helfen? Wahrscheinlich ist es schon mein und dein bitteres Los.“

Dwojrele verstand nicht, warum die Mutter so klagte; im Gegenteil, sie kam sich völlig erwachsen vor, da sie auf eigene Faust zu arbeiten begann, und war stolz darauf:

„Mutter, es ist besser, daß ich mein eigener Herr bin, statt bloß die Hand eines anderen.“

Fünfzehn Jahre war Dwojrele alt, als sie es unternahm, selbst eine Schneiderei zu eröffnen und jeden Tag die Mutter mit „einem frischen Groschen“ zu versorgen; sie war stolz darauf, daß sie schon erwachsen war und der Mutter helfen konnte, das Haus zu erhalten. Die Mutter aber hörte nicht auf zu klagen und zu jammern:

„Meine Tochter, es ist mir, als hätte ich ein Joch auf deinen jungen Nacken gelegt.“

Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter war ein solches, als wären sie beide eine Person. Niemand kannte das Leid und Weh der Mutter so gut wie Dwojrele, vom ersten Tag an, da sie imstande war, zu denken — und daß sie der Mutter half, geschah nicht etwa aus blindem Gehorsam (Dwojrele hielt sich auch nicht deshalb für ein braves Kind), sondern, weil sie, ebenso wie die Mutter, die Pflicht zu sorgen fühlte. Es war, als hätte sie diese Pflicht selbst auf ihre jungen Schultern genommen, noch zu der Zeit, da sie ein kleines Kind war. Deshalb war Dwojrele verwundert, daß die Mutter immer klagte, und antwortete:

„Kannst du dir denn anders helfen, Mutter? Was kannst du tun?“ — dabei verschränkte sie ihre jungen Arme, wie es die Mutter tat.

„Du bist doch ein Mädchen, es ist viel wichtiger, daß du für dich selbst sorgst“, entgegnete die Mutter.

Dwojrele überlegte eine Weile. Zuerst verstand sie nicht, was die Mutter meinte, dann wurden ihre länglichen Wangen unter dem schwarzen Kraushaar über und über rot:

„Ich habe noch Zeit, für mich zu sorgen...“

Seit je, noch zu der Zeit, da Dwojrele ein Kind war,

hatte die Mutter ihre Sorgen mit ihr geteilt. Sie hatte sonst niemanden, dem sie ihr volles Herz ausschütten, von ihrer Mühe und Plage erzählen und bei dem sie sich Rat holen konnte. Mit dem Vater konnte sie über diese Dinge nicht sprechen, denn vor allem war der Vater stets mit tausend Plänen beschäftigt: Jeden Tag brachte er einen anderen Plan vom Markt mit; als Sodawasser in Mode kam, ging er daran, eine Sodawasserfabrik zu errichten; ein anderes Mal hatte er schon einen Kompagnon, um die Windmühle zu pachten; jedesmal hing die Ausführung der Pläne „an einem Haar“. Ein drittes Mal hatte der Vater sogar eine Lottokollektur gekauft, doch auch da hing es „an einem Haar“. Überdies war der Vater stets mit Gemeindeangelegenheiten beschäftigt. Außer Anselm mischte sich niemand in der Stadt in Gemeindeangelegenheiten und niemand außer ihm kümmerte sich darum, ob der neue Schächter ein Chassid oder ein Gegner der Chassidim, ein Misnagid, war, ob der Chasen ein „Litauer“ war und ob der Rabbi am Nachmittag mit seinen Schülern lernte oder sich schlafen legte. Endlich war Anselm doch auch Vorbeter und das war der Mutter größte Freude. Überdies widersprach der Vater stets; was die Mutter ihm auch sagte, er fand immer einen Einwand; hatte er schon gar keinen, so verschob er die Dinge, in denen die Mutter ihn um Rat anging, bis zur Erfüllung seiner genialen Pläne: „Laß mich nur meinen Plan ausführen, dann wirst du alles haben, was du für den Sabbat brauchst, wirst Holz für den Winter haben, nichts wird dir fehlen.“

Da aber die Mutter statt der Phantastereien praktischen Rat bedurfte, zog sie in all ihren

schweren Augenblicken Dwojrele heran, und das schon seit des Kindes frühester Jugend.

Sure Rifke wußte, daß sie damit Unrecht tat, und mehr als einmal, wenn sie bei Nacht vor Kummer nicht schlafen konnte, war Dwojrele eine ihrer Hauptsorgen:

„Was will ich von dem Kinde? Warum ziehe ich sie in mein Unglück mit?“ Doch Dwojrele war der einzige „Mensch“ im Hause, mit dem die Mutter sprechen konnte.

Jetzt, da Dwojrele der „Brotgeber“ war, wurde sie schon aus diesem Grunde die Ratgeberin der Mutter. Mit allem, was das Haus anging, kam die Mutter zu ihr.

„Was fängt man mit Jojne Gedalje an, mein Kind? Der Lehrer hat ihn wieder aus dem Cheder nach Hause geschickt.“

Dwojrele legte das Stück Zeug und den Faden aus der Hand, verschränkte die Arme wie die Mutter und dachte eine Weile nach:

„Vielleicht nimmst du zwei Gulden aus dem Topf und schickst sie dem Lehrer als Abschlagszahlung?“

„Aber was wird dann aus Vaters Kleidern für die Feiertage werden? Ich spare doch, um dem Vater wenigstens einen Zeuganzug zu machen. Ich werde doch rot vor Scham, wenn ich ihn am Sabbat und an Feiertagen in seinem zerrissenen Wochentagskaftan vor den Almemor treten sehe.“

„Ich werde ja bald mit den Hemden für Leje fertig, da wirst du Geld haben und kannst die zwei Gulden wieder zurücklegen.“

Bald aber erstand der Mutter eine neue Einnahms-

quelle und das ganz unvermutet. Mojschele „Ochs“, der noch vor kurzer Zeit in den Cheder ging, begann, Geld zu verdienen und etwas ins Haus zu bringen. Das war so unerwartet, daß es die Mutter gar nicht glauben konnte. Mojschele war zwei Jahre jünger als Dwojrele (die Kinder, welche die Mutter zwischen Dwojrele und Mojsche hatte, waren als Säuglinge gestorben; wahrscheinlich hatte ihnen die Wohnstätte, die ihnen der liebe Gott bei Anschel angewiesen hatte, nicht gefallen und sie waren zu ihrem himmlischen Vater zurückgekehrt). Den Spitznamen „Ochs“ hatte Mojschele vom Vater erhalten, weil er um keinen Preis lernen wollte. Da halfen keine Schläge und keine Scheltworte, Mojschele hatte einen „Ochsenkopf“ und begriff nichts von dem, was der Lehrer sagte. Mojschele „Ochs“ war aber bereits Handelsmann, als er noch den Cheder besuchte. Stets kaufte oder verkaufte er etwas. Alles legte er geschäftsmäßig an. Er kaufte ein Federmesser um zwanzig Kopeken und „verloste“ es in hundert Nummern, eine Kopeke pro Stück. Darnach verloste er eine Geldbörse oder ein Paar Handschuhe. Als er älter wurde, kaufte er Tabak und Hülsen, stopfte Zigaretten und verkaufte sie. Am Purimfest organisierte er eine Schauspielertruppe, mit der er am Abend in den Häusern Vorstellungen gab. Vor dem Passahfeste trug er für zwei Kopeken das Chomez-Kehricht aus den Häusern und ließ es verbrennen. Zur Pfingstzeit ging er zum Fluß, schnitt Weidenpfeifen und brachte sie zum Verkauf in die Stadt. Wenn das Laubhüttenfest nahte, trieb er Handel mit Laubwerk und Weidenzweigen. Er betrieb gewissermaßen Saisongeschäfte. Im Sommer bewachte er die Kleider der reichen

Bürgerssöhne, wenn sie im Fluß badeten, im Winter verkaufte er Papierlaternen eigener Erzeugung.

Bis zu seinem dreizehnten Lebensjahre hatte Mojschele Angst vor dem Vater und ging, wie es sich gehörte, in den Cheder, um zu lernen. Sobald er Barmizwah geworden war, hielt der Dreizehnjährige sich für einen Erwachsenen und erklärte dem Vater in höchst revolutionärer Weise seine Unabhängigkeit, indem er nicht mehr in den Cheder und ins Bethaus ging.

Seither hielt sich Mojschele auf dem Markt vor der Konditorei auf, wo die Gutsbesitzer sich zu versammeln pflegten, wenn sie in die Stadt kamen. Dort betätigte er sich in der gleichen Weise, wie er es von den anderen „Händlern“ sah. Kam ein Bauer angefahren, so war Mojschele der erste auf dem Wagen, stöberte zwischen dem Stroh herum und stellte fest, was der Bauer zum Verkauf in die Stadt gebracht hatte. Waren es Eier, so war er mit einem Sprung beim Eierhändler; war es Getreide, so war er mit einem zweiten Sprung beim Getreidehändler, informierte sie und erhielt dafür einen kleinen Anteil.

Als er auf diese Weise ein paar Gulden beisammen hatte, begann er selbst auf dem Markte Geschäfte zu machen; einmal kaufte er Eier, einmal Butter, einmal ein Huhn.

Und eines schönen Sommertages brachte Mojschele vom Jahrmarkt eine Mandel Eier heim.

„Mutter,“ sagte er, „da hast du eine Mandel Eier.“

Sure Rifke traute ihren Augen nicht. Sie wurde bleich und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen; denn sie meinte, ihr Sohn habe die Eier vielleicht gar von einem Bauernwagen gestohlen.

„Mojschele, um Gottes willen, was hast du getan? Hinaus aus meinem Haus! Der Junge wird mich noch ins Unglück stürzen.“

„Warum schreist du, Mutter? Ich habe für Leiser, den Eierhändler, zwei Schock Eier gekauft, dabei habe ich eine Mandel verdient. Geh' hin und frage ihn.“

Sure Rifke nahm ihr Tuch und ging auf den Markt, um Leiser, den Eierhändler, aufzusuchen. Als sie erfuhr, daß Mojschele die Wahrheit gesagt hatte, war sie überglücklich und nahm die Eier.

Und seither brachte Mojschele von jedem Wochenmarkt etwas heim, einmal eine Mandel Eier, einmal Butter, ein andermal ein Huhn für Freitag. Das war eine große Hilfe für die Mutter.

Doch bald verlegte sich Mojschele auf größere Geschäfte und begann richtigen „Handel“ zu treiben. Er schlug einen Stand aus Brettern zusammen und auf jedem Wochenmarkt verkaufte er etwas anderes: bald Bänderreste, bald zurückgesetzte Stoffe, — kurz, Mojschele trieb Handel mit allem möglichen, mit Schnittwaren oder mit Getreide. Und es dauerte nicht lange, so lieferte Mojschele für das Haus mehr als die halben Einkünfte und in der Stadt zählte er zu den „Kaufleuten“.

Als Vater Ansel, der sich für einen hervorragenden Kaufmann hielt, dem es bloß am „Glück“ fehlte, nunmehr sah, wie sein Sohn verdiente und ihn übertraf, konnte er das nicht begreifen.

„Seht euch doch nur die Kaufleute an! Seht doch nur, wer heutzutage Handel treibt!“ sagt der Vater, wenn die Familie beim Abendessen am Tisch sitzt. „Das ist die heutige Welt“ — dabei deutet er auf den

rothaarigen Burschen mit dem von Sommersprossen übersäten Gesicht, der neben der Mutter, sozusagen unter ihrem Schutz sitzt.

„Was liegt daran? Gut, er ist kein Kaufmann,“ sagt die Mutter, „es ist doch besser, wenn man kein Kaufmann ist und Geld verdient, als wenn man ein Kaufmann ist und nichts verdient.“

Der Vater legt den Löffel nieder und schiebt die Schüssel fort:

„Was hast du gesagt?“

Der Mutter tut es sofort leid, ihren Anschel beschämt zu haben; das schmerzt sie und sie will es wieder gut machen; doch sie weiß nicht, wie sie es anstellen soll, und schweigt.

„Du hältst ihn also für einen besseren Kaufmann als mich, weil er Geld verdient und ich nicht; das hast du doch sagen wollen, nicht?“ — kommentiert der Vater die Worte der Mutter.

„Aber um Gottes willen, wer vergleicht denn dich mit ihm? Du bist ein gelehrter Mann — und was ist er? Ein unwissender Junge.“

Und mit einem Seufzer schöpft die Mutter noch einen Löffel Suppe für ihren Mojschele:

„Natürlich wäre es mir viel lieber, du würdest ins Bethaus gehen, als daß du mich glücklich machst.“

Versöhnt zieht der Vater den Teller wieder an sich.

„Aber du, mein Kind,“ sagt die Mutter zu Jojne Gedalje, der einen guten Kopf hat und fleißig lernt, und legt dabei ein Stückchen Fleisch aus der Suppe auf seinen Teller, „du, mein Kind, gerate lieber deinem Vater nach als deinem Bruder!“

Ein Brief aus Amerika

Dann aber kam das „große Glück“.

Aus Amerika kam ein Brief von dem Ältesten mit einer erfreulichen „Beilage“.

Vorher schon war ein Brief gekommen. Sofort nach seiner Ankunft in Amerika hatte der Älteste folgendes geschrieben:

„Lieber Vater und liebe Mutter, ich bin über das schreckliche Meer gekommen und glücklich in Amerika angelangt. Alles, was Du, lieber Vater, mir von dem Ozean erzählt hast, ist gar nichts gegen das richtige Meer. Ich bin vierzehn Tage lang mit allen anderen Leuten in einem Keller beinahe erstickt, habe das Gesicht in eine Decke gewickelt und habe nicht gewußt, ob ich lebe oder ob ich tot bin. Und da Du mir gesagt hast, wenn ich über die Grenze komme und einen Deutschen treffe, soll ich ihm ‚guten Morgen, mein Herr‘ sagen, so schreibe ich Dir, daß ich gar keinen Deutschen vor Augen gesehen habe. Wie ich nur über die Grenze gekommen bin — der Fuhrmann Chajim hat uns bei Nacht hinübergeführt —, da hat man mich und alle anderen Leute genommen und in einem Waggon eingesperrt; wie Arrestanten hat man uns zum Schiff transportiert, deshalb konnte ich in keiner Station aussteigen und mir einen Deutschen ansehen.“

Der Vater wunderte sich, daß die Deutschen so etwas tun konnten. Die Deutschen sind doch feine Leute... Daher schob er alle Schuld auf den Sohn: „Natürlich, wenn sie so einen Unglücksvogel sehen... Ich möchte sehen, ob sie mich in einem Waggon einsperren, wenn ich fahre.“

Nach dem ersten Brief schwieg der Älteste monatelang. Er ließ nichts mehr von sich hören. Sure Rifke meinte, ihr Sohn sei, Gott behüte, verlorengegangen. Sie verbrachte schlaflose Nächte. Zu all ihrem Kummer hatte sie noch eine Sorge.

„Anschel,“ — seufzte sie bei Nacht in ihrem Bett — „was ist aus dem Jungen geworden? Mein Herz sagt mir nichts Gutes. Da nimmt man ein Kind und schickt es über weite Meere. Anschel, ich fürchte, — der Junge ist in der Fremde verlorengegangen.“

„Er verlumpt wahrscheinlich den letzten Groschen, den er verdient. Er war immer ein Lump und wird ein Lump bleiben“ — prophezeite der Vater.

Monat um Monat verging. Vor dem Passahfest (es war immer ein Glücksfest in Anschels Familie, alle Wunder in Anschels Familie ereigneten sich zu dieser Zeit) kam ein Brief aus Amerika; darin lag eine Photographie des Jungen und eine Anweisung auf 25 Rubel. Sure Rifke betrachtete die Photographie und traute ihren Augen nicht: „Das ist mein Sohn?“ fragte sie.

Auf der Photographie trug er leibhaftig einen kurzen Anzug und an seiner Weste hing eine goldene Kette.

„Wenn er eine goldene Kette hat, muß er auch eine goldene Uhr haben“ — erging sich Anschel in

kühnen Schlußfolgerungen. — „Wer trägt eine Kette ohne eine Uhr?“

Auf der Photographie stand Schlojme Chajim vor einer großen Blumenvase und neben ihm stand ein Tischchen mit feinem Teegeschirr.

„Er hat keinen Hut auf“, sagte die Mutter.

In dem Brief aber stand: „Liebe Mutter, meine nicht, daß ich Dich vergessen habe. So wie eine Mutter ihr Kind nicht vergessen kann, so kann ein Kind nicht die Mutter vergessen, die es geboren hat“ — bei dieser Stelle des Briefes begann Sure Rifke zu weinen wie bei den Klageliedern am Tischa-beaw, dem Gedenktag der Tempelzerstörung. Ansel versuchte es auf alle mögliche Art, auch mit Schreien, sie zu beruhigen:

„Laß mich doch um Gottes willen lesen, nachher kannst du weinen!“

„Ich habe Euch nicht geschrieben, weil ich nichts zu schreiben hatte. Ich habe in Amerika viel durchgemacht. Wenn alle Meere Tinte wären, alle Wälder Federn und alle Himmel Papier, so könnte ich Euch doch nicht alles schreiben, was ich in Amerika durchgemacht habe...“

„Natürlich, man nimmt ein Kind und jagt es in die weite Welt hinaus“ — wieder brach Sure Rifke in unstillbares Weinen aus.

„Hör’ doch schon endlich auf und laß mich lesen“, schrie Ansel verzweifelt.

„Doch Gott sei Dank, alles ist überstanden und ich kann jetzt voll Freude schreiben. Ich habe Euch bisher nicht geschrieben, weil ich nicht mit trockenen Worten kommen wollte“ (hier folgte eine ganze Zeile Gedankenstriche, bei der Ansel stehen blieb).

„Verstehst du den Sinn? Er wollte nicht mit trockenen Worten kommen; schön gesagt; Sure, Amerika macht aus dem Jungen einen Menschen.“

„Und jetzt, lieber Vater, will ich Dir alles schreiben, was ich durchgemacht habe. Zunächst, wie ich nach Amerika gekommen bin und nach dem Onkel Pinchas gefragt habe, an den Du mir den Brief mitgegeben hast; keiner weiß, wer der Onkel Pinchas ist. Ich bin zu Landsleuten gegangen und habe viele Tage und Wochen damit versäumt, einen Onkel Pinchas zu suchen, aber keiner weiß, wer das ist. Hättest Du mir lieber den Brief an den Onkel Pinchas nicht mitgegeben, so hättest Du mir wochenlanges Suchen und Kopfzerbrechen erspart, ich hätte keine Zeit versäumt und wäre sofort arbeiten gegangen.“

„Das kommt davon, wenn man einen Narren auf den Jahrmarkt schickt“ — wirft der Vater ein.

Aus dem Satz des Briefes „wenn die Meere Tinte wären und die Wälder Federn“ hätte man meinen können, Gott weiß, was Schlojme Chajim durchgemacht hatte. Aus dem weiteren Inhalt des Briefes jedoch stellte sich heraus, daß er eine Woche bei einem Landsmann und eine zweite Woche bei einem anderen Landsmann geschlafen hatte. Ein dritter Landsmann führte ihn in eine Werkstätte, wo Lederwaren gefertigt wurden. Jetzt wohnt er bei einem vierten Landsmann, dem er einen Dollar wöchentlich für „das bißchen Bett“ zahlt, das er bloß bei Nacht braucht.

„Verstehst du, Sure, — zwei Rubel wöchentlich bloß fürs Nachtlager. Du mußt nämlich wissen, ein Rubel bei ihnen ist soviel wie zwei bei uns“ — erklärt Ansel seiner Frau.

„Wahrscheinlich kann er sich nicht anders helfen, der Arme“, verteidigt die Mutter ihren Sohn.

Doch der Sohn tröstete die Eltern damit, daß er, Gott sei Dank, ganz schön verdiene. Wieviel er verdiente, schrieb er nicht; dagegen versprach er der Mutter:

„Hab’ keine Angst, Mutter, ich werde Dich nie vergessen. Ich denke an Euch bei Tag und Nacht.“

„Gott soll ihm dafür Leben und Gesundheit geben!“ — verstohlen fuhr sich die Mutter mit der Schürze über die Augen.

„Ich denke an Euren Lebensunterhalt,“ — hieß es im Brief weiter — „zu allererst denke ich an Dwojrele. Warum soll sie daheim sitzen? Hier verdienen Mädchen ganz schön und machen ihr Glück; ein Mädchen wie Dwojrele kann hier sein Glück machen. Hier braucht ein Mädchen keine Mitgift. Hier ist eine verkehrte Welt — der Bräutigam muß die Mitgift bringen, nicht die Braut. Und sehr leicht kann es hier zu einer glücklichen Heirat kommen, denn man sucht hier Mädchen von daheim, — die hiesigen sind nämlich sehr sittenlos.“

Anschel hielt im Lesen inne und schöpfte Atem:

„Nun, das hab’ ich doch immer gesagt, warum sitzen wir hier, was? Es gibt ein Amerika auf der Welt und wir sitzen hier.“

„Lies doch weiter!“ rief jetzt Sure Rifke zur Sache.

„Auch die Jungen können es hier zu etwas bringen. Hier verdienen auch Kinder Geld und bringen etwas nach Hause. Der Vater kann auch Geld verdienen, denn hier sucht man Vorbeter mit Laternen. Hier kann niemand die Thora vorlesen. Also, liebe Mutter,“

— schließt der Brief — „hab’ keine Sorge, Gott wird helfen und wir werden uns noch alle in Freuden sehen. Du wirst nicht so schwer und bitter arbeiten und Dir um uns den Kopf zerbrechen müssen. Hier arbeiten die Kinder für die Mütter. Du wirst hier im ‚parlor‘ auf einem Lehnstuhl sitzen und die Kinder werden für Dich arbeiten, nicht Du für die Kinder.“

Obwohl Sure Rifke nicht wußte, was ein „parlor“ ist, so war sie doch überzeugt, das müsse etwas Gutes sein, und begann aufs neue zu weinen. Ein großer Strom von Tränen ergoß sich aus ihren Augen. Doch es waren Freudentränen.

Zum erstenmal in ihrem Leben tröstet sie jemand und verspricht ihr ein besseres Leben und ein leichteres Gemüt. Ihr Kind aus Amerika tröstet sie — ist das für sie nicht der Lohn für die Jahre ihrer Not und ihres Elends?...

Sure Rifke hat nie gewußt, daß sie schwer arbeitet. Sure Rifke hat nie gewußt, daß die Sorgen sie zermürben. Für wen tut sie das? Für ihre Kinder! Wenn sie schwer arbeitet, ist es doch für ihre eigenen Kinder... Und jetzt sagt ihr das ihr Kind und tröstet sie.

„Mein Kind, möge Gott dich so trösten wie du mit deinen guten Worten mich getröstet hast“ — diesen Satz mußte Ansel in den Antwortbrief an den Sohn im Namen der Mutter hineinschreiben, obwohl er sich durchaus nicht dazu verstehen wollte und ihr vorhielt, in Amerika werde man sie auslachen, weil sie „wie ein Weib“ rede. Doch Sure Rifke gab nicht nach und Ansel mußte den Satz schreiben.

„Soll ich anders reden als ein Weib? Ich bin doch ein Weib!“ sagte sie...

Man kann sich die Umwälzung vorstellen, die der Brief in Anschels Familie hervorrief. Schon das Geld, das der Älteste geschickt hatte, erregte einen Sturm in der Stadt. Überall sprach man davon, welches Glück Ansel getroffen hatte. Auch Ansel selbst hielt sich für einen glücklichen Mann. Er sprach nur noch von „seinem Amerika“. Im Bethaus schilderte er Amerika mit allen Einzelheiten, als wäre er selbst dort gewesen und hätte alles gesehen. „Bei uns in Amerika“ — war seine gewöhnliche Redensart — „macht man das ganz anders.“ Er hielt sich gewissermaßen nur vorläufig als Gast in seinem Städtchen auf. Und wenn man ihn über eine Gemeindeangelegenheit befragte oder ihm erzählte, daß die Chassidim einen eigenen Schlächter angestellt hätten, antwortete er:

„Was geht das mich an? Ich bin kein Hiesiger mehr. Ich bin doch schon auf der Reise...“

Diesmal kleidete Sure Rifke zum Passahfest nicht nur ihre Kinder von Kopf bis Fuß neu ein, bestellte nicht nur einen neuen Anzug für ihren Ansel, sondern sie vergönnte sich, zum erstenmal seit ihrer Hochzeit, eine neue Scheitelperücke und ein Paar Schuhe. Den Nachbarinnen in der Synagoge sagte sie:

„Da mein Mann mir keine Schuhe kaufen kann, hat mir Gott dafür einen Sohn gegeben. Solange er zu Hause war, hat er mir Schuhe gemacht, jetzt ist er in Amerika, da schickt er mir Schuhe von dort.“

An diesen Feiertagen gab es für die Besucher des kleinen Bethauses eine ganz neue Thoravorlesung. Niemals hatte Anschels Stimme beim Vorlesen der

Thora so geklungen wie diesmal. Er trillerte wie ein Vogel, zog jede Koloratur und sang jedes Wort der Thora so, daß Sure Rifkes Antlitz oben im Frauenraum Farbe bekam. Zum erstenmal leuchteten ihre Augen, ihre Stirn glänzte unter der neuen Scheitelperücke, als sie ihres Anschel süße Stimme hörte. Tränen standen in ihren Augen. „Gott, wofür verdiene ich das?“ — kam es ihr in den Sinn; sie hielt sich für die glücklichste Mutter der Welt und alle Frauen beneideten sie.

Henoch

Als Dwojrele eine selbständige Arbeiterin mit eigener Werkstätte wurde, begann sie mit jungen Leuten, ebenfalls Arbeitern, bekannt zu werden. Einer von ihnen — er hieß Henoch — gefiel ihr mehr als alle anderen.

Da Dwojrele sich eng an ihn anschloß und er großen Einfluß auf sie nahm — was sich später in ihrem Charakter zeigte —, wollen wir ausführlich von ihm erzählen, obwohl das eigentlich nicht zu unserer Geschichte gehört.

Als unser Henoch noch ein Knabe war, schlief er bei der Mutter. Auch seine zwei jüngeren Brüder schliefen mit der Mutter in demselben Bett. Es war eine kalte Winternacht, im Hause gab es nicht viel, um sich zuzudecken, so krochen denn alle Kinder zur Mutter ins Bett; und alle ausgedienten Kleider und zerrissenen Betttücher lagen auf dem Bett. Doch alle die ausgedienten Kleider und zerrissenen Betttücher wärmten nicht so wie des Vaters Pelz. Der Vater besaß einen Pelz, den er als Hochzeitsgeschenk von der Mutter erhalten hatte. Gedalje war ein Gelehrter, bereits in der Jugend ob seines Scharfsinns berühmt. Der Pelz war schon abgerieben und sein Kragen, der einmal glänzend geleuchtet und sich wie ein lebendes Tier um den Hals gelegt hatte,

war jetzt tot, erloschen und farblos; doch wenn der Pelz aufs Bett gelegt wurde, entströmte ihm eine wunderbare Wärme und hüllte die ganze kleine Sippe ein, die zusammengerollt unter ihm lag. Wurde er vom Bett weggenommen, so war es, als wäre der einzige Beschützer fort; die Knaben hatten das Gefühl, als lägen sie nackt und bloß mitten auf der Straße. Der Pelz schien des Vaters Wesen zu vertreten.

Der Vater selbst saß an den dunklen Wintermorgen beim Tisch und las den Talmud beim Schein der Lampe. Sein großer Schatten lag auf der Wand und füllte das halbe Zimmer aus. Seine Stimme war traurig, eintönig und hallte, als käme sie von weit, weit her. Im Zimmer war es kalt. Die Nacht, die sich im Winter bis tief in den Morgen hinein erstreckt, wollte durch die Scheiben ins Zimmer kommen, doch sie konnte es nicht, denn die Scheiben waren mit harten Eisblumen überzogen. Und der Vater sitzt in seinem leichten, zerrissenen Sommerkaftan vor dem Talmud und bewegt sich wie ein Pendel. Im gleichen Rhythmus bewegt sich auch der Schatten an der Wand. Die Mutter weiß, daß der Vater im kalten Zimmer lernt und nicht ins warme Bethaus geht, wo es geheizt ist, weil er den Pelz nicht von ihrem Bett nehmen will. Einigemal hat sie schon versucht, den Vater wegzuschicken, hat den Pelz vom Bett geworfen und gesagt:

„Warum sitzt du im kalten Zimmer? Im Bethaus ist es doch warm!“

Der Vater antwortet nicht. Der Chassid Gedalje ist ein Schweiger; er spricht kein unnötiges Wort. So erwidert er auch seiner Frau nichts, sondern lernt weiter, als säße er nicht hier im kalten Zimmer,

in unseren schlechten Zeiten, sondern wärmte sich in der Sonne jener heißen Länder, in denen sein Geist jetzt weilt.

Der kleine Henoch liegt mit der Mutter unter dem Pelz und blickt mit seinen schwarzen, blitzenden Kinderaugen auf den Vater. Er sieht den Schatten an der Wand deutlicher als den Vater selbst. Des Vaters Schatten strömt auf den Knaben Ernst und Verantwortung aus. Das ganze Zimmer füllt sich mit den Worten der heiligen Lehre, die der Vater studiert. Die Kälte flieht von dem armseligen Bett mit den armen Kindern. Im Bett zu liegen, erscheint im Halbdunkel, beim schattenhaften Schein der Lampe, wie das Liegen unter einem riesigen Berg von Menschenköpfen... Jeder zerbrochene Sessel wird lebendig. Jede Hose, die am Stuhl hängt, jedes Kleidchen, jeder Schuh, jeder Topf, jeder Schemel ist ein lebendes Geschöpf, verwandelt sich in ein wildes Pferd, in eine Kuh, ein wildes Tier oder einen Vogel. Alles lebt, alles hat eine Seele. Wandernde Seelen sind es, die gekommen sind, des Vaters Thora zu hören und dadurch erlöst und zu höherer Stufe erhoben zu werden...

„Und ich liege hier bei der Mutter... ich, ein großer Knabe von zehn Jahren, der schon den Talmud studiert, den jeder als guten Kopf rühmt, — ich liege bei der Mutter wie ein Mädchen.“

Hastig setzt sich der zehnjährige Knabe im Bett der Mutter auf, und um selbstquälerisch dem bösen Trieb beizukommen, der ihm zuredet, liegen zu bleiben, streckt er die nackten Füße in die Kälte; dann springt er aus dem Bett, schlüpft eilig in die zerrissene Hose und das geflickte Hemd

und wirft das Arbe-Kanfös über. Besorgt ruft die Mutter:

„Henoeh, du wirst dich erkälten, — was tust du, Henoeh?“

Ebenso wie sein Vater gibt Henoeh keine Antwort; er murmelt bloß etwas vor sich hin. Sogar der Vater unterbricht für einen Augenblick das Studium und sagt halb für sich:

„Es ist noch früh, geh' ins Bett zurück! Das Wasser ist gefroren.“

Auch dem Vater antwortet Henoeh nicht direkt: „Ich will nicht schlafen.“

Er geht zum Wassereimer. Das Wasser ist darin gefroren und er kann sich nicht die Nägel waschen. Da erinnert er sich daran, was der Vater zu tun pflegt. Er nimmt das Hackmesser, schlägt ein Stück Eis ab, faßt es an und wirft es rasch von einer Hand in die andere. Es brennt wie eine feurige Kohle, verbrüht die Haut an den Nägeln wie siedendes Wasser. Henoeh aber hält es fest und reibt sich damit die Hände ab.

„Gedalje, sieh doch, was der Junge tut!“ — ruft die Mutter vom Bett her.

Gedalje weiß, was der Junge tut, und schweigt; denn was der Junge tut, ist gut.

Ein paar Minuten später bewegen sich zwei Schatten an der Wand: ein großer, breiter, mit langem Bart und langen dichten Brauen schwingt rhythmisch, langsam, gelassen wie der Pendel einer Uhr; ein junger, lebhaft wie ein Quell, schwingt hastig hin und her. Und zwei Stimmen tönen: eine ernst, traurig, wie ein fernes Echo, die andere unruhig, ungeduldig, jung...

Bis in sein vierzehntes Lebensjahr war Henoch sehr religiös. Er hatte vom Vater die stille Frömmigkeit geerbt, die wie ein Mantel sein sanftes Gemüt einhüllte. Ständig schien ein stilles Gebet aus ihm zu sprechen. Von seiner frühesten Kindheit an war sein Kopf voll religiöser Bilder, die er in der Bibel kennen gelernt hatte. Sie erregten seine Phantasie und er lebte das Leben der Bibel nach. Abraham, Isaak, Jakob, Josef und seine Brüder, Moses und alle anderen Helden der Bibel waren für ihn lebende Menschen. Er lebte mehr ihr Leben als das tägliche armselige Leben zu Hause. Seine kindliche Seele war voll Sehnsucht nach den heiligen Orten und nach dem geheiligten Leben der Bibel. Er glaubte an den Messias und an die Welterlösung mit der ganzen durstigen Inbrunst seiner jungen Seele und wartete jeden Tag auf das andere Leben, das kommen mußte, wie man auf eine reale Tatsache wartet, nicht bloß auf die Erfüllung eines phantastischen Traumes, — ebenso wie er etwa während des langen schweren Winters die Ankunft des frohen, sonnigen, reinen Passahfestes erwartete...

Im Bethaus pflegte er schon von Kindheit an abseits, geradezu versteckt zu beten, daß keiner ihn sehe. Wenn er im Gebet an Stellen kam, wo von Jerusalem, vom Tempel oder vom Messias die Rede ist, weinte er oft und flehte mit der ganzen Naivität seines Kinderherzens zu Gott, er möge sich doch endlich der Welt erbarmen und den Messias senden. Die Stellen der Liturgie, in denen vom Messias die Rede ist, waren dem Knaben die heiligsten, die vertrautesten und wichtigsten und bei ihnen verweilte er länger als bei anderen Gebeten.

Das tiefe religiöse Gefühl hatte Henoch von seinem Vater überkommen; es übte unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüt und seine Wesensart. Henochs Vater war ein Schweiger. Seinen Lebensunterhalt zog er davon, daß er einigen jungen Burschen aus reichen Häusern dann und wann ein Kapitel des Talmuds beibrachte. Doch der hauptsächliche Ernährer der Familie war die Mutter, die an einem Straßenstand Schnittwaren feilhielt. Sie schleppte große Pakete Ware, Leinwand, Kattun, Kammgarn von Haus zu Haus. An den Markttagen hatte sie ihren Stand für die Bauern auf dem Alten Markt. Der Vater half ihr stets schweigend den Stand aufstellen und die Waren hinaustragen. Beim Verkauf konnte er ihr nicht helfen, denn dafür taugte er nicht.

Der Vater war ein Schweiger. Aus seinem Mund kam kein überflüssiges Wort. Man konnte die Worte geradezu zählen, die er sprach; mochte man auch die schrecklichsten Dinge erzählen, mochte sogar in seinem Heim etwas Außerordentliches, ein Glücksfall oder ein Unglücksfall sich ereignen, er wunderte sich nie, drückte keine Freude und keinen Schmerz aus, mit einem Wort, er schien auf äußere Vorgänge gar nicht zu reagieren. Doch er war ein gefühlvoller Vater. Wenn einem Kinde etwas fehlte, schlief er nächtelang nicht, sondern saß mit einem Buch beim Bette des Kindes und vollführte schweigend die nötigen Handreichungen. Er ging nie früher schlafen, ehe nicht alle Kinder zu Bette waren, er deckte sie mit den alten Kleidern und mit seinem Pelz zu. In den kalten Winternächten stand er, wenn es noch stockfinster war, auf und lernte leise, um die Kinder nicht zu wecken. Niemals verließ er des

Morgens das Haus, ohne im Herd Feuer zu machen, noch ehe die Mutter und die Kinder erwacht waren.

Verwunderlich war an diesem Manne seine stille und tiefe Ergebenheit für seine Frau. Sie war die Brotgeberin und der irdische Teil, während er nur mit den Angelegenheiten des Himmels zu tun hatte; dennoch ließ er nicht zu, daß seine Frau die Pakete oder die Bretter für den Stand schleppe. All dies tat er selbst. Es schnitt Feige ins Herz, wenn sie sah, daß ihr Gedalje so alltägliche Dinge tat. Doch sie konnte ihn davon nicht abbringen; Gedalje schleppte die Pakete wie ein gewöhnlicher Mensch und am Abend nach den Markttagen versäumte er sogar den Gottesdienst und lief auf den Markt, um die Waren und die Standbretter heimzubringen.

Wenn Feige nach dem Markttag müde und abgearbeitet heimkam, fand sie den Tisch gedeckt, Feuer im Herd und einen Topf warmen Wassers auf der Platte. Sie schämte sich geradezu, daß ihr Gedalje sich mit solchen Dingen beschäftigte, und machte ihm liebevolle Vorwürfe:

„Hat man so etwas schon gehört, ein Mann beschäftigt sich mit derlei Dingen?!“

Als die Kinder noch klein waren, saß Gedalje halbe Nächte an der Wiege und schläfernte sie ein, damit Feige in ihrer Nachtruhe nicht gestört werde. Und noch jetzt kann er nicht schlafen, wenn er seine Frau seufzen hört, daß sie Seitenstechen hat oder daß ihre Haut an den Händen und im Gesicht von der glühenden Sonne verbrannt ist, in der sie den ganzen Tag sitzt. Er spaltet ganz leise, daß es keiner höre, ein wenig Holz und bereitet ein Glas Tee. Das stellt er wortlos seiner Frau ans Bett.

Wenn Feige das Glas Tee sieht, bemitleidet sie ihren Mann, der um seinen Schlaf gekommen ist, verbeißt die Schmerzen und stöhnt nicht mehr...

Nie war im Hause ein lautes oder gar böses Wort zu hören. Zwischen Mann und Frau herrschte tiefe, reine Liebe, die wie ein Lied ohne Worte durch ihr bescheidenes ärmliches Leben tönte. Kein Wort wurde darüber zwischen Mann und Frau gesprochen, doch eines fühlte das andere, als wären sie ein Leib und eine Seele. Diesem Gefühl gab Feige nur manchmal in liebevollem Schelten Ausdruck. Wenn sie sah, wie ihr Gedalje sich mit Dingen beschäftigte, die eines Mannes unwürdig sind, dann tat es ihr weh; zugleich aber tat es ihr wohl, daß ihr Gedalje sich um sie sorgte, und dieses gemischte Gefühl drückte sich dann in liebevollem Schelten aus:

„Sollte man glauben, womit so ein Mann sich abgibt? Das paßt doch für eine Frau, wie kommt ein Mann dazu?“

Und bei Gedalje sprach das Gefühl durch einen stillen Blick, den er heimlich auf seine Frau warf...

Dieses stille, reine Liebesempfinden, das zwischen Mann und Frau herrschte, spiegelte sich im ganzen Hause wider. Mit unerhörter Zärtlichkeit hingen die Kinder an den Eltern und aneinander.

Das Leben der Eltern übte tiefen Eindruck auf den kleinen Henoch und hinterließ unverlöschliche Spuren in seinem Charakter und seinem Tun.

Gedalje gehörte zu den Anhängern des Wunderrabbi von Kalwarya Gora, der von den Chassidim kurz „der Gerer Rebbe“ genannt wird. Einmal im

Jahr, um das Wochenfest, fuhr er zum Gerer Rebbe. Als Henoch zwölf Jahre alt wurde, nahm ihn der Vater mit, damit er den Rabbi sehe, ehe er Barmizwah wurde. Der Rabbi, der Hof, das Fest, — all das machte auf den zwölfjährigen Knaben ungeheuren Eindruck. Nicht der Rabbi selbst, die Mahlzeiten bei ihm oder die Inbrunst der Chassidim rührten so tief an sein Gemüt; es war etwas anderes: die Einheit, das Zusammensein so vieler Juden an einer Stelle, der Zug von Gemeinsinn, der sie verband. Henoch und sein Vater waren im Einkehrhaus zusammen mit Hunderten von Chassidim abgestiegen. Alle schliefen zusammen, zu dreien oder vierein in einem Bett, auf den Tischen, auf den Bänken. Stets aßen alle miteinander. Es gab keinen Unterschied zwischen Mein und Dein, alles war gemeinsam. Die reichen und die armen Chassidim hielten eng zusammen. Alle duzten einander. Am Hof des Rabbi, beim Gebet oder bei den Mahlzeiten mengten sich alle ohne Ausnahme durcheinander, alle sangen zusammen, legten einander die Hände auf die Schultern, faßten einander unter den Armen und alle strebten zu dem Manne hin, der, das Gesicht mit der Hand bedeckt, obenan saß und seufzte. Wenn man ihm das Essen in einer riesig großen Schüssel auftrug, so nahm er mit der Hand ein Stückchen Fisch oder Fleisch und kostete davon. Das übrige schob er den Chassidim hin; und man riß sich um die Teller und jeder wollte von dem Gericht haben, das der Rabbi berührt hatte. Wenn der Rabbi die Thora zu erklären begann, wurden die Tausende von Zuhörern zu einem Menschen, zu einem Körper; sie beugten sich vor, um zu hören, was der Rabbi sprach. Und wenn einer

am Tisch ein Lied anstimmte, so fielen alle ein und sangen zusammen; begann jemand zu tanzen, so faßten alle einander an, der Arme nahm den Reichen und einer drängte den anderen in den Reigenkreis, einer faßte den anderen beim Kaftan, an den Händen, an der Schulter und alle tanzten miteinander.

So lebten diese Tausende fünf Tage, alle miteinander, eine Familie, ein Fest.

Henoch schien es, als seien die erwachsenen Väter, die bekümmerten, verhassteten, geschäftigen Juden Kinder geworden. Die ganze Welt war frei geworden, „aus der Schule entlassen“.

„So wird es sein, wenn der Messias kommt,“ — dachte der Knabe — „doch dann werden es alle Juden in der ganzen Welt sein, und nicht nur die Juden, sondern alle Menschen der ganzen Welt werden so sein, werden zusammen leben, in einem Einkehrhaus absteigen, zusammen essen, sich zusammen freuen, zusammen singen und tanzen. Der Messias wird der Rabbi sein und alle Menschen der ganzen Welt seine Chassidim — alle Menschen der ganzen Welt! Die Gojim allerdings nicht, die Gojim werden sterben, untergehen — in der ganzen Welt wird es dann nur Juden geben.“

Und mit seiner ganzen innerlichen Begeisterung, dem starken religiösen Instinkt eines naiven Knaben unternahm es Henoch, den Messias näher zu bringen. Er fastete halbe Tage, betete viel und inbrünstig, vernachlässigte kein Wort des Gebetes und glaubte, jeder Tag, der vergehe, nähere die Erlösung: „Er kommt, er kommt, der Messias kommt...“

Bis eines Tages diese seine ganze Welt zusammenstürzte und jede Hoffnung schwand und jeder Glaube.

Das begann mit verschiedenen Fragen, die von Kindheit an in des Knaben Kopf rumorten. Erst hatte er Angst, an sie zu denken, und versuchte sie mit den herkömmlichen Erklärungen zu beantworten.

Die erste Frage jedes gläubigen Knaben: „Warum gibt es Gut und Böse?“ wurde ihm beantwortet; jeder Wanderprediger, der in die Stadt kam, predigte darüber, jedes Moralbüchlein suchte es damit zu erklären, daß Gott dem Menschen die Wahl gelassen habe.

Doch von dieser Frage kam Henoch zu einer schwereren, über die nachzudenken er bisher sich gefürchtet hatte:

„Warum hat Gott Gojim und Juden geschaffen? Warum hat er verschiedene Religionen zugelassen? Wenn er allmächtig ist, warum richtet er es nicht so ein, daß alle an ihn glauben? Wenn er das aber nicht tut, welche Schuld haben die Gojim daran, daß sie Gojim sind? Warum ist es ihnen beschieden unterzugehen?“

Dann kam die Grundfrage, an die er sich gar nicht heranwagte: „Wer überzeugt mich, daß die Juden mit der Behauptung, nur sie dienten dem einzigen Gott, recht haben? Es gibt doch mehr Gojim als Juden; die ganze Welt besteht aus Gojim, und Juden gibt es ja so wenig — wer kann mich davon überzeugen, daß die Juden die einzigen sind, die um den rechten Weg wissen?“

Dann aber kam's: „Wozu beten? Wozu braucht Gott meine guten Taten? Was hat er davon, daß ich ihm lobsinge?“

Der erste Versuch war, daß Henoch das Beten

vernachlässigte — und nichts geschah, die Welt ging nicht unter, er selbst starb nicht...

Er hatte niemanden, mit dem er davon sprechen konnte. Mit dem Vater über derlei Dinge zu reden, war er nicht gewohnt. Der Vater schwieg stets. Einigemal versuchte Henoch eine Frage an ihn zu richten, doch der Vater antwortete kurz:

„Man muß glauben...“

„Was tut man aber, wenn man nicht glaubt?“

Der Vater schwieg.

Wenn Henoch seinem Lehrer eine derartige Frage stellte, gab ihm der eine Ohrfeige und sagte:

„Aus dir wird sicher nichts Gutes werden.“

Ein junger Bursche, bei dem er im Bethaus Lektionen nahm, antwortete ihm auf seine Fragen:

„Man muß eben die Moralbücher lesen.“

Henoch las Moralbücher. Sie versuchten wirklich alle Fragen zu beantworten, aber die Fragen kamen wieder.

Lange Zeit war Henoch in einer Welt des Chaos. Das waren Jahre der Qual. Seine Kinderwelt war zusammengestürzt und eine andere hatte er nicht. Er suchte im Gebet Vergessenheit. Doch das Gebet war keines mehr und das Lernen kein Lernen. Vielleicht hätte er sich aus dem Meer des Zweifels, in das er geraten war, noch retten können, doch ein Junge aus dem Bethaus, der ungefähr in dem gleichen Alter stand wie Henoch, steckte ihm heimlich profane Schriften in hebräischer Sprache zu, und diese verstärkten noch seine Zweifel und nahmen ihm den letzten Rest des Glaubens, den er noch besaß.

Hilflos ging Henoch umher; denn niemand war da, der ihn bei der Hand nahm und ihm einen Weg

wies. Hie und da stieß er auf eine Schrift, die ein schwaches Licht auf einen neuen Weg warf; doch es schwand bald und der Weg war dunkel wie zuvor.

Ins Bethaus ging er aus Gewohnheit — er lernte und betete, weil er nichts anderes zu tun hatte. Doch sein Herz war leer und das Leben schien ihm zwecklos: „Wie kann man ohne einen Messias leben?“

Der Vater merkte wohl etwas, doch seiner Gewohnheit gemäß schwieg er. Dennoch war es deutlich, daß er etwas merkte, denn eines Abends sagte er, anscheinend ohne Absicht:

„Wie kann man ohne Ziel leben?“

Doch woher das Ziel nehmen? Und wo ist der Weg zum Ziel? Henoch suchte ihn von dem Tag an, da er das erste Ziel verloren hatte.

Er lag die ganzen Sommertage im Wäldchen beim Friedhof und las. Im Winter saß er in der Frauensynagoge oder beim Elementarlehrer und lernte russische Grammatik, später verbrachte er seine Zeit bei einem Studenten aus Litauen, der Lektionen gab. Er las die hebräischen Schriften der Aufklärer Smolenski und Mapu, dann und wann wagte er sich auch an ein russisches Buch: „Trage ich die Schuld, daß ich das ‚Ziel‘ nicht finde? Aber es muß doch irgendwo sein, sonst hätte ja die Welt keinen Zweck.“

Eines Tages kam ein junger Mann aus Schochlyn in die Stadt; er blieb bloß ein paar Tage dort und kam auch ins Bethaus. Dort ließ er sich mit den Burschen in ein Gespräch ein. Dann nahm er Henoch zu einem Spaziergang ins Wäldchen mit, dabei erzählte er ihm, wie es in den großen Städten aussah. Er sprach von der wahren Gerechtigkeit und Menschen-

liebe und sagte, alles komme auf die eigene Kraft an, man müsse nur wollen. Statt weiter zu reden, ließ er Henoch einige Schriften zurück; sie waren in gewöhnlichem Jiddisch geschrieben. Diese Schriften verursachten eine Revolution in Henochs Denken. Was darin stand, das hatte er geahnt und doch nicht geahnt, — und es war doch so offenbar...

Zwei dieser Schriften waren Dichtungen von Perez: „Das Straimel“ und „Boncie, der Schweiger“.

Das „Straimel“ brannte wie ein glühendes Eisen den letzten Rest des Glaubens an das „Straimel“, die pelzverbräunte Sabbatmütze der Chassidim, und ihre Macht aus und ließ im Herzen eine offene Wunde zurück... Und „Boncie, der Schweiger“ pflanzte in diese offene Wunde etwas Neues ein, davon sie zu heilen begann, — das Gefühl der Gerechtigkeit für die Unterdrückten.

Mit der gleichen Ekstase und heiligen Frömmigkeit, mit der er an den Messias geglaubt hatte, begann Henoch an einen neuen Messias zu glauben — an Boncies Messias.

Fünfzehn Jahre war Henoch alt, mit fünfzehn Jahren hatte er schon eine Welt zertrümmert und baute eine neue.

Henoch wurde Handwerker; er trat zu dem Buchdrucker Getzl in die Lehre. Dort verdiente er fünf- undzwanzig Rubel im Quartal. Zu Hause sah man es für ein Unglück an, daß Henoch das Studium aufgegeben hatte. Der Vater schwieg seiner Gewohnheit gemäß. Doch ärger als sein Schweigen war, daß er den Sohn nicht bemerkte. Er wohnte mit ihm in einem Zimmer, aß mit ihm an einem Tisch, doch er sah ihn nicht mehr. Der Vater verstand es so

einzurichten, daß er, wenn er es wollte, einen Menschen vollständig übersehen konnte. Er fragte Henoch nicht nach seiner Arbeit und wandte sich mit keinem Wort an ihn, als wäre er gar nicht vorhanden. Und die Mutter hatte ihren nächtlichen Seufzern noch einen hinzugefügt, den um den Sohn, der Handwerker geworden war...

Damals lernte Henoch Dwojre kennen.

Das erste Rendezvous

Die offizielle „Bekanntschaft“ zwischen Henoch und Dwojre erfolgte an einem Sabbat-Nachmittag bei Itte im Obstgarten; es war ein schöner Nachmittag zur Sommerszeit.

Die Sonne leuchtete hell, die Äpfel und die Birnen reiften auf den Bäumen. Stachel- und Johannisbeeren waren schon reif, die Zwetschken noch grün und die Kirschen schon vorüber. Die Burschen des Städtchens gingen, ihre Bücher unterm Arm, in einer Allee des Gartens spazieren und die Mädchen des Städtchens in den frisch gebügelten Kattunkleidern, die Bücher unterm Arm, in der anderen Allee. Bei der lebenden Laube neben dem großen Birnbaum schnitten sich die beiden Alleen und da traf es sich stets, daß dort die Burschen und die Mädchen von beiden Alleen zu gleicher Zeit zusammenkamen. Beim ersten Zusammentreffen wurde kein Wort gewechselt, nur Blicke flogen hin und her. Beim zweiten Zusammentreffen begann einer von den Burschen zu lachen, da kreischten die Mädchen laut auf und liefen rasch vorüber. Beim dritten Zusammentreffen warf ein wagemutiger Bursche ein Scherzwort zu den Mädchen hinüber: „Rote Kirschen fallen von den Bäumen“ und ein wagemutiges Mädchen erwiderte: „Grüne Äpfel sind sauer.“ Beim

vierten Zusammentreffen hielt Leibusch, der Ober-
teilherrichter, der ein halbes Jahr in Lodz verbracht
hatte und daher wußte, wie man mit Mädchen umgeht,
die Burschen an und begann die, welche einander
noch nicht kannten, „vorzustellen“.

Henoch Lipski wurde von dem erwähnten Leibusch
vorgestellt, Dwojre Zlotnik von Chanele, der Strumpf-
wirkerin, die beide Burschen bereits kannte.

Dwojre war damals sechzehn Jahre alt, doch der
Umstand, daß sie selbständige Näherin war, gab
ihr eine soziale „Stellung“. Die älteren Mädchen
nahmen sie in ihre Gesellschaft. Mit ihren ganzen
sechzehn Jahren und mit der schweren Last, die
auf ihren jungen Schultern von Kindheit an ruhte,
sah Dwojrele genau so alt aus wie damals, als wir
sie zum erstenmal trafen. Sie war nur größer ge-
worden, doch sie sah wie ein altkluges Kind aus.
Vergebens hatte die Mutter versucht, ihr wildes
Kraushaar in zwei Zöpfen zu bändigen. Doch da
halfen auch die zwei roten Seidenbänder nicht, mit
denen die Mutter die Zöpfe zusammenschnürte.
Die Haare, die noch gestern nachmittag in einem
Schaff heißen Wassers gewaschen worden waren,
entsprangen den Fesseln der Zöpfe und fielen wie
junges Gras, wie seidig-edle Pflanzen über Dwojres
Gesicht, über ihre Stirn und ihre Augen. Dwojre
mußte sie mit einer Bewegung des Kopfes von den
Augen vertreiben. Sie war klein für ihr Alter und
sah wie ein Kind aus, das sich als Erwachsener ver-
kleidet hat...

Seit der Älteste Geld aus Amerika sandte und
Mojschele „Ochs“ seinen Verdienst vom Markt heim-
brachte, achtete die Mutter auf Dwojres Kleidung.

„Sie ist doch ein erwachsenes Mädchen“, sagte sie zu Ansel. Und Dwojre hatte ein Paar Sabbat-Stiefeletten und — Wunder über Wunder — ein neues Sabbat-Stoffkleid, nach der „letzten Mode“ genäht, mit einem großen Matrosenkragen und einem gestärkten Plastron vorne.

Zum erstenmal in ihrem Leben lernte Dwojre einen jungen Mann kennen. Wohl war auch sie mit den Burschen von Kindheit an bekannt (wer kannte den anderen nicht in dem kleinen Städtchen?), doch zum erstenmal in ihrem Leben wurde sie einem jungen Manne „vorgestellt“. Dwojre wußte nicht, was sie tun und was sie sagen sollte. Sie wurde bleich wie eine Wand, ihre Schläfen begannen zu zittern und an ihrem Hals traten ein paar blaue Adern hervor, die sich auf der dunklen Haut abzeichneten. Ihr Herz klopfte, daß man es beinahe hören konnte. Dann wurde sie rot und wieder bleich. Endlich erinnerte sie sich, daß sie das neue, nach der „letzten Mode“ genähte Sabbatkleid trug, verließ sich auf den Matrosenkragen und wurde ruhig...

Noch mehr als sie war Henoch verlegen. Henoch Lipski, der bei den Burschen „obenauf“ war, in dessen Gegenwart sie sich nicht traute, den Mund aufzutun, da Henoch alles besser wußte als jeder andere, — dieser Henoch war in der Gesellschaft von Mädchen hilflos. Er konnte keinem Mädchen ins Gesicht sehen, stets suchte sein Blick den Boden, und er sprach, als wollte er den Mäusen ein Geheimnis ins Ohr raunen. So stand denn Henoch genau so wie Dwojre da, rot, halb tot, die langen Hände wußten nicht, wo sie hingehörten, und er lächelte blöde.

Zunächst gingen alle miteinander, Burschen und

Mädchen, wie sich's traf, und Leibel, der Oberteilherrichter, samt der Strumpfwirkerin Chane bestritten das Gespräch für alle. Allmählich begann sich die Gesellschaft in Pärchen zu teilen; jeder hatte seine „Sympathie“ und die Pärchen gingen einzeln. Die einzigen, die übrig blieben, waren Henoch und Dwojre. Beide befanden sich zum erstenmal „in Gesellschaft“ und hatten keine Ahnung, was sie beginnen sollten.

Lange Zeit gingen sie durch die Allee, ohne ein Wort zu sprechen. Beiden klopfte das Herz, beide blickten seitwärts, beide wußten nicht, wie sie anfangen sollten. Dwojre baute auf das neue Kleid, das sie trug, und auf ihre neuen Schuhe, Henoch auf den Zelluloidkragen, den er zum erstenmal für den Sabbat-Spaziergang im Garten angelegt hatte...

Als sie an einem reich behangenen Apfelbaum vorüberkamen, stießen sie unversehens an und ein roter, reifer Apfel rollte zu ihren Füßen nieder. Henoch hob den Apfel auf. Lange Zeit hielt er ihn in der Hand und schien überhaupt nicht zu wissen, was man mit einem Apfel beginnt. Plötzlich reichte er ihn, ohne ein Wort zu sprechen, Dwojre hin.

Dwojre erschrak. Sie schämte sich, den Apfel zu nehmen, und hatte Angst abzulehnen, um nicht „provinzlerisch“ zu erscheinen. Endlich nahm sie, ebenfalls wortlos, den Apfel an und wußte auch nicht, was sie mit ihm beginnen sollte.

„Dwojre,“ begann Henoch, „ich möchte Sie gern allein treffen“ — dabei sah er angestrengt nach einer Seite hin.

„Warum allein?“ fragte Dwojre; sie verstand nicht, was er meinte.

„Ich möchte Sie gern allein treffen, wenn keiner dabei ist.“

Dwojrele schwieg.

„Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen“ — fügte Henoch nach langer Pause hinzu.

„Warum denn nicht? Wir können uns treffen“, erwiderte Dwojrele mit Herzklopfen.

Lange Zeit schwiegen beide, als hätten sie etwas Furchtbares begangen. Dwojrele war es, die wieder auf das „Rendezvous“ zu sprechen kam.

„Wo werden wir uns treffen?“ erinnerte sie ihn.

„Wollen Sie zur alten Mühle kommen? Ich werde dort auf Sie warten.“

Dwojrele antwortete nicht. Nach einer Weile kam eine ihrer Bekannten hinzu und fragte:

„Wovon spricht ihr? Ach, ein Geheimnis? O, ich bitte um Entschuldigung.“

„Nein, gar kein Geheimnis. Wir haben ein wenig geplaudert“, verteidigte sich Dwojrele.

Dann trafen sich alle Pärchen wieder und die Burschen und Mädchen gingen in geschlossener Gruppe. Die Strumpfwirkerin sang ein Lied und Henoch und Dwojrele hatten keine Gelegenheit, ihre Verabredung zu Ende zu bringen. Doch als man zu der Allee kam, wo Abschied genommen wurde, gaben alle, wie es üblich war, einander die Hand. Und erst als Henoch Dwojrele die Hand reichte, da antwortete sie:

„Ja“ — das sagte sie hastig, mit einem sonderbaren Ton. Lange, lange nachher klang dieses „Ja“ in Henochs Ohren, wie eine wunderbare Melodie. Ihm war es, als läge in diesem „Ja“ unendlich viel

Schönheit, unendlicher Reiz, unendlich viel von etwas, was er nicht ausdrücken konnte.

„Ja hat sie gesagt“ — wiederholte er sich immer wieder. — „Ja hat sie gesagt“ — und er hüpfte wie ein junger Bock durch die Gassen. Er hätte die Welt umarmen und abküssen mögen... Viel hätte er darum gegeben, wenn er sein Erlebnis jemandem hätte erzählen können...

In dieser Nacht schlief keines von beiden. Dwojre hatte irgendwo einen kleinen Spiegel versteckt, den holte sie hervor, wischte ihn immer wieder ab und sah sich heimlich an. Ehe sie schlafen ging, flocht sie ihr Kraushaar stärker ein und zog das rote Sabbatband fest zu, damit das Haar nicht wieder aufgehe. Henoch aber wusch vor dem Schlafengehen seinen Zelluloidkragen.

Am nächsten Tag mußte Dwojrele bei ihrer Arbeit dreimal falsche Nähte auftrennen, die sie in Chane Reisels Ausstattungshemd gemacht hatte. Die Mutter sprach den ganzen Tag davon, daß Dwojrele, Gott behüte, von irgend jemandem den bösen Blick bekommen haben müsse; sie sehe aus, als ob sie Fieber hätte. Tatsächlich glühten Dwojreles Wangen. Der Vater sagte, er habe schon lange gewußt, daß das Mädchen nicht recht beisammen sei:

„Ich habe schon lange gesehen, daß mit dem Mädél etwas geschehen ist, doch ich habe geschwiegen.“

„Anschel, du machst mir Angst. Was hast du gewußt, was?“ fragte Sure Rifke.

„Sie geht doch herum, als wäre sie von bösen Geistern besessen.“

„Schweig', um Gottes willen, schweig'!“

Als der Abend kam, stellte sich Dwojrele vor den

Hausspiegel; der bestand darin, daß unter die Glasscheibe des Schrankes eine alte schwarze Schoß der Mutter gespannt war (die Erfindung stammte von Mojschele „Ochs“). Darin betrachtete sich Dwojrele lange Zeit, flocht ihr Haar in einen Zopf und zog das rote Sabbatband durch. Die Mutter war neugierig:

„Was bedeutet das? Warum diese Vorbereitungen, ganz anders als sonst?“ (Zum Glück war der Vater nicht im Hause, er war ins Bethaus zum Abendgebet gegangen.)

Dwojrele zog das Sabbat-Stoffkleid an und ging „in die Allee“, wie sie sagte.

Beim Schlagbaum, der zur Mühle führt, wartete Henoch auf sie. Er trug den frischgewaschenen Zelluloidkragen und darüber war ein Band in phantasievollem Knoten zu einem Schlips gebunden. „Irgendwie“ war er zu einem Stock gekommen, der früher zu einem Schirm gehört hatte; den drehte er elegant hin und her.

Als er Dwojre kommen sah, knöpfte er den verdrückten Kaftan zum letztenmal zu, schob die Schläfenlocken hinter die Ohren, faßte den Stock stutzerhaft mit zwei Fingern um die Mitte und lief ihr hastig entgegen. Als er sie erreicht hatte, blieb er mit einem Ruck stehen und lächelte:

„Dwojrele“ — begann er und brach ab.

Sie antwortete nicht.

Bis zum Wäldchen gingen sie schweigend nebeneinander her. Als sie zur kleinen Mühle kamen und sich auf den alten Holzklotz setzten, nahm Dwojrele als erste das Wort.

„Warum haben Sie mich gerufen?“ fragte sie mädchenhaft schmollend.

„Um nichts“, antwortete er lächelnd.

„Warum haben Sie mich gerufen?“ fragte sie noch einmal.

„So.“

„So ruft man?“ entgegnete sie.

„Ich wollte Ihnen etwas vorlesen“, sagte Henoch endlich.

„Was wollten Sie mir vorlesen?“

„Ein Gedicht.“

„Ein Gedicht?“ wiederholte Dwojre fragend.

„Ja, ein schönes Gedicht, von einem neuen Dichter.“

„Lesen Sie es mir vor!“

Henoch zog das Gedicht aus der Tasche, das er in einem neuen jiddischen Sammelbuch gefunden hatte. In dem Lied war vom Frühling die Rede und vom Mai, überdies war auch auf die „Freiheit“ angespielt. Das Gedicht begeisterte Henoch und er wurde freier.

„Verstehen Sie, was ‚er‘ mit dem Frühling meint?“

„Nein, ich verstehe es nicht.“

„Damit meint er nicht einfach den Frühling, sondern die Freiheit — wenn die Menschen die Ketten der Knechtschaft abwerfen werden — wenn sie sich befreien werden — wenn der ‚Winter‘ vorüber sein wird und der Frühling kommt, wenn die Gewässer sich von ihrem ‚Eise‘ befreien — verstehen Sie, was er damit meint?“

„Nein“ — Dwojre schüttelte den Kopf.

„Damit meint er die Zeit, da die Menschen die Ketten abwerfen werden, die ihre Tyrannen ihnen angelegt haben, da sie sich vom Joch der Knechtschaft befreien werden — dann wird der Frühling kommen, die ewige Freiheit wird über der Welt leuchten — Verstehen Sie es jetzt?“

„Ja“ — Dwojrele nickte mit dem Kopf.

Henoch hörte plötzlich auf zu lesen und versank in Nachdenken.

„Woran denken Sie?“ fragte Dwojre.

„An nichts“, antwortete Henoch.

„Wissen Sie, warum ich Sie hierher gerufen habe?“ fragte er plötzlich.

„Nein“ — Dwojrele schüttelte den Kopf; sie erschrak vor dem Gespräch, das nun kommen sollte.

Doch Henoch sprach nicht weiter.

„Warum sagen Sie mir nicht...“

„Nein, jetzt noch nicht, ich kann es Ihnen jetzt noch nicht sagen, es ist etwas sehr Ernstes, es geht um Leben und Tod.“

Henochs Worte erregten in Dwojre ernstlichen Schreck. Doch zugleich freute es sie, daß Henoch mit ihr über etwas so Ernstes sprach, das „um Leben und Tod ging“; aber sie wagte nicht zu fragen, worüber er mit ihr sprechen wollte.

Dann schwiegen beide lange Zeit. Langsam und unmerklich brach die Nacht an. Nebelvorhänge breiteten sich vom Wäldchen her auf, die Sonne ging in ein fremdes Land hinüber und der letzte Streifen Rot ertrank in einem blauen Strom, der sich über den halben Himmel ergoß. Reinheit und Trauer kam über die Welt...

Lange saßen beide und sahen zu, wie der blaue Strom am Himmel jedes helle Wölkchen verschlang und es immer dunkler wurde.

Keines sprach, keines sah das andere an. Als sie sich endlich erhoben, um in die Stadt zurückzugehen, ertappten sie sich dabei, daß sie einander an den Händen hielten...

Für die heilige Sache

Für Dwojre begann ein neues Leben, ein Leben voll Erwartung; in ihrem jungen Blut glühte etwas auf, was sie nicht kannte, Träume, die sie nicht kannte, hüllten ihre Seele in blaue Vorhänge. Sie saß bei der Maschine und nähte Hemden für Bräute und für Wöchnerinnen und mit jedem Stich nähte sie einen Traum ein und ein Begehren...

Am Abend zog sie sich an, um, wie sie der Mutter sagte, „in die Allee“ zu gehen. Dann eilte sie zum Schlagbaum; dort wartete Henoch schon, den Stock in der Hand, jedesmal mit einem neuen Buch; mit verschämtem Lächeln lief er ihr entgegen, blieb mit einem Ruck stehen und dann gingen sie wortlos zusammen zum Holzklotz bei der alten Mühle, die unter den Pappeln verborgen stand.

Jedesmal, wenn sie zu ihm kam, war es ein neues Singen. Jedesmal, wenn sie schweigend, mit klopfendem Herzen zusammen zur Mühle gingen, war es ein neues Liebesregen, ein neues bräutliches Gefühl.

Schweigend gingen sie dahin. Wenn sie zum Holzklotz kamen, zog Henoch verschämt das Buch aus der Brusttasche und fragte:

„Wollen Sie hören, Dwojre?“

„Ja“, antwortete sie.

Henoch las vor, erklärte und kommentierte. Er lebte

in Büchern, und wenn er ins Lesen kam, lebte er auf, seine Verlegenheit schwand und durch die Bücher sprach er aus, was er ihr sagen wollte...

Manchmal verstand sie ihn, manchmal nicht. Doch ist es nötig zu verstehen? Für sie waren Henochs Bücher dasselbe, was für ihre Mutter die heilige Thora war. Und mit Stolz und Hochachtung sah sie zu Henoch auf. Sie war ihm dankbar für jedes Wort, das er ihr schenkte, dankbar dafür, daß er mit ihr ging, daß er für sie las. Sie begriff nicht, warum er es tat. Und was ihr Vater für ihre Mutter war, wenn sie ihn den Wochenabschnitt vorlesen hörte, das war Henoch für Dwojre durch seine Bücher...

An einem dieser Abende bei der Mühle war Henoch in sonderbarer Stimmung; nachdem er etwas vorgelesen hatte, begann er plötzlich:

„Dwojre, ich möchte mit Ihnen über etwas sprechen. Über eine sehr wichtige und ernste Sache. Ich wollte es schon lange, doch ich wußte nicht, ob ich es soll — ich weiß nicht, ob Sie es wollen — Soll ich sprechen?“ fragte er.

„Sprechen Sie“, erwiderte sie mit Herzklopfen.

„Glauben Sie ja nicht, das Leben sei leicht. Das Leben ist eine ernste, sehr ernste Sache. Und jeder muß seine Pflicht haben, muß seine Pflicht erfüllen können. Verstehen Sie mich?“

„Ja“ — Dwojre nickte mit dem Kopf, obwohl sie keine Ahnung hatte, worauf die Worte hinauswollten.

„Wollen Sie auch die Pflicht auf sich nehmen? Niemand soll Sie dazu zwingen, aus eigenem Willen sollen Sie es tun.“

„Was für eine Pflicht?“ fragte Dwojre.

„Die Pflicht für die ‚heilige Sache‘.“

„Was ist das: die ‚heilige Sache‘?“

„Die heilige Sache, das ist die Revolution.“

„Die Revolution?“ fragte Dwojre erschrocken.

„Ja,“ antwortete Henoch bestimmt und alle seine Verlegenheit war verflogen, „das ist die Befreiung, die große Befreiung für alle Menschen, die ‚heilige Sache‘.“

Dwojre verstummte vor dem Ernst dieser Worte. Sie sah Henoch mit ihren großen Augen an und der ganze Ernst ihrer Kinderseele lag in diesem Blick. Schreck und Ernst schloß ihr den Mund.

„Wollen Sie, wie wir alle, die Pflicht für die ‚heilige Sache‘ auf sich nehmen, die Pflicht für die Befreiung der ganzen Menschheit?“

„Was muß man tun, wenn man die Pflicht für die heilige Sache auf sich nimmt?“ — Dwojre stammelte die letzte Hälfte des Satzes, als fürchte sie, die heiligen Worte mit ihren Lippen zu entweihen; ergeben schaute sie Henoch um Belehrung flehend an.

„Man muß bereit sein, die Pflicht zu jeder Zeit zu erfüllen.“

„Zu jeder Zeit?“ wiederholte Dwojre fragend.

„Auch das Leben einzusetzen!“ schloß Henoch.

„Auch das Leben einzusetzen“ — mechanisch sprach Dwojre furchtsam stammelnd die Worte nach.

„Verstehen Sie, was ich meine?“

„Ja“, antwortete Dwojre.

„Und sind Sie bereit, für diese Pflicht Ihr Leben einzusetzen?“

Dwojre antwortete vor Schreck nicht, sondern nickte nur bejahend mit dem Kopf.

„Und wenn man Ihr Leben für die ‚heilige Sache‘

brauchen wird, werden Sie es hingeben?“ fragte Henoch geradeaus.

Dwojrele meinte, ihr Leben werde sofort für die „heilige Sache“ gebraucht, und war bereit, es auf der Stelle hinzugeben.

„Ja, ich will mein Leben für die ‚heilige Sache‘ hingeben“, antwortete sie mit fromm zitternder Stimme, als stünde sie im Tempel vor Gott.

„So sind wir denn Bruder und Schwester.“ Henoch reichte ihr die Hand.

Beide legten ihre Hände mit dem ganzen Ernst, dem ganzen Glauben und der ganzen Reinheit ihrer jungen Seelen ineinander.

„Ich werde Sie nächstens im Wald den Genossen vorstellen“, sagte Henoch.

„Gut“, antwortete Dwojrele mit unendlicher Dankbarkeit.

„Nur eines merken Sie sich wohl: Sobald Sie in die ‚Partei‘ eingetreten sind, müssen Sie imstande sein, das Geheimnis zu bewahren, sogar zu sterben und das Geheimnis nicht zu verraten.“

„Sogar zu sterben“, antwortete Dwojrele.

Dann schwiegen sie eine Weile. Eine große, unbestimmte Freude hatte beide erfaßt und sie verstummen lassen. Denn sie hatten nichts zu reden. Nur Henoch fuchtelte mit seinem Stock in der Luft herum.

„Es ist gut, es ist gut!“ sprach er halb zu sich.

„Was ist gut?“ fragte Dwojrele.

„Das Leben, die Welt; es lohnt zu leben und es ist wert zu sterben; nicht?“

„Ja“, antwortete Dwojrele.

Dann begann sie plötzlich:

„Warum sagen Sie mir noch ‚Sie‘, wenn wir Bruder und Schwester sind?“

„Ja, Sie haben recht. Wir sollen uns nicht mehr ‚Sie‘ sagen, wir müssen uns jetzt duzen.“

Doch mit dem Duzen hatte Henoch Schwierigkeiten. Dwojre konnte es viel besser. Sie war auch die erste, die ihm „du“ sagte.

„Henoch, ich bin glücklich, daß ich dir begegnet bin; bist du auch glücklich?“ — Vor dem Wörtchen „dir“ war sie so erschrocken, daß sie den Satz nur mit Mühe beenden konnte und über das zweite „du“ hastig hinwegstolperte.

Henoch antwortete lange nichts, sondern sah zur Seite; dann stammelte er:

„O ja, ich bin glücklich...“

Beide wurden rot und blaß, ihre Herzen klopften so laut, daß eines den Herzschlag des anderen hörte. So saßen sie lange Zeit schweigend. Und plötzlich geschah es — Dwojrele umarmte Henoch und küßte ihn.

Hätte sich die Erde geöffnet, so hätten sich beide am liebsten in ihren Spalten verkrochen. Dann quollen plötzlich aus Dwojreles Augen dicke Tränen. Sie versuchte sie mit den Händen und mit dem Taschentuch zurückzuhalten, doch vergebens; sie lehnte ihr Gesicht an Henochs Schulter und weinte bitterlich.

Henoch streichelte ihr Haar, ohne hinzusehen.

„Warum weinen Sie, Dwojrele? Warum weinen Sie?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Dwojrele schluchzend. Henoch fragte nichts mehr.

Als Dwojrele wieder ruhig geworden war, war es schon stockdunkel. Schweigend gingen beide

in die Stadt. Doch ehe sie voneinander Abschied nahmen, begann Henoch plötzlich:

„Für die ‚heilige Sache‘ muß man alles opfern, alles, sogar die Liebe; verstehen Sie, Dwojre?“

„Ja, ich verstehe“, antwortete Dwojre schuld-
bewußt.

Und die ganze Nacht dachte sie daran, was für ein unwürdiges Geschöpf sie war, daß sie sich nicht hatte zurückhalten können und die „heilige Sache“ mit ihrer sündigen Liebe entweiht hatte.

Die Reue brannte sie wie Rutenstreiche, weil sie die „heilige Sache“ mit ihrer Liebe entweiht hatte. Henoch hatte sie in ein heiliges Geheimnis gezogen; Henoch hatte sie erhoben und in eine andere, eine höhere, schönere Welt getragen; und sie, sie hatte alles mit ihrer dummen „Liebe“ entweiht.

Wohl war Dwojre der Meinung, das, was zwischen ihnen beiden gestern vorgefallen war, sei die wahre, die heilige Liebe, von der sie in den Romanen gelesen hatte, — der Kuß, den sie einander gegeben, habe sie für ewig, bis zum letzten Atemzug verbunden; doch welchen Wert hatte ihre sündige Liebe gegenüber der „heiligen Sache“, zu der Henoch sie herangezogen hatte?

An den nächsten Abenden ging Dwojre nicht zur Mühle. Sie schämte sich, Henoch noch einmal zu begegnen. Und sie war sicher, daß Henoch sie nicht mehr erwartete, daß alles aus sei.

Und als sie ihn am nächsten Sabbat im Garten mit den anderen Burschen sah, da schlug ihr Herz vor

Scham und sie hatte Angst, nach ihm hinzusehen, um seinem Blick nicht zu begegnen. Wie groß aber war ihre Überraschung, als Henoch ganz nahe auf sie zutrat und leise zu ihr sagte:

„Dwojrele, ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Dwojrele wurde rot und tat, als höre sie ihn nicht. Die anderen Mädchen und Burschen standen ringsum und alle gingen miteinander. Alle Mädchen und Burschen wußten, daß zwischen Henoch und Dwojrele „etwas sei“, und aus Sympathie richteten sie es so ein, daß Henoch mit Dwojrele allein ging.

„Warum sind Sie nicht zur Mühle gekommen? Ich habe jeden Abend auf Sie gewartet“, begann Henoch.

„Ich bitte Sie vielmals um Verzeihung“ — Dwojrele benützte eine Romanphrase, die sie gelesen hatte, und sah dabei angestrengt ihre Schuhspitzen an.

„Warum?“ fragte Henoch.

„Wegen... damals. Sie wissen schon, warum.“

„Ich muß Sie vielmals um Verzeihung bitten“ — Henoch gebrauchte dieselbe Phrase.

„Heute ist im Wald eine Versammlung, wollen Sie mit mir hinauskommen? Es wird heute eine wichtige ‚Tagesordnung‘ verhandelt. Ich werde Sie auch den Genossen vorstellen“, sagte er dann unvermittelt.

Dwojrele hob die Augen zu ihm auf; unendliche Dankbarkeit lag in ihrem Blick.

„Ich weiß nicht, ob ich kommen werde“, sagte sie stammelnd.

„Warum? Bereuen Sie Ihr Versprechen?“ fragte Henoch.

„Ich habe die ‚heilige Sache‘ entweiht.“

„Ich war es, der die ‚heilige Sache‘ entweiht hat“, sagte Henoeh mit dumpfer Stimme.

Wieder schwiegen sie lange Zeit.

„Werden Sie kommen?“ fragte Henoeh endlich zögernd.

„Soll ich kommen?“ antwortete Dwojre mit einer Frage.

„Ja, kommen Sie! Ich werde Sie an der Straße erwarten, an der breiten Straße.“

Die anderen Burschen und Mädchen kamen zurück und das Gespräch stockte.

Die letzte Begegnung

Henoch war schon einigemal an Anschels Haus vorbeigegangen und hatte verstohlene Blicke durch die mit weißen Gardinen behangenen Fenster geworfen. An dem Schatten, der sich auf den Gardinen widerspiegelte, erkannte er Dwojre; sie saß beim Fenster und las.

Er erkannte den Schatten ihres rundlichen, von reichem Haar umrahmten Kopfes, der auf das Buch gesenkt war, mit den Strähnen, die sich aus ihrem Zopf gelöst hatten und über die Wangen hingen. Als er das nächste Mal vorbeiging, sah er durch den Spalt, den die Gardinen freiließen, ihren Nacken, nicht bloß als Schatten, sondern in Wirklichkeit, gesenkt, von einem dicken Zopf bedeckt. Beim nächsten Mal sah er ein Stückchen ihres Gesichtes, das Kinn, das an ihre Hand gelehnt war, und dann wieder ihren Schatten; ihre grazile Gestalt schien sich im Wasser zu spiegeln. Der Schatten ward ihm mehr lieb als die wirkliche Gestalt; er schien mehr von ihrem Wesen und ihrem Charakter auszudrücken als sie selbst...

Sooft Henoch an dem kleinen Hause vorüberging und ins Fenster sah, klopfte sein Herz vor Glück und Freude. Es war ihm, als sei er um etwas bereichert worden. Sooft er einen Teil ihres Kopfes, ihres

Gesichtes oder ihrer Hand oder gar den ganzen Schatten sah, entdeckte er an ihr einen neuen Reiz und war glücklich.

Dwojre wußte nicht, daß Henoch auf der Gasse vor dem Hause auf und ab ging. Und doch war es, als säße sie beim Fenster nur, um ihn noch mehr zu reizen; der Schein einer vorzeitig angezündeten Lampe fiel jetzt auf ihr Gesicht und ließ an ihrem Schatten den ganzen Schatz an Liebreiz, der auf ihrem Haupte ruhte, den ganzen Adel, der in den länglich geschnittenen Wangen lag, die ganze Trauer, die sich in den gesenkten Brauen barg, und das ganze Mitleid, das ihr weicher, junger Hals erweckte, noch mehr hervortreten...

All das drückte der Schatten an den weißen Gardinen aus, besonders deutlich, wenn sie den Kopf über das Buch beugte und ihre Augen auf die Blätter heftete. Ihr Liebreiz strömte wie Gesang in Henochs Adern, stillte den Durst seines sehnächtigen Herzens und erfüllte es mit Freude.

Es war ein Vorherbstabend, gegen Ende des Sommers. Die Abende begannen früh und brachten Sehnsucht und Trauer mit sich. Der ganze Ernst der Tage, da die frommen Juden sich auf die nahenden hohen Feiertage, die ihnen Tage des Gerichtes bedeuten, vorbereiten, liegt an den Abenden melancholisch in der Luft, drückt und beschwert... An jedem Herzen nagt Sehnsucht und sucht ein Ziel. Reue kommt auf, Reue über vergangene Tage und Furcht vor den künftigen.

Als diese Abende kamen, als die Trauer sich auf die Seelen senkte, da lief Henoch in die Tempelgasse und ging vor Anschels Haus spazieren, um durch

einen Spalt, durch eine Scheibe den Schatten ihres Kopfes auf den weißen Vorhängen zu sehen.

Diesmal ging er schon seit einer Stunde in der Gasse auf und ab. Langsam kam die Nacht näher, man merkte es kaum. Dunkle Schleier breiten sich über den Himmel aus und verhüllen allmählich die leuchtenden Wölkchen, die die untergehende Sonne vergoldet hat. Noch zappeln wie Goldfische im Wasser die feuerumsäumten Wölkchen und werfen ihr schimmerndes Licht durch die dunklen durchsichtigen Schleier; doch immer dichter ziehen sich die Schleier über sie, hüllen sie immer fester ein, löschen ihr Licht aus; und von jedem Schleier, der über den Himmel zieht, fällt kaum sichtbarer Schatten zur Erde. Dünne, durchsichtige Schatten sinken vom Himmel, hüllen alle Häuser, alle Bäume, alle Felder ein. Das Grün der Wiesen wird schwarz. Die Bäume werden fremd und unbekannt, als wären sie eben erst plötzlich aus dem Boden gewachsen... Kleine, dünne Rauchwölkchen erheben sich von den Kaminen über die Häuser, da und dort scheint das Licht einer angezündeten Lampe auf. Die Gasse wird leer. Das Kindersingen, das eben noch tönte, ist verstummt. Mütter rufen die Kinder nach Hause. Ein Jude, der sich verspätet hat, läuft zum Abendgebet ins Bethaus. Die letzten Kühe, die spät von der Weide getrieben wurden, kehren heim. Ein kleines Bauernmädchen führt eine eigensinnige Ziege, die sich auf das Schloß verirrt hat, durch die Gasse nach Hause; die Ziege will nicht heimgehen; das Mädchen zerrt sie am Strick und weint bitterlich. In den Fenstern wird es hell. Jemand ist vor ein Haus getreten und schließt den Laden. Die Nacht ist da.

Henoch ging noch immer vor dem Fenster auf und ab.

Er wünschte, daß Dwojre herauskäme, daß sie ihn bemerke, doch er wagte nichts zu tun, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Was soll er ihr sagen? Wozu soll er sie rufen? Wie gern ginge er jetzt mit ihr unter den hohen Pappeln zur Wassermühle; dort auf dem Holzklotz sitzen, in das grüne, algenbedeckte dunkle Wasser hineinschauen, gar nichts sagen, nur sitzen und schweigen; und die Nacht möge über sie niedersinken, wie es mehr als einmal geschah in diesem Sommer...

Er weiß, — es ist vielleicht das letztemal, daß er sie sehen wird. Und er will ihr vor dem Abschied etwas sagen. Eben will er zum Fenster gehen — an die Scheibe klopfen — doch er tut es nicht. Es ist nicht Furcht, doch irgend etwas in ihm läßt es nicht zu, scheint es ihm nicht zu gönnen...

Während Henoch, sehnsüchtig unentschlossen, da steht, taucht jemand in Anschels Tür auf. Die Mutter? Ein Bruder? Henoch geht rasch die Gasse hinab. Wie er näher kommt, erkennt er etwas, was ihm vertraut ist — die eigenartige Freude, die um Dwojres kleine Gestalt schwebt. Er fühlt, ohne sie zu sehen, die krausen Locken, die über ihr Gesicht fallen.

Soll er zu ihr oder nicht? Er blickt sie an, sie blickt ihn an, und ehe er noch Zeit hat wegzusehen, ist sie schon bei ihm und lächelt ihn an.

„Henoch?“ fragt sie und sieht sich dabei um.

„Ja, ja“, stammelt er.

„Ich habe Sie gar nicht erkannt!“ sagt sie ängstlich und schaut sich abermals um.

Er steht da und weiß nicht, was er antworten soll.

„Ich habe Angst, es könnte jemand herauskommen“, sagt sie und schaut sich wieder um.

„So werde ich gehen“, er wendet sich zum Gehen.

„Gehen Sie zum Schlagbaum hinaus, ich komme bald nach“, sagt sie so leise, als raunte sie ihm ein Geheimnis ins Ohr, und verschwindet im Hause.

Er ist berauscht von dem Geheimnis, das sie ihm zugeflüstert hat, zugleich aber reut ihn etwas, er ist auf sich selbst böse und weiß nicht, warum...

Langsam geht er zur Mühle, wie ein Traumwandler. Beim Schlagbaum wartet er auf sie. Sie kommt. Von weitem schon erkennt er ihre Gestalt. Ihr Gang ist schwebend. Er geht ihr nicht entgegen. Wartet, bis sie da ist. Sie ist in ein Tuch gehüllt. Das ist eine ganz neue Dwojre. Zum erstenmal sieht er sie in ein Tuch gehüllt. Sie ist ganz nah bei ihm.

„Henoch, Sie wollten mich sehen?“

„Ja“, sagt er, „ja und nein... Ich wollte Sie sehen und wollte Sie nicht sehen.“

„Was heißt das?“ fragt sie.

„Was ich sage.“

Plötzlich faßt er nach den Fransen ihres Tuches.

„Sie tragen ein Tuch? Ich habe Sie noch nie in einem Tuch gesehen.“

„Es ist Mutters Tuch“, sagt sie, „ich habe mich beeilt.“

Sie schweigen.

„Was haben Sie gelesen? Ich habe Sie durch's Fenster lesen gesehen.“

„Ich habe das Buch gelesen, das Sie mir gegeben haben.“

„Welches?“

„Sie wissen ja“, sagt sie schüchtern, „das russische.“

„Gefällt es Ihnen?“

„Ich verstehe nicht sehr gut Russisch.“

Sie schweigen.

„Wissen Sie schon, Dwojrele, ich fahre weg“, sagt er plötzlich.

„Wohin?“ fragt sie.

„Nach Warschau“, antwortet er kurz.

Wieder schweigen beide.

„Ich habe hier gar nichts zu tun.“

„Und die ‚heilige Sache‘?“ fragt sie leise.

„Dort werde ich mehr leisten können“, erwidert Henoch.

„Ja“ — sie nickt mit dem Kopf.

„Ich kann hier bei niemandem etwas lernen. Man ist von der Welt ganz abgeschnitten, keine Bücher, keine Lehrer. In Warschau werde ich etwas lernen können, einen Lehrer bekommen, Menschen kennenlernen.“

„Ja“ — sie nickt mit dem Kopf.

„Ich möchte so sehr etwas können. Man kann gar nichts leisten, wenn man ein unwissender Mensch ist. Ich möchte Sprachen lernen, Wissenschaften. Nicht um eine Prüfung abzulegen, sondern für mich. Ich möchte etwas wissen.“

„Sie wissen doch schon so viel!“ sagt Dwojre bewundernd. „Müssen Sie denn noch lernen?“

„Was weiß ich denn? Für die Burschen von hier kann ich sehr viel. Ich habe ein paar Bücher gelesen, die ich selber nicht recht verstehe. Ich bin ein unwissender Bursche, ich kann gar nichts. Niemals habe ich etwas gelernt. Was ich weiß, ist alles leer. Was kann man mit Leere leisten? Man hat keinen Glauben, nicht an sich und an gar nichts, wenn man leer ist.“

„Ich wollte, ich könnte nur die Hälfte von dem, was Sie können“, sagt Dwojre verschämt.

„Ich kann ja gar nichts, Dwojre, glauben Sie mir, ich kann gar nichts und verstehe gar nichts! Ich halte alle zum besten. Hier, für die hiesigen Burschen, bin ich ein Gelehrter. Aber was weiß ich? Was habe ich gelernt? Wer waren meine Lehrer? Oftmals kommt es mir vor, ich sei ein bloßer Aufschneider, der vor unwissenden Jungen, obwohl er selbst nichts weiß, Kenntnisse vortäuscht und draufloslügt. Was kann ich für die ‚heilige Sache‘ tun, wenn ich ein unwissender Bursche bin?“

„Und was gedenken Sie zu tun?“

„Ich werde nach Warschau fahren. Bald nach den Feiertagen reise ich. Alles ist schon vorbereitet. Ein paar Rubel für die erste Zeit werde ich haben. Ich werde versuchen, Arbeit zu bekommen. Gelingt es nicht, so werde ich hungern. Was ist denn der Unterschied? Ich will interessante Leute kennenlernen, mich einem Kreis intelligenter Arbeiter anschließen. Vielleicht werde ich in einen Kurs kommen können, wo Vorlesungen gehalten werden, dann will ich studieren. Bücher werde ich aus der Bibliothek nehmen. Und dann, bis ich etwas weiß, — dann werde ich wissen, was ich zu tun habe. Dann werde ich vielleicht etwas leisten können. Aber hier, was bin ich hier?“

„Sie haben recht“ — Dwojre nickt mit dem Kopf. „Sie haben recht. Sie können alles erreichen“ — bewundernd blickt Dwojre zu Henoch empor und ihre Augen leuchten.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich imstande sein werde, etwas zu erreichen,“ sagt Henoch; „ich weiß

wirklich nicht, ob ich etwas erreichen werde“ — fügt er leise hinzu.

„Sie werden viel erreichen.“

„Woher sind Sie so fest davon überzeugt?“ — Henoch lächelt.

„Ja, ja, lachen Sie nicht! — Sie werden einmal ein großer Mann sein, Sie werden alles erreichen.“

„Woher wissen Sie das?“ — Henoch lacht.

„Ja, ich weiß es. Denn man glaubt Ihnen, was Sie sagen. Sie können so sprechen, daß man Ihnen zuhören muß. Wenn Sie manchmal im Wald sprechen, da ist mir, als spräche ein großer Rabbi. Und man will alles tun, was Sie befehlen, wie wenn es ein großer Rabbi befehlen würde.“

Henoch wurde verlegen ob ihrer Worte, doch zugleich erfüllten diese ihre Worte seine Glieder und sein Blut mit einem frischen Strom von Energie und gaben ihm neuen Selbstglauben. Ihr wollte er dies nicht zugeben. Er schämte sich vor sich selbst.

„Ich möchte gerne mit meinem Dasein Nutzen bringen. Kann ich das nicht, wozu lohnt es sich zu leben?“ sprach er.

„Sie haben recht“, antwortete Dwojre.

„Und Sie fahren auch weg?“ — Henoch änderte das Thema — „Ich habe gehört, daß Sie nach Amerika fahren.“

„Ja, der Bruder hat uns Schiffskarten geschickt, daß wir hinüberkommen. Wir wissen noch nicht, wann wir fahren werden, doch es ist ja einerlei, wo ich bin.“

„Warum sprechen Sie so?“

„Was kann ich mit meinem Leben leisten?“

„Jeder kann mit seinem Leben etwas leisten. Sie

werden in Amerika sein und dort werden Sie für die ‚heilige Sache‘ arbeiten; ich werde es hier tun und die Arbeit wird uns vereinigen, das große Ideal“, fügte er halblaut hinzu.

Sie schaute ihn mit ihren großen Augen an.

„Ein Ideal vereinigt, wo immer man auch sein mag.“

„Werden wir vereinigt sein?“ — wieder hob Dwojre ihre großen Augen zu ihm empor.

„Ja, das Ideal wird uns vereinigen, wo immer wir auch sein mögen.“

„Dann ist es gut“, sagte sie halb zu sich.

Zwei große Tränen rollten aus Dwojreles großen Augen und unter Tränen sah sie ihn dankbar an.

Jetzt erwuchs die „heilige Sache“ in ihrer Phantasie zu etwas Göttlichem, dem man dienen muß, das Wunder tun kann.

Ihr schwaches weibliches Herz hielt nicht stand; sie wollte Henochs Hand fassen und sie küssen. Doch sie schämte sich und fürchtete, etwas damit zu zerstören. Die Tränen flossen unaufhaltsam aus ihren Augen.

Henoch schwieg lange. Plötzlich streichelte seine Hand ihre Schulter und er fragte:

„Warum weinen Sie, Dwojrele?“

„Ich weiß es nicht“ — Dwojre fuhr mit dem Tuch über die Augen.

„Sie dürfen nicht weinen! Revolutionären steht es nicht an, zu weinen. Revolutionäre müssen mutig in den Kampf gehen.“

„Ich weine nicht mehr“, sagte Dwojrele ängstlich, wischte die Tränen aus den Augen und lächelte ihn durch neue Tränen an.

„Revolutionäre müssen stark sein!“

„Ja“ — Dwojre nickte mit dem Kopf.

Dann ließen sich beide auf dem Klotz bei der Mühle nieder. Es war schon sehr dunkel. Sie sahen einander kaum, doch sie fühlten ihre Nähe. So saßen sie schweigend und hielten einander an den Händen.

„Ich möchte auch so gern mit meinem Leben nützlich sein, wie Sie“, sagte Dwojre, als sie seine Hand in ihrer fühlte.

Henoch antwortete nicht. Es war ihm, als hätte er Flügel bekommen. Eine unbestimmbare Freude erfüllte seine Seele. Alle Zweifel waren fort, alle Finsternisse erhellten sich und er sah seinen Weg vor sich liegen, klar und hell erleuchtet bis ans Ende.

Bevor er Abschied nahm, legte Henoch hastig ein kleines, in Papier eingepacktes Buch in Dwojres Hand. Dann ging er wortlos.

Zu Hause öffnete Dwojre das kleine Paket; es enthielt ein Buch von Perez. Und auf dem Vorsatzblatt stand:

„Die heilige Sache wird uns vereinen.“

Dwojre sah Henoch nie wieder.

Neues aus Amerika

Von Schlojme Chajim, dem Ältesten, war Nachricht gekommen.

Er hatte geschrieben, daß er für Dwojrele und Mojschele „Ochs“ Schiffskarten schicken werde. Dann schwieg er volle drei viertel Jahre und daheim erwartete man gar kein Schreiben mehr von ihm und hatte Amerika längst vergessen. Plötzlich aber kommt ein großes Paket mit Schiffskarten für die ganze Familie und dazu ein ganzer Hunderter für die Reisekosten bis zum Hafen. Die Schiffskarten, so schreibt er, hat er gegen Ratenzahlungen bekommen, und fügt hinzu, wenn die Familie komme, werde eine Wohnung mit Möbeln, Hausrat und allem Nötigen bereit sein: „Die Mutter kann ihre Töpfe zu Hause lassen. In Amerika bekommt man auch Töpfe“. Weiters schreibt er, sie mögen daheim keine langen Geschichten machen, sondern nach amerikanischer Manier losfahren. „Viel werdet ihr doch nicht zu packen haben,“ — scherzt er im Brief weiter — „nehmt euer Bündel zusammen und kommet so an, daß ihr zur neuen Saison schon da seid, wenn die Arbeit beginnt, damit ihr nicht in die tote Zeit hineinkommt.“

Anschel verstand wohl nicht genau, was der Sohn meinte, dennoch erklärte er seiner Frau:

„Damit meint er zu Beginn des Semesters, wenn man wieder in den Cheder zu gehen anfängt.“

Und er fügte hinzu:

„Ich glaube, Sure Rifke, der Junge muß verrückt geworden sein.“

„Warum soll er verrückt geworden sein?“

„Was soll das heißen? Ich soll Sack und Pack nehmen und hui pfui nach Amerika hinüber? Ist das denn das gleiche, wie über den Rinnstein springen? Als ob es gar nichts wäre, nach Amerika zu übersiedeln!“

„Du hast es doch immer wollen, du hast einen Brief nach dem anderen geschrieben, daß hier die Welt zugrunde geht, und gefragt: Wann wird endlich der Messias kommen?“

„Und wenn man's sagt, tut man's gleich? Wir haben noch Zeit, nach Amerika zu fahren! Ich möchte doch etwas von dem Glück sehen, das er in Amerika macht.“

„Was soll das heißen? Der Junge hat dort das letzte Hemd weggegeben, um uns hinüberzunehmen, das Kind hat alles verkauft, hat sich bis über den Kopf verschuldet und weiß Gott was getan, um uns zu sich zu nehmen, — da plötzlich...“

„So, andere Gelüste hast du nicht, — nur Amerika? Ich frage dich — was fehlt dir hier? Und wer sagt mir, daß es mir in Amerika besser gehen wird? Warum eilst du so, was? Woher auf einmal diese Eile bei dir?...“

„Bei mir? Du hast doch immerwährend geschrien: Amerika! — Du hast unaufhörlich davon gesprochen, hast einen Brief nach dem anderen geschrieben, hast die ganze Welt in Bewegung gesetzt. Und jetzt,

wo es so weit gekommen ist, daß das Kind alles vorbereitet hat, um uns hinüberzunehmen, da schreist du, ich hätte nach Amerika wollen, ich hätte daran gedacht.“

„Wer denn sonst, vielleicht ich?“

Und es begann ein häuslicher Krieg, als wäre das schlimmste Unglück geschehen. Ansel, der mit aller Gewalt nach Amerika gewollt hatte, tat jetzt, da es wirklich dazu kam, so, als ginge die Welt unter. Doch Sure Rifke wandte, wie sie es stets tat, das Unheil ab und beruhigte ihren Mann.

„Wer befiehlt dir denn zu fahren? Setz' dich hin und schick' ihm die Schiffskarten zurück!“

„Gut gesagt! Setz' dich hin und schick' ihm die Schiffskarten zurück! Sehr gescheit! Hätte er uns die paar Rubel geschickt, die die Schiffskarten kosten, so hätten wir Amerika hier und müßten uns nicht über wilde Meere schleppen, durch Stürme und Gefahren.“

„Nun, wir haben ja Zeit.“

„Gewiß haben wir Zeit!“ — Ansel wurde ruhiger. „Vor allem will ich versuchen, was wir hier mit dem Hunderter anfangen können, den er uns geschickt hat. Vielleicht werden wir Amerika gar nicht nötig haben“ — Ansel trommelte triumphierend mit den Fingern auf dem Tisch.

In seinem Kopf schossen allerhand Pläne auf, was er mit dem Hunderter anfangen könnte. Eine Windmühle drehte sich in seinem Kopf, er dachte an einen Laden, an ein Kompagniegeschäft mit dem Sodawasserfabrikanten. Was kann man nicht alles mit einem Hunderter beginnen!

Im Bethaus sprach er sich zu Reb Braude, dem

Vorsteher, zu dem Krämer Reb Aron und zu einigen anderen Bürgern, die ihm zu dem großen Glücksfall gratulierten, folgendermaßen aus:

„Ich habe immer gedacht, der Junge treibe Scherz. Gut — eine Schiffskarte für meine Tochter, vielleicht auch für meinen Sohn, dann werden wir sehen... Aber er setzt sich hin und schickt mir ein ganzes Paket Schiffskarten für die ganze Familie, so groß sie ist — das kostet doch ein Vermögen.“

„Und was gedenket Ihr zu tun?“ fragten die Zuhörer.

„Was ich zu tun gedenke? Ich bin ja schon ein Amerikaner, ich bin kein Hiesiger mehr. Vielleicht werde ich noch zwei oder drei Wochen warten, vielleicht auch nicht einmal mehr so lange. Mein Sohn schreibt mir doch, daß er drüben alles für mich vorbereitet hat: Möbel, eine ganze Ausstattung, mit einem Wort einen Palast. Was habe ich also noch hier zu tun?“

„Und wen lasset Ihr uns fürs Thora-Vorlesen hier?

„Bin ich denn verpflichtet, die Welt zu versorgen? Meinetwegen soll der Schammes vorlesen, -- er reißt sich ohnedies darum und die Stadt mit lauter Ochsen versteht ohnedies nicht den Unterschied zwischen meinem Thora-Vorlesen und dem des Schammes. So große Kenner sind sie. Außerdem“, fügte er hinzu, „bezahlt man, so schreibt mir mein Sohn, in Amerika einem Thora-Vorleser ganze fünf- undzwanzig Dollar für einen Wochenabschnitt. Und sie suchen Thora-Vorleser. Von der Estherrolle am Purim gar nicht zu reden, — mein Sohn schreibt mir in seinem Brief: Du wirst schon davon leben können, was Du am Purim verdienst, bloß mit der

Vorlesung des Buches Esther, der Megillah. — Nun, habe ich es nötig, hier zu bleiben?“

Zu Hause aber sagte Ansel nach dem Abendessen, als er daran ging, seine Zigarette zu drehen:

„Weißt du, Sure, was ich beschlossen habe? Die Schiffskarten behalten wir und mit dem Hunderter fange ich ein Geschäft an. Wenn ich und Mojschele uns mit einem Hunderter auf ein Geschäft werfen — da können wir die Welt erobern“ (daß Ansel seinen Sohn Mojschele in seine Pläne einbezog, ließ das Herz der Mutter vor Freude höher schlagen).

„Schließlich“, fügte Ansel im Talmudsingsang hinzu, „wird es nicht gehen, so bleiben doch noch immer die Schiffskarten und wir fahren dann nach Amerika. Habe ich nicht recht?“

„Nun ja... Ich weiß nicht... Und was wird mit Schlojme Chajim sein? Das Kind wird doch auf uns warten“, fragt die Mutter.

„Dummerl, möge er nur von ferne an uns Freude haben, da wird er schon zufrieden sein!“

„Wie du's verstehst, lieber Mann, wie du's verstehst; du weißt ja besser, was wir zu tun haben.“

„Ich habe im Kopf einen Plan fertig“, sagt Ansel geheimnisvoll, während er den ersten Zug aus der Nachtschizigarette macht, „wenn der mir gelingt, liebe Frau, so haben wir Amerika hier“ — Ansel deutet auf den Fußboden — „und wir müssen nicht hinüberfahren, im Gegenteil, der Schustergeselle und sein ganzes Amerika werden zu uns kommen.“

„Gott geb's!“ — Sure Rifke seufzt einen ihrer bekannten Seufzer...

Indessen ging das Leben seinen gewöhnlichen Gang. In Anschels Hause wurde es etwas bequemer. Dwoj-rele führte ihre Schneiderwerkstätte, hatte drei Gehilfinnen und war die „offiziell“ anerkannte Näherin der Stadt. Jede Aussteuer in der Stadt wurde bei ihr gearbeitet. Die Mutter schwor und gelobte unaufhörlich, von des Kindes Verdienst nichts anzurühren, sondern ihn für den „Glückstag“ zu bewahren. Doch auf einer Seite legte sie die Gulden in den Topf und auf der anderen nahm sie sie heraus... Das einzige, was sie wirklich ausführte, war, daß sie für Dwojreles Aussteuer zu sparen begann. Drei Kissen geschlissener Federn lagen in einem Sack eingepackt unter dem Bett, überdies ein Stück feine Leinwand, das sie bei der Krämerin Chanele gegen Ratenzahlung genommen hatte. „Mitgift spare ich keine, so soll das wenigstens da sein“, sagte die Mutter.

Mojschele „Ochs“ war Großkaufmann geworden. Er hatte bereits mit allem Handel getrieben, alles gekauft und alles nicht gekauft. Er war Getreidehändler gewesen und hatte dann Eier in den Dörfern aufgekauft und sie in die großen Städte geschickt. Dabei hatte er das Pech, daß eine Fuhre Eier zugrunde ging. Ein Rad brach am Wagen und alle Eier ergossen sich auf die Straße. Dabei verlor Mojschele „Ochs“ das bißchen Geld, das er sich erspart hatte. Doch er verzweifelte nicht, sondern verlegte sich auf Kalbleder. Jetzt arbeitet er in einer anderen Branche: Er ist Grammophonagent.

Als die Grammophone aufkamen, begriff Mojschele sofort, daß das ein „Geschäft“ sei. Vor allem ließ er sich ein Grammophon aus der Großstadt kommen,

an dem Schläuche befestigt waren. Gegen Erlag von zwei Kopeken durfte man sich einen Schlauch ins Ohr stecken und hörte durch ihn ein richtiges Musikstück, eine Tempelmelodie oder das Volkslied „Die unglückliche Braut“. Anschels Haus war jeden Abend voll von jungen Burschen und Mädchen, von älteren Juden und ihren Frauen, die gekommen waren, um Musikstücke zu hören. Sure Rifke ging ständig mit verbundenem Kopf umher, da sie Kopfschmerzen hatte; sie trug Watte in den Ohren und fluchte, der Junge möge in die Erde versinken, zusammen mit seiner „Harmonika“. Dem Vater aber gefiel die Sache. „Ein Kasten, der spielt!“ Und er wollte die Ursache dieser Erscheinung ergründen, warum der Kasten Musik machte. So lange untersuchte er das Grammophon, bis es zerbrach und nach Warschau in die Reparatur geschickt werden mußte. Das war ein Glück; denn es bestand die Gefahr, daß der „große Plan“, den der Vater mit dem Hunderter vorhatte, irgendwie mit Grammophonen zusammenhing.

Die einzige Freude der Mutter, das bißchen Belohnung, das sie auf dieser Welt für ihre Mühsal erhielt, war ihr dritter Sohn Jojne Gedalje. Sure Rifke hatte den einzigen Wunsch, gelehrte Kinder zu haben, und tat alles, um ihnen nicht nur eine jüdische Erziehung zu geben, sondern sie auch zu Gelehrten zu machen. Sie sparte sich den Bissen vom Munde ab, um das Schulgeld zu bezahlen. Das Schulgeld war die wichtigste Sache im Hause. Alles konnte fehlen, aber das Schulgeld mußte da sein. War es nicht vorhanden, so wurde ein Kissen zum Pfandleiher getragen. Einmal waren auch schon die zwei kleinen Messingleuchter versetzt worden und

Sure Rifke sprach den Sabbatsegen über Kerzen, die in Kartoffeln steckten, damit die Kinder nur in den Cheder gehen konnten. So blieb es bis heute. „Warum kann ich Ärmste denn zu nichts kommen und muß meine arme Tochter berauben? Nur deshalb, weil ich drei Kinder bei Lehrern habe.“ Es sind Jojne Gedalje, ihr Stolz, der schon im Bethaus beim Dajan, dem Richter, lernt, Itsche Majer, kurz der „Junge“ genannt, und Note, der „Säugling“ (beide hatte Dwojrele auf ihren Händen getragen, bis sie allein auf allen vieren kriechen konnten). Die zwei Jungen sind noch klein und gehen in den Cheder. Für sie und Jojne Gedalje geht das ganze Geld auf, das Dwojrele verdient.

Die zwei Ältesten der Mutter waren nicht „geraten“. Sie hatten von Kindheit an nicht lernen wollen, die Mutter mußte sie mit Gewalt bei den Lehrern halten und mit dem Besen in den Cheder treiben. Der eine war nebbich ein Handwerker geworden und der andere leider Gottes ein Händler, ihr „Brotgeber“. Dafür aber war Jojne Gedalje „geraten“. Er ist als Wunderkind in der ganzen Stadt berühmt und mit dreizehn Jahren lernt er schon bei dem Dajan Reb Leibusch die schwersten Talmudabschnitte zusammen mit den erwachsenen Burschen. Und der Vater sagt: „Jojne Gedalje ist der einzige, der meiner Familie nachgeraten ist. Alle übrigen sind ihrer Familie nachgeraten“. Dafür aber ist sie seine Mutter, die ihn geboren und erzogen hat.

Jojne Gedalje stand auch in den kältesten Wintertagen in der Morgendämmerung auf und lief ins Bethaus. Dort saß er bis Mittag beim Talmudstudium. Nie sah man ihn müßig gehen; er studierte

stets, und tat er es nicht, so las er wenigstens in einem heiligen Buche. Jojne Gedalje war in der Stadt berühmt. Mütter hielten ihn ihren Kindern als Muster vor. Man segnete ihn und wunderte sich, woher der Thora-Vorleser Anschel zu so einem Kind kam.

Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war Jojne Gedalje etwa dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Vom vielen Sitzen in dem dumpfen Bethaus war er schmal und bleich. Die Mutter tat alles, um es ihrem Lieblingssohn an nichts fehlen zu lassen. Mochte auch kein Geld für ein Mittagessen im Hause sein, für Jojne Gedalje war immer das Beste und Schmackhafteste bereit. Die Mutter kochte nur ihm zuliebe: „Das Kind sitzt den ganzen Tag im Bethaus, es muß doch von Kräften kommen.“ Und Sure Rifke setzte alles daran, damit für „das Kind“ täglich ein Stückchen Fleisch und zwei- oder dreimal in der Woche eine kräftige Suppe da sei. Wenn sie über die Gasse ging und bei der Obstfrau schöne Äpfel sah, kaufte sie für ihren letzten Groschen einen Apfel und briet ihn für den Knaben, damit er, „wenn er vom Bethaus müde heimkommt, sich an etwas erquicken kann“. Wenn auch das ganze Haus an den Feiertagen kein neues Stück bekam, für Jojne Gedalje gab es stets etwas Neues, einen neuen Zeugkaftan oder ein Paar neue Schuhe; reichte es schon für gar nichts anderes, so nähte ihm die Mutter ein neues Hemd.

Und keiner neidete es Jojne Gedalje. Jojne Gedalje kam es zu, denn er war ein „Lerner“.

Wenn aber dafür die Mutter durch das Tempelgäßchen ging und aus den offenen Fenstern des Bethauses die Thora-Worte drangen, da wurde Sure Rifkes Herz satt an Stolz und Freude.

Sie machen sich auf den Weg

Der Vorbeter Anschel schrieb einen Brief: darin verwendete er sämtliche Zierphrasen seiner Aufklärerzeit, deren er sich noch erinnern konnte, und alle Wendungen, die er als Bräutigam in seinen Briefen an Sure Rifke benützt hatte. Der Brief begann: „Meinen Sohn, dem Jüngling, dem Sproß meiner Lenden, der Lust meiner Seele.“ Wer hätte ahnen können, daß diese Anrede niemand anderem galt, als dem „Schustergesellen“ Schlojme Chajim?

Dieser ehrenden und klangvollen Anrede folgte eine längere Erzählung, die Kunde davon gab, was aus dem Hunderter geworden war, den der Sohn dem Vater für die Reisekosten gesendet hatte. „Weißt Du, mein Sohn,“ — hieß es in diesem Brief — „daß ich um ein Haar ein reicher Mann geworden wäre? Ich hätte ein solches Vermögen erworben, daß ich nicht zu Dir nach Amerika hätte kommen müssen, sondern Amerika und Du wären zu mir gekommen, wenn nur mein Plan geglückt wäre.“ Es folgte eine lange Aufzählung der guten Dinge, die es gegeben hätte, wenn der Plan mit der „Sodawasser-erzeugung“ gelungen wäre. Daraus hätten sich eine Menge neuer Projekte ergeben (Anschel schrieb sie alle, soweit er sich ihrer noch erinnern konnte, getreulich nieder). Doch aus all dem war nichts ge-

worden, weil der Plan der Sodawassererzeugung zu Essig wurde; und zu Essig wurde er nur einer Kleinigkeit halber, um eines Nichts willen, sozusagen „um ein Haar“. Die Maschinen nämlich, die Anschel gekauft hatte, um mit ihnen Sodawasser zu erzeugen, waren „keine Maschinen, sondern verrostetes Eisen, und sie zu reparieren, um aus ihnen Maschinen zu machen, dazu braucht man Korachs Vermögen.“ Der Schluß der ganzen Erörterung aber war, daß Anschel endlich den festen Entschluß gefaßt hatte, „die alte Heimat“ zu verlassen und sein Glück in der „Neuen Welt“ zu suchen. Die Schiffskarten hatte er nicht angerührt, sie waren, so schrieb er, „so wie Du sie mir geschickt hast, sogar noch in den Umschlägen; das einzige, was fehlt, ist der Hunderter“. Wohl würde er, Anschel, aus dem Verkauf seines „Besitzes“ genug Geld haben, um bis nach Amerika zu kommen; doch da man auf einer Reise niemals alles genau auszurechnen vermag und nie weiß, was geschehen kann, wenn man „einen abgezählten Groschen“ hat, so wünscht er, der Sohn möge ihm ehestens einen neuen Hunderter schicken; dann wird sich die Familie bald nach den Feiertagen auf den Weg machen. „Die alte Heimat“ — schließt der Brief — „habe ich ohnedies schon über. Ich will nicht mehr hier bleiben und wenn man mich zum Gouverneur unserer Provinz machte. Glaube nur ja nicht, mein Sohn, daß Dein Geld, Gott behüte, verloren sein wird. Ich habe jede Kopeke und jeden Rubel notiert, den Du mir geschickt hast. Und so wie ich mit Gottes Hilfe nach Amerika komme, werde ich Dir alles tausendfach bezahlen, das Geld samt Zins und Zinseszins.“

Einige Wochen später kam ein Antwortbrief mit frischem Geld für die Reisekosten; darin hieß es kurz: „Ein drittesmal schicke ich nichts mehr für die Reisekosten, denn ich habe es nicht.“ So begann man denn zu packen.

Bis es zur Reise kam, wußte man eigentlich nicht, was Amerika ist. Alle sprachen von der Reise nach Amerika und hatten sich schon so daran gewöhnt, daß die Reise nach Amerika eine Übersiedlung von einer Wohnung in die andere zu sein schien. Erst als es zur Reise kam, erkannte man, was Amerika ist. Für die Mutter war die erste und wichtigste Frage: die Töpfe. Was fängt man mit den Töpfen an? Sure Rifke schien es, daß sie das bißchen Nahrung, das sie für ihr Haus brauchte, nur in ihren Töpfen finden könne, in den Töpfen, die sie so lange kannte, die von allen ihren Sorgen und Nöten wußten. Sie wußten, wann die Mutter nichts hatte, um eine Suppe einzubrennen, und kamen ihr zu Hilfe, gaben den Extrakt ihrer geheimen Schätze heraus, um der Mutter in der Stunde der Not zu helfen... Der Mutter schien es, sie werde in anderen Töpfen überhaupt nicht kochen können, denn die würden ihr fremd sein und ihre Kochgeheimnisse nicht kennen...

Viele Wochen früher, noch ehe es ernstlich an die Reise ging, gab es schon unaufhörlich Streit wegen der Töpfe. Die Mutter erklärte, sie werde „nicht einen Scherben“ von ihnen zurücklassen, sondern alle einpacken und mitnehmen. Der Vater entgegnete:

„Die ganze Welt wird über dich lachen, Amerika wird sich die Seiten halten. In Amerika, glaubst

du, fehlt es an Töpfen? Man muß sie erst von hier mitbringen?“

Die Mutter erwiderte:

„Was kümmert es mich, daß die ganze Welt lacht und Amerika sich die Seiten hält! Ich will etwas haben, darin ich kochen kann.“

Der Vater sagte:

„Dummes Weib, der Junge bereitet doch dort einen Palast für dich vor mit Möbeln, mit Töpfen, mit allem.“

Die Mutter erwiderte:

„Wenn ich neue Töpfe haben werde, werde ich die alten hinauswerfen.“

Als es mit der Reise Ernst wurde, half keine Widerrede. Sure Rifke packte alle Töpfe samt dem Geschirr (sogar die alten Löffel) ein; selbst die Deckel nähte sie ins Bettzeug und band alles mit einem Leintuch zusammen, als wäre Amerika eine neue Wohnung, in die man übersiedelte.

„Wie wirst du das alles mitführen?“ fragte Anshel.

„Das Schiff ist groß genug!“ erwiderte Sure Rifke.

Anshel aber war sicher, daß der Sohn für ihn in Amerika, wenn nicht einen Palast, so doch wenigstens eine schöne, gut eingerichtete Wohnung mit neuen Möbeln, mit einem gut gepolsterten ebenen Sofa vorbereitet hatte, auf dem er sein Nachmittags-schläfchen halten könnte. „Wenn es das nicht gibt, wozu taugt dann das ganze Amerika?“

Die Mutter aber wollte nicht bloß die Töpfe mitnehmen, sondern jedes Gerät und jedes Möbelstück. Auch das kleinste Stück war ihr ans Herz gewachsen. Sie kannte die besondere „Geschichte“ jedes Stückes, wie schwer es gewesen war, es anzuschaffen, und wie

lang es im Hause diente. Jedes war für sie ein Stück Leben und als es davon Abschied nehmen hieß, war es für die Mutter ein Abschied von einem lebenden Menschen. Zuerst ließ sie überhaupt nichts verkaufen. Sie wollte die Sessel, die Tische, die Schlafbänke, kurz alles mitnehmen. Allmählich aber begriff sie, daß das seine Schwierigkeiten hatte. Als nun der Altwarenhändler Chaim kam, um die Sachen mitzunehmen, beweinte die Mutter jeden Sessel besonders, wie einen Verstorbenen; als man die Schlafbank hinaustrug, war es, als würde ein Leichnam fortgetragen.

Von den kleinen Sabbat-Leuchtern und der Hängelampe traute sich selbst Ansel nicht zu sprechen und die Töpfe waren in allen Ehren im Bettzeug eingepackt. Der große Krieg aber brach um Dwojres Nähmaschine aus. Die Mutter wollte sie durchaus mitnehmen. Sie hatte großes Vertrauen zur Nähmaschine. „Wenn die Nähmaschine im Hause sein wird, wird das bißchen Brot nie fehlen“, sagte sie. Darin hatte sie ihr langes Leben hindurch genug Erfahrung sammeln können. Doch wie eine Nähmaschine transportieren? Vor allem rechnete Ansel damit, die Nähmaschine würde ihm die halben Reisekosten bringen, und daher führte er ins Treffen:

„Du willst eine Nähmaschine nach Amerika bringen? Alle Nähmaschinen kommen aus Amerika und du führst Nähmaschinen nach Amerika?...“

„Sie ist doch unser Brotgeber; sie ernährt uns ja!“ erwiderte die Mutter.

Als kurz vor der Abreise der Agent Schmul kam, um die Maschine zu holen, da umarmte die Mutter

sie, wie man einen treuen Freund zum letztenmal umarmt.

„Sie hat mich doch genährt wie...“ Sure Rifke beendete den Satz nicht, denn Tränen erstickten ihre Stimme.

Zwei Wochen nach den hohen Feiertagen, als alles schon gepackt und man endlich mit dem Auswanderungsagenten Note über das Passieren der Grenze und die Fahrt bis zum Hafen handelseins geworden war, als Sure Rifke auf dem Friedhof von ihren toten Kindern Abschied genommen hatte (das Grab ihrer Eltern besuchte sie nicht, weil sie in einer fremden Stadt begraben lagen und die Reise dahin zu kostspielig war), war Anschel mit seiner Familie bereit, die alte Heimat zu verlassen, wo er, seine Eltern und Vorfahren seit vielen Generationen gelebt hatten, und in ein fremdes Land auszuwandern, das hinter Wäldern und Meeren liegt, ein Land, dahin sein Sohn vorausgegangen war, um, wie es in der Bibel heißt, „zu erkunden, ob in jenem Lande Brot zu essen ist, denn in ihrem Lande hier war Hungersnot“.

Am letzten Sabbat vor der Abreise besorgte Anschel zum letztenmal in der Synagoge die Thora-Vorlesung. Es war ein Konzert.

Lange, lange streichelte er jeden Ton in der Kehle und sorgfältig verzierte er jede Koloratur. Seine Thora-Vorlesung dauerte diesmal bis gegen Mittag. In der Stadt gab es nur eine Stimme: „So eine Thora-Vorlesung ist noch nie dagewesen.“

„Sie sollen an mich denken!“ sagte Anschel, als er fertig war.

Am Abend dieses Sabbats wanderte Anschel aus;

er und eine Anzahl jüdischer Emigranten verließen die Stadt auf dem Wagen des Auswanderungsagenten Note. Auf Nimmerwiedersehen gingen Ansel, seine Frau und seine Familie fort. Die halbe Stadt gab ihnen das Geleite, und das Jammern und Schreien, das beim Abschied ertönte, drang bis in den Himmel..

Z W E I T E R T E I L

Der Zug durch das „Rote Meer“

Die Überfahrt des Thora-Vorlesers Ansel und seiner Familie aus der Alten in die Neue Welt ging ohne besondere Ereignisse vor sich. Ansel freilich war ebenso wie seine Familie anderer Meinung. Sure Rifke sagte mehr als einmal: „Die Welt geht unter“, und Ansel schob die Verantwortung für sämtliche Vorkommnisse auf der Reise auf die Schultern des „Schustergesellen“ und seines Amerika.

Schon bei der Grenze, wo die Familie in einem jüdischen Gasthause wartete, sah Ansel ein, er sei kein außergewöhnlicher Fall. Niemand wußte, wer der Thora-Vorleser Ansel war, niemand, daß der Thora-Vorleser Ansel mit seiner Familie nach Amerika reiste. Solcher Leute wie Ansel gab es eine Unmenge, Juden aus der ganzen Welt: aus Litauen und aus Polen, mit oder ohne Frau und Kinder, große und kleine, mit großem Gepäck und kleinen Bündeln. Es gab mehr als eine Sure Rifke, die für die Erhaltung der Familie zu sorgen hatte. Es gab auch andere Mütter, die gute alterprobte Töpfe besaßen und sie nach Amerika mitführten.

In der ersten Zeit hielt sich Ansel abseits; denn erstens ist er doch Ansel, der Thora-Vorleser, der beste in der Gegend, zweitens fährt er nicht so ohneweiters nach Amerika, sondern sein Sohn,

der schon Amerikaner ist, bringt ihn hinüber und drüben in Amerika ist für ihn eine Wohnung mit Möbeln, Bettzeug, mit dem Besten vom Besten vorbereitet (der „Schustergeselle“ stieg jetzt in den Augen des Vaters zu solchem Ansehen, daß ihn Ansel bei jedem Wort „mein Sohn in Amerika“ nannte). Doch es stellte sich heraus, daß es solcher großer Herren wie Ansel eine Menge gab. War es nicht gerade ein Thora-Vorleser aus einer kleinen Stadt, so gehörte er in irgend welcher anderen Beziehung der „Aristokratie“ an. Und jeder hatte jemanden in Amerika: war es kein Bruder, so war es ein Onkel oder ein anderer Verwandter, dem Amerika gehört; und jeder hielt Amerika für sein Eigentum. Nur einen gab es unter allen, einen gewöhnlichen kleinen Juden, anscheinend Handwerker — es hieß, er sei Schuster —, der fuhr ganz allein. Frau und Kinder hatte er zu Hause gelassen, drüben hatte er niemanden, zu dem er fuhr, und eine Wohnung samt Einrichtung stand für ihn in Amerika auch nicht bereit. Er weiß nicht einmal, wo Amerika liegt, und wozu er hinfährt, doch da die halbe Welt nach Amerika fährt, fährt er ebenfalls; schließlich ist doch die Welt nicht verrückt. In Amerika hat er nur einen Angehörigen, — der aber ist reicher und mächtiger als alle Söhne, alle Brüder und alle Onkel; das ist der „Herr der Welt“, der in jedem Lande wohnt...

Mit diesem Juden, der den Spitznamen „der Palästina-Jude“ trug, schloß Ansel Freundschaft. Wie dieser Spitzname, den der Jude noch in seiner Heimat bekommen hatte, auf dem Schiffe bekannt geworden war, wußte niemand. Der Mann führte

ihn, weil er sagte, er sei Zionist, und der Meinung war, die Juden sollten statt nach Amerika nach Palästina fahren und Landarbeiter werden. Die Juden — erklärte er immer wieder — müssen der ganzen Welt beweisen, daß sie ein Volk von Landarbeitern und nicht von Händlern sind. Und er fügte hinzu, er selbst werde sofort nach der Ankunft in Amerika mit einer Schaufel in der Hand aufs Land gehen und den Amerikanern zeigen, daß die Juden nicht nur Schacherer, sondern auch gute Bauern seien, bessere als die Gojim — wenn sie nur wollen. Niemandem war es klar, wie der „Palästina-Jude“ seinen Vorsatz ausführen wollte; denn er hatte ein schwaches Herz, beim Abendessen wurde ihm stets übel und die Frauen schrien, der „Palästina-Jude“ liege, Gott behüte, in den letzten Zügen; sämtliche Riechfläschchen und Essenzen, die sich im Besitz der Emigranten befanden (es gab ihrer nicht wenig, da man sich gegen die Seekrankheit wohl versehen hatte), wurden dem „Palästina-Juden“ unter die Nase gehalten, damit er wieder zu sich komme. Doch diese Zustände — sagte der „Palästina-Jude“ — kämen nicht vom Herzen, sondern von den Nieren; auch sei seine Lunge nicht ganz in Ordnung, das habe er als Überbleibsel von einer Erkältung; und als Erbe nach seinem Vater habe er eine vergrößerte Leber; sein Vater und sein Großvater hätten, seit er sich erinnern könne, an einer vergrößerten Leber gelitten. „Doch das alles“ — sagte er — „macht nichts aus; wie ich aufs Land komme und die Schaufel zur Hand nehme, sind alle diese Krankheiten wie weggeblasen.“

Der „Palästina-Jude“ und Anshel bildeten die

„Aristokratie“ unter den Emigranten. Sie hielten sich abseits von den übrigen und sahen auf sie von oben herab, da es hauptsächlich Handwerker und gewöhnliche Leute waren. Sie vertraten den Emigrantenschub beim Agenten, drohten ihm, ihn beim „Auswanderungskomitee“ zu verklagen und alles, was die Agenten den armen Emigranten antun, in die Zeitung zu bringen.

Beide verglichen die Reise nach Amerika mit dem Auszug aus Ägypten und benannten sie mit den biblischen Bezeichnungen: Zuerst muß man aus Ägypten ausziehen (die Grenze überschreiten), dann muß man das „Rote Meer“ übersetzen (damit war die Seefahrt gemeint) und dann erst kommt die „Landnahme“ (die Ankunft in Amerika).

Nun, den „Auszug der Juden aus Ägypten“, jene schreckliche Nacht, da man mit Frauen und Kindern, einander bei den Händen haltend, den schmalen Bach im Wäldchen an der Grenze überschritt und der Agent mit den zwei Gojim, die den Zug anführten, ihren Schutzbefohlenen jeden Augenblick befahlen, sich auf den Boden zu legen, die Beschreibung dieser schrecklichen Nacht wollen wir uns ersparen. Sie hat ja deshalb von Anschel und seinem neuen Gefährten den Namen „Der Auszug aus Ägypten“ erhalten. Mehr als einmal gab in jener Nacht Sure Rifke ihre Kinder in Gottes Hand, denn sie glaubte, das Ende der Welt sei da.

„Die Überschreitung des Roten Meeres“ ging ohne besondere Ereignisse vor sich. Die Frauen, die bisher auf der ganzen Reise unaufhörlich miteinander gestritten hatten, freundeten sich auf dem Schiffe so an, daß sie ihre Pakete zusammenlegten

und die guten Dinge, die sie auf die Reise mitgenommen hatten, miteinander teilten. Die Männer beteten zusammen, sprachen über Politik, rühmten sich „ihres“ Amerika und rechneten die Reichtümer der Verwandten aus, die sie drüben hatten. Die Frauen bereiteten gemeinsam das Essen und teilten jeden Bissen untereinander. Richtete eine einen Hering her, so mußte das ganze Schiff davon kosten; holte eine einen Topf Schmalz hervor, den sie aufs Schiff mitgenommen hatte, so fand sich bei einer anderen ein Topf Grieben von daheim; eine dritte hatte ein Glas Eingesottenes mit, um „das Herz zu erquicken“, und alles wurde geteilt. Ansel und der „Palästina-Jude“ gingen auf dem Schiff umher, als gehörte es ihnen. Sie stiegen zwischen den Kesseln und Maschinen herum und wollten durchaus dem Kapitän einen Besuch abstatten, damit er ihnen den „großen Kompaß“ zeige. Doch der „Antisemit“, der bei der Zwischendecktür stand, wollte sie um keinen Preis hinauslassen. Selbst die Drohung, sie würden ihn in die Zeitung bringen und ihn unmöglich machen und kein Jude werde mehr mit diesem Schiffe fahren, half nichts. Der „Antisemit“ blieb unerbittlich und ließ sie nicht hinaus. Da sie also den „großen Kompaß“ nicht mit den schwachen Augen aus Fleisch und Blut sehen konnten, sahen sie ihn mit den Augen ihrer Phantasie; zwischen den warmen Kesseln und dem langen Korridor beschrieb Ansel den jüdischen Emigranten einen „großen Kompaß“ mit allen seinen Wundern so eindringlich, daß die Juden Augen und Ohren aufrissen, als erzählte ihnen Kolumbus selbst von seiner ersten Amerikareise. Der „Palästina-Jude“ war wohl nicht mit allen

Details der Schilderung einverstanden, die Anshel von dem großen „Kompaß“ gab, doch er mußte zugeben — in Meeres- und Schiffsangelegenheiten war Anshel besser bewandert als er. Sure Rifke hatte mehr als einmal Gelegenheit, Ehre mit ihrem Anshel auf dem Schiff einzulegen, und mehr als einmal sagte sie den Frauen, die sich um sie versammelt hatten: „Gäbe Gott, er würde so viel verdienen, wie viel er weiß.“

Im „Schmelztiegel“ erwartete sie Schlojme Chajim; als Sure Rifke durch das Gitter ihn auf dem Landungsteg warten sah, da wurde Amerika in ihren Augen freundlich und sie hatte keine Furcht mehr.

Ein Ort der Ruhe für Kinder und Enkel

Die Ankunft im neuen Lande fiel ganz anders aus, als Ansel sie sich vorgestellt hatte. Schon bei der Landung gefiel ihm nicht das viele Fragen und das lange Warten hinter dem Eisengitter, als wären er und die Seinen Viehstücke: „Das hatte ich in Rußland auch; dazu hab' ich nicht nach Amerika kommen müssen.“ Doch alles wurde durch die ersten Schritte übertroffen, die die neuen Ankömmlinge in dem neuen Lande machten. Vom Schiff brachte sie Schlojme Chajim, der Schustergeselle, in die eigene Wohnung, die er für sie vorbereitet hatte. Ansel hatte sich einen Palast vorgestellt oder wenigstens eine gut bürgerliche Wohnung wie daheim, mit zwei Betten, viel Bettzeug, einem Schrank und anderem bürgerlichen Hausrat: „Dafür haben wir uns doch über Meere hinüber nach Amerika geschleppt, ein eigenes Heim mit der ganzen Einrichtung, mit Maschinen und Fabriken weggegeben“ (Dwojreles Nähmaschine verwandelte sich in Ansel's Augen in Maschinen und ihre Werkstätte in Fabriken). Aber der Älteste führte sie alle, — den Thora-Vorleser, seine Frau und die Kinder, acht Seelen samt allen ihren Paketen und Koffern in einen Kellerraum in einer Winkelgasse, hart an der Hochbahn. Um der Wahrheit die Ehre zu geben — zu dem Keller-

raum gehörte auch ein kleiner Alkoven, der kein Fenster hatte; eigentlich hatte er ein Fenster, doch das ging hart an eine hohe graue Mauer. Die Fenster der Kellerstube waren so dicht mit Wattefäden überzogen, daß man durch sie nichts sehen konnte. Im Parterre über der Kellerwohnung befand sich ein rumänisches Restaurant, dessen Küche an den Keller stieß. Der Rauch und Dunst aus dieser Küche lag nun ständig im Keller, als würde dort den ganzen Tag Wäsche gewaschen. Die Gerüche, die aus der rumänischen Küche kamen, reizten die Kehle zum Husten und die Nase zum Niesen; die Augen hörten nicht auf zu schmerzen, als würden fortwährend Zwiebel geschnitten...

Der Lärm der Straße drang durch die zwei kleinen Fenster und die offene Tür in den Keller und den ganzen Tag sah man nur Füße vorübergehen... In kurzen Intervallen jagte über den Köpfen die Hochbahn dahin, es schien, als jagte sie durch das Hirn durch. Sure Rifke blieb mit verschränkten Armen mitten im Keller stehen. Der Lärm, die Gerüche, der Dunst hatten sie so wirr gemacht, daß sie überhaupt nicht wußte, was mit ihr geschah; als sie dann allmählich zu sich kam, hatte sie die Empfindung, sie und ihre Kinder samt dem Gepäck seien mitten auf die Straße gestellt worden mit den Worten: „Das wird dein Heim sein.“

Doch Sure Rifke sprach kein Wort. Die Freude darüber, daß sie mit ihren „Würmern“ irgendwo angekommen war und einen Ort hatte, wo sie ihr Gepäck hinlegen konnte, überwog alles andere.

Indessen ging Anschel, die Hände auf dem Rücken, im Keller auf und ab und unterzog seinen „Palast“

einer näheren Betrachtung. Lange und breite Matratzen lagen auf eisernen Betten und füllten fast die Hälfte des Raumes aus. Mitten in der Kellerstube stand ein rundlicher Tisch, dem ein Fuß fehlte; er war durch eine kleine Kiste ersetzt. Beim Tisch ein paar Sessel, von denen nur einer diesen Namen verdiente, die übrigen waren Kisten. Dafür aber stand in dem kleinen Alkoven ein neuer Schaukelstuhl, und Itsche Majer, „der große Junge“, und Note, der „Säugling“, hatten schon Zeit gefunden, darüber in Streit zu geraten, wer als erster auf dem Schaukelstuhl sitzen sollte. Das übrige Mobiliar des Alkovens, der als Salon dienen sollte, fehlte noch, es blieb den besseren Zeiten vorbehalten, die hier in Amerika kommen mußten.

Um den ersten Eindruck zu verwischen, hatte der Älteste auf dem Tisch ein Frühstück vorbereitet. Darunter fand sich ein wenig Likör, die Kinder versuchten die ersten amerikanischen Semmeln, und Itzikl, der daheim Mädchenlehrer war, hier aber der Schammes der Synagoge „Anshe Zedek“ der Landsmannschaft Gostynin ist und bei jedem Landsmann erscheint, wenn er nur ein wenig Schnaps spürt, war in den Keller gekommen, um den neuen Landsmann zu begrüßen und ihn im Namen des Vorstehers — es war Henoch, der daheim Lebkuchenbäcker gewesen war — einzuladen, am nächsten Sabbat in der Synagoge der Landsleute die Thora-Vorlesung zu halten.

Als die erste Überraschung sich ein wenig gelegt hatte, begann Sure Rifke ihre Töpfe auszupacken und sich in der neuen Wohnung umzusehen. Sie war an den Lärm der Gasse noch nicht gewöhnt

und das Geräusch der Hochbahn machte auf sie den Eindruck, als jagten jeden Augenblick unsichtbare Geister mit Pfeifen und Zischen durch den Keller. Doch das war noch erträglich; aber die Gerüche der rumänischen Speisen, die aus der benachbarten Küche drangen, und die Hitze, die aus der Wand strömte, machten Sure Rifke solche Kopfschmerzen, als wäre sie einen ganzen Tag im Dampfbad gewesen. Doch sie wollte nichts sagen, um ihrem Sohn die Freude nicht zu zerstören und den Mann nicht noch trauriger zu stimmen; so band sie sich ein Tuch um den Kopf und fuhr fort, ihre Töpfe auszupacken.

Der Sohn brachte eine Düte Obst von der Gasse und stellte sie beim Gasherd nieder, Sure Rifke zog ihre alten Freunde, einen nach dem anderen hervor und betrachtete jeden besonders; für jeden hatte sie einen Seufzer, als wollte sie ihnen, den guten Freunden, ihr schweres Herz ausschütten und sie an die alte Freundschaft erinnern, auf daß sie ihr in ihrer Not beistehen und ihr so treu dienen, wie sie es früher getan hatten.

Der Hahn der Wasserleitung über dem Ausguß — diesen Komfort wenigstens hatte die Kellerstube — versöhnte nicht nur die Mutter, sondern auch den Vater mit dem Keller. Als der „Säugling“ durch Zufall den Hahn entdeckte und Wasser ausfließen ließ, war die Mutter furchtbar erschrocken; sie meinte, es wäre ein Unglück geschehen; doch der Älteste beruhigte sie und unterwies sie in der Handhabung der Wasserleitung, als wäre das seine eigene Erfindung, indem er sagte: „Hier, Mutter, wirst du nicht Wasser von der Pumpe hereinschleppen müssen, hier bekommst du Wasser aus der Wand.“

„So wie Moses aus dem Felsen“ — der Vater hatte seinen Humor wiedergefunden und trat ebenfalls zum Wasserleitungshahn, um das Wunder näher in Augenschein zu nehmen.

„Du brauchst auch nicht mehr die Spüleimer zum Rinnstein zu schleppen, dafür ist das hier“ — Schlojme Chajim deutete auf den Ausguß.

„Sehr vernünftig,“ sagte der Vater, „es fließt aus der Wand und fließt wieder durch die Wand weg.“

Diese Bequemlichkeiten machten den Keller in den Augen seiner neuen Bewohner wohnlicher. Anschel begann sich mit seinem neuen Heim zu versöhnen, auch mit dem Lärm der Gasse und den Füßen, die an den Fenstern vorbeiliefen. Es war, als lockten die amerikanischen Erfindungen die Neuankömmlinge, die „Grünen“, in den Keller. Anschel hatte sogar schon seine frühere Begeisterung für die „Neue Welt“ wiedergefunden und begann wieder, sich Amerikas zu rühmen. Ein Teil der Kinder, vor allem die kleineren, schlüpfte nach und nach aus dem Keller auf die Straße hinaus — und die Mutter zählte im Kopfe die Bettstellen und die Kissen, auf denen sie ihre Familie in dem neuen Lande bei Nacht unterbringen sollte.

Das erste Abendessen durfte die Mutter noch nicht kochen. Der Älteste brachte Wurst und Semmeln mit und wieder gab es etwas Likör. Anschel richtete in der neuen Wohnung das Abendgebet und der Sohn unterwies die Mutter, wie sie den amerikanischen Herd anzünden sollte; so stellte er den Eltern die New Yorker „Gas-Company“ vor.

Am Abend fanden sich Landsleute ein, um die Neuankömmlinge zu bewillkommen und Grüße aus

der Heimat entgegenzunehmen. Es kam der Lebkuchenbäcker Henoeh, der hier der „Präsident“ der Landsleute und der Vorsteher ihrer Synagoge war. Es kam auch der Schuster Boruch Majer, ein langjähriger Nachbar von daheim; der Schammes Itzikl fehlte auch nicht, und Taube Pessje, eine alte Freundin Sure Rifkes, machte ihren ersten Besuch. Jeder der Landsleute brachte ein freundliches Wort und ein Geschenk für die neue Häuslichkeit mit. Der „Schustergeselle“ zündete den Gasluster an, der neue Verwunderung bei den „Grünen“ hervorrief. Auf dem Tisch standen plötzlich einige Krüge Bier. Man plauderte von der alten Heimat, sprach Ansel Mut zu und versprach ihm alles mögliche Gute. Ansel ließ vor den Landsleuten seinen ganzen Besitz, alle seine Kinder vorbeidefilieren. Die Landsleute musterten sie.

„Was kann die?“ fragt Henoeh, der Lebkuchenbäcker, auf Dwojre zeigend.

„Sie war daheim die Ernährerin des ganzen Hauses, sie ist Näherin. Ihre Finger sind Gold“, rühmt die Mutter.

„Für sie kannst du bald Arbeit bekommen“, sagt der rote Henoeh. „Wenn du willst, Schlojme,“ wendet er sich an den Ältesten, „schicke ich sie meinem Schwiegervater, einem Manufacturer, er wird ihr Arbeit geben.“

„Und was ist der?“ fragen alle nach Mojschele.

„Ein Kaufmann, seinesgleichen gibt's auf der ganzen Welt nicht mehr“, rühmt die Mutter.

„Hast du Dollars mitgebracht?“ witzelt der rote Henoeh.

Mojschele ist beschämt, steht einen Augenblick

verlegen da, faßt sich aber bald und antwortet:
„Mit Geld ist's keine Kunst, Kaufmann zu sein,
aber ohne Geld!“

Die Landsleute lachen. Indessen stellt der Vater seinen Liebling vor:

„Er steckt schon heute alle amerikanischen Rabbiner in den Sack.“

„Die amerikanischen Rabbiner, das ist keine große Kunst“, sagt Itzikl, der Schammes. Der Mutter tut es weh, daß ihr „Lernkind“ eine zerrissene Mütze trägt, und sie legt ihm die Hand auf den Kopf, um den Riß zu verdecken.

Die Landsleute schauen bewundernd das kostbare Kleinod an, das Anschel mitgebracht hat, und einer von ihnen beginnt zu prophezeien:

„Wer weiß, vielleicht werden wir mit unserem kleinen Landsmann hier noch Ehre einlegen.“

Der rote Lebkuchenbäcker erhebt sich, winkt Schlojme Chajim in eine Zimmerecke und flüstert ihm ins Ohr:

„Haben sie genug, um davon die ersten paar Tage zu leben?“

Er nimmt ein paar Dollar aus der Tasche, steckt sie Schlojme Chajim in die Hand und sagt laut, daß es die Mutter hören kann:

„Sag' deiner Mutter, sie möge zu mir ins Geschäft um Gebäck kommen. Sie hat bei mir Kredit. Bis die ‚boys‘ Arbeit haben, wird sie mir bezahlen.“

„Und zu mir kann sie immer um ein Pfund Fleisch kommen; schon gut, ich traue ihr“, ruft der Fleischer Sanwel dazwischen.

„Wie daheim“ — Tränen treten der Mutter in die Augen.

Der erste Abend. Als die Mutter ihr bißchen arm-seliges Bettzeug auspackte, um den Kindern das erste Nachtlager zu bereiten, war ihr leichter ums Herz und der Keller glich in ihren Augen der alten Heimat; sie sagte zu ihrem Ansel:

„Weißt du, Ansel, die Welt ist überall gleich, überall sind die Menschen gleich.“

Ansel schwieg.

„Gott geb's, daß es mit dem rechten Fuß begonnen sei, daß es ein Ruheplatz werde für Kinder und Enkel.“

Ansel schwieg...

Am Sabbat sollte Ansel vor seinen Landsleuten das Examen im Thora-Vorlesen ablegen. Die ganze Woche bereitete er sich dafür vor, wie daheim zum Buche Esther. Es war gerade der Wochenabschnitt „Ziehe fort aus deinem Lande“; diese Anfangsworte deutete Ansel auf sich.

Am Sabbat beim Gottesdienst hießen ihn die Landsleute freundlich willkommen. Alle begrüßten ihn mit achtungsvollem „Scholem Alejchem“ und freuten sich ihres Thora-Vorlesers aus der alten Heimat. „Heute werden wir eine Thora-Vorlesung wie daheim hören, nicht nach amerikanischer Manier“, sagte man laut zueinander.

Vor der Thora-Vorlesung räusperte sich Ansel umständlich und dann begann er. „Zieh' fort aus deinem Lande, sprach Gott zu Abraham“ — er trällerte jedes Wort, zog alle Töne und Koloraturen zärtlich in die Länge, wie er es gewohnt war. Im Anfang leckten sich die Landsleute die Lippen, winkten einander zu und riefen laut: „Das ist ein Thora-Vorleser.“ Als sich aber die Thora-Vorlesung in die Länge zog und die Leute hungrig wurden, da

regte sich in ihnen die Ungeduld. Die Jugend legte die Gebetmäntel ab und ging auf die Straße. Die Älteren hörten noch weiter ernst zu, wie Anschel zärtlich jedes Wort in die Länge zog; es wurde immer später und der Hunger immer stärker; man begann zu plaudern, warf einander Witzworte zu. Schließlich rief ein Landsmann laut: „Wer ist der ‚Grüne‘?“ Ein anderer fragte: „Ist denn heute Jom Kippur?“

Vergebens klopfte der Vorsteher, der rote Bäcker, auf das Pult und rief: „Still! Ruhe!“ Die Menge ließ ihrer Ungeduld die Zügel schießen und begann zu lärmern, bis der arme Anschel alle Koloraturen und Ziertöne sein lassen und rasch endigen mußte. Beschämt und verlassen ging er nach Hause...

Anschel beendet seine Karriere als Thora- Vorleser

Mit acht Seelen war Anschel nach Amerika gekommen. Und die acht Seelen brauchten Speise und Trank.

Die ersten Tage ging es festlich zu. Landsleute kamen und freuten sich der Ankunft Anschels. Einige brachten Geschenke, alle versprachen ihm glückliche Zeiten. Dann gingen sie wieder. Vom „Leben“ wurde noch nicht gesprochen. Der Älteste gab her, was man brauchte. Im großen und ganzen war Anschel mit Amerika zufrieden.

Bald aber gab es Wochentage. Man begann zu merken, daß mit all dem kein Lebensunterhalt zu bestreiten sei. Vorläufig nahm die Mutter, was sie brauchte, auf Kredit. Doch der Bäcker und der Fleischer, die ihr früher so freigebig Kredit eingeräumt hatten, fragten unaufhörlich, ob die „boys“ schon Arbeit hätten.

Eines Abends kam der Älteste mit dem Vater ins Gespräch:

„Vater,“ — begann er ohne Umstände — „hier geht es nicht wie daheim. Amerika ist eine andere Welt.“

„Was willst du damit sagen, mein Sohn?“ fragte der Vater neugierig.

„Ich will vom Verdienen sprechen. Hier ist nichts eine Schande. Jeder arbeitet hier, um Frau und Kinder zu erhalten.“

„Schön, gib mir eine Arbeit, womit ich Frau und Kinder erhalten kann! Du hast mich doch deshalb nach Amerika hinübergenommen.“

„Ich habe David Goldschmidt, einen Landsmann, getroffen. Er arbeitet in Brooklyn in einem Shop, wo Hemden genäht werden. Dort arbeiten sehr viele ältere Leute wie du. Am Sabbat wird dort nicht gearbeitet. Goldschmidt will dich in die Werkstätte mitnehmen, er meint, dort würde es Arbeit für dich geben.“

„Was hast du gesagt, Hemden nähen? Was soll der Vater bei Hemden tun? Das paßt für Dwojrele, aber was soll der Vater bei Hemden tun?“ warf die Mutter ein.

„Dwojrele kommt zu Damenhemden. Dafür ist aber noch nicht die ‚season‘. In zwei Wochen hat man mir für sie Arbeit versprochen.“

„Ich dachte, du hättest für mich eine große vornehme Synagoge ausfindig gemacht, wo ich Thora-Vorleser werden soll“, sagte endlich der Vater.

„Thora-Vorleser ist hier kein ‚business‘ — dafür hat man hier keine Verwendung.“

„Der Vater soll in seinen alten Tagen Schneider werden?“ fragte die Mutter.

„Schneider zu sein, ist hier keine Schande. Viele achtbare Juden sind hier Schneider, selbst Rabbiner werden hier Schneider. Hier ist nichts eine Schande.“

„Das heißt also — ich soll Schneider werden, — das willst du, mein Sohn? Ausgerechnet Schneider?“ fragte der Vater.

„Meinetwegen kannst du Rabbiner werden! Doch eines muß ich dir sagen, Vater: Hier denkt jeder nur an sich. Es geht um deine Frau und deine Kinder, nicht um meine. Ich habe bis jetzt genug für euch gesorgt. Die Schiffskarten sind noch nicht bezahlt, die Rate wird bald fällig werden. Auch die Rate für die Möbel. Die Kleinen werden beginnen müssen, in die School zu gehen, sonst wird man sie holen. Eine amerikanische School ist kein Cheder. Sie werden ordentlich angezogen und gewaschen sein müssen, sonst schickt sie die Lehrerin aus der School nach Hause. So ist Amerika. Ich glaube, es wird das beste sein, wenn ich von hier ausziehe; dann werdet ihr wissen, daß ihr selbst für euch zu sorgen habt.“

Die letzte Drohung wirkte mehr als alle Reden. Die Mutter schaute den Vater an; der Vater begann in bittendem Ton, den er nicht gewohnt war und der ihm auch nicht recht gelingen wollte:

„Was soll das heißen, — du wirst von hier ausziehen? Und was wird mit uns geschehen? Du willst uns im Elend lassen?“

„Ich sehe ja, anders wird es nicht möglich sein. Ich habe mich euch zuliebe bis aufs Hemd ausgezogen. Andere Boys haben dicke Bankbücher; was aber habe ich? Mein ganzes Leben lang habe ich für euch geschuftet“ — der Älteste tat sich selbst leid und Tränen kamen ihm in die Augen.

Vater und Mutter schwiegen. Dwojrele, die beim Gespräch zugegen war, biß sich die Nägel; sie schämte sich für ihre Eltern, litt unter ihrer Armut und Hilflosigkeit und sagte:

„Vielleicht kann ich indessen an Stelle des Vaters in die Fabrik gehen.“

„Du wirst noch genug arbeiten! Und der wird arbeiten (der Älteste deutete auf Mojschele), sogar dein Lernkind (er zeigte auf Jojne Gedalje) wird auch bald in den Shop gehen müssen! In Amerika gibt es keine Lernkinder. Hier kennt man keinen Freitisch. Hier verdienen alle. Vergesst nicht, wir sind 300 Dollar für die Schiffskarten schuldig. Und die Kleinen muß man ernähren, bis sie die School beenden. Hier gibt es keine Müßiggänger, in Amerika muß man arbeiten.“

Mojschele hatte sich leise aus dem Zimmer auf die Straße geschlichen. Der Vater, die Mutter und die jüngeren Kinder blieben still sitzen und sprachen kein Wort.

Doch Ansel konnte nicht länger an sich halten. Mit einem Ruck stand er auf. Er hatte den alten Mut von daheim wieder bekommen und mit Geste und Ton des Thora-Vorlesers sagte er:

„Ja, du hast recht, mein Sohn; in Amerika müssen alle arbeiten. Im Schweiß deines Angesichtes wirst du dein Brot essen“, sagte er im rezitativen Tonfall der Bibel. „Führe mich in den Shop, mein Sohn, ich will ein Hemdennäher werden!“

Aus Sure Rifkes Augen rollten Tränen, und während sie sie mit der Schürze trocknete, schluchzte sie:

„Was hab ich erleben müssen: Der Thora-Vorleser des Bethauses von Gostynin wird ein Hemdennäher, wie ein Weib!“

„Was weinst du, Golem?“ fuhr Ansel die Frau an. „In Amerika braucht man keine Thora-Vorleser, in Amerika braucht man Schneider. Gib mir den Rock und den Stock, schnell!“

Die Tränen rollten über Sure Rifkes Wangen,

während sie ihrem Mann den Ripskaftan reichte, den sie ihm, Amerika zu Ehren, hatte machen lassen; sie gab ihm den Stock in die Hand und Anschel ging mit dem Sohn in den Shop zu den Juden in Brooklyn, um für sein ganzes Leben ein Hemdennäher zu werden.

Im Hemdeshop in Brooklyn, unter den alten Juden und den italienischen Mädchen — wen, glaubt ihr, traf Anschel dort? Den „Palästina-Juden“ vom Schiff, der unaufhörlich gepredigt hatte, die Juden müßten Bauern werden, und nach Amerika gefahren war, um den Gojim zu zeigen, auch die Juden könnten gute Landarbeiter sein... Anschel fand den Palästina-Juden mitten zwischen den anderen auf einem Arbeitsstuhl sitzen; er hielt ein Hemd in der Hand und ein italienisches Mädchen lehrte ihn, wie man einen Knopf annäht. Anschel sah ihn an, der Jude blickte auf. Als sich beide erkannten, war ihre Freude groß; sie umarmten einander wie alte, gute Freunde. Anschel fragte seinen Schiffsgefährten:

„Ist das die heilige Pflicht der Landarbeit?“

„Nicht hier, in Erez Israel, auf dem Boden unserer Väter, wirst du mich mit der Schaufel in der Hand treffen; dort wirst du mich auf dem Felde finden“, antwortete der Palästina-Jude.

„Und wann wird das sein?“ fragte Anschel.

Der Palästina-Jude antwortete nicht, denn ein Hustenanfall erstickte ihn fast.

„Wenn der Messias kommt“ — Anschel gab sich selbst die Antwort. Leichten Herzens ging er aus dem Shop heim, — er hatte einen Gefährten gefunden.

Am selben Abend kam Mojschele sehr spät, nach dem Nachtessen, heim. Die Mutter war bereits in heller Verzweiflung; sie hatte gemeint, ihr Sohn sei

verloren. Der Älteste war den Bruder suchen gegangen; er fand ihn im rumänischen Restaurant, wo Mojschele eifrig wusch. Mojschele steckte der Mutter, als er heimkam, einen halben Silberdollar in die Hand. Das war das erste Geld, das der Keller verdiente, seit seine neuen Bewohner eingezogen waren.

Ein paar Wochen später zeigte der Keller, in dem Ansel mit seiner Familie wohnte, folgendes Bild:

Draußen ist es noch grau. Die gelbe Gasflamme wirft Lichtknäuel in den Raum und sucht das Dunkel des Kellers zu verdrängen. Rings um das gelbe Licht ist alles hell beleuchtet, doch die Winkel bleiben in nebligem Schatten. Sure Rifke, ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, dessen geknotete Enden sich an der Wand wie zwei riesige Ohren schattenhaft abzeichnen, steht wie in der alten Heimat beim kleinen Herd und kocht Kaffee; überdies packt sie Essen ein und von Zeit zu Zeit ruft sie in eine Ecke:

„Ansel, Ansel! Es wird spät!“

„Ha, was?“ — sofort schweigt Ansel wieder.

Eine Zeitlang ließ ihn die Frau in Ruhe. Sie hatte Mitleid mit ihrem Ansel, denn sie erinnerte sich, daß er am Abend vorher beim Nachtessen eingeschlummert war. „Er ist nebbich die schwere Arbeit nicht gewohnt“ — sie seufzte.

Indessen sah sich Ansel in einer Synagoge, in der bloß Nähmaschinen stehen. Schneider sitzen an den Maschinen und klappern. Die Maschinen summen. Er, Ansel, steht auf dem Almemor und liest den Wochenabschnitt vor.

Bald aber erinnerte sich Sure Rifke, daß ihr Ansel

keine Zeit zum Morgengebet haben werde, und sie nahm ihre ganze Härte zusammen.

„Anschel, du wirst doch keine Zeit zum Beten haben!“

Das Wort „beten“ warf Anschel aus seinem Traum. Es dauerte eine gute Weile, bis er sich erinnerte, wo er war und was er war. Dann hörte man Wasser aus dem Wasserleitungshahn rinnen.

Plötzlich tauchte Dwojre beim Herd auf; ihr unbändiges Haar bedeckte die nackten Arme und den nackten Rücken, die aus dem Hemd hervorlugten.

Sie wollte der Mutter am Herd helfen, doch Sure Rifke wehrte ab:

„Geh', zieh' dich lieber an! Die Jungen werden bald aus dem Alkoven herauskommen.“

Man hörte Anschels Murmeln beim Beten; noch jetzt, in seiner Armut, konnte er sich nicht enthalten, wenn er im Beten zu einem Bibelzitat kam, es im Ton der Thora-Vorlesung laut zu rezitieren.

Sure Rifke erinnerte ihn daran, daß er nicht daheim sei:

„Anschel, hast du denn Zeit dazu?...“

Der Vater hatte kaum Zeit, den Tallis abzulegen und das Gebet zu beenden, da war das „breakfast“ schon auf dem Tisch und für jeden lag ein Lunchpaket mit dem Kännchen Kaffee bereit.

Dann verließ leise und wortlos jeder der Großen die Kellerstube und sie zerstreuten sich in alle Teile der Riesenstadt. Der Vater ging weg, ebenso Schlojme, der Älteste, Mojschele (der jetzt bei einem Händler arbeitete, dem er die Pakete austragen half) und Dwojrele; sie gingen fort, wie Hunderte und Tausende ihresgleichen.

Nachdem die Großen abgefertigt waren, machte sich die Mutter an die Kleinen, um sie zur Schule zu schicken, an Itsche Majer, den „großen Jungen“, und Note, den „Säugling“. Sie waren nicht zu erkennen. Die Schläfenlocken waren bis tief hinter die Ohren abgeschnitten; in den wenigen Wochen, die Anschels Familie in Amerika wohnte, hatten sich die beiden Knaben weit mehr verändert als die ganze übrige Familie. Die Mutter zog ihnen die Blusen an, die sie jeden Abend vor dem Schlafengehen für sie auswusch. An jedem Morgen gab es zwischen der Mutter und den Knaben Streit wegen des Betens. Auch diesmal ging er in der gewöhnlichen Art vor sich. Die Mutter wollte den beiden Jungen nicht früher ihre Semmel geben, bis sie nicht wenigstens das halbe Gebet gesagt hätten; die Knaben aber handelten ihr jeden Tag ein Kapitel von den Lobgesängen zu Ehren des jüdischen Gottes ab im Interesse verschiedener Aufgaben für die School, die sie am Tag vorher zu machen vergessen hatten. Für die Mutter war das ein Zeichen, daß sie in Amerika untergehen würden.

Nur einer blieb zu Hause, der einzige, den die Eltern bisher vor Amerikas Fabrik und Amerikas School bewahrt hatten, Jojne Gedalje, das Lernkind. Die Mutter kämpfte für ihn und hielt ihn fern von Amerikas Feuer, das Anschels Familie zu verzehren drohte. Es war ihr zu schade um den guten Kopf für die amerikanische School. Ansel verschob es von einem Sabbat auf den anderen, nach einer Jeschiwa, einer höheren Talmudschule, für den Knaben zu fragen.

Sehnsucht

Der rauschende Lärm der Gasse drang unaufhörlich durch die Wände, Fenster und Türen; es war, als schlugen die Wellen des Meeres an die Fenster. Es war Abend, die Zeit, da die Arbeiter von der Arbeit gingen, die Händler auf den Ständen ihre Waren auslegten und mit riesigem Stimmaufwand deren Billigkeit und Güte anpriesen. Ein Jude, der Bananen verkaufte, hatte genau gegenüber von Anschels Kellerwohnung Posten gefaßt; jeder seiner Rufe schien die Köpfe zu spalten. Mitten in dem Lärm durchbohrte von Zeit zu Zeit das stumpfe Gleiten von Eisenrädern auf Eisenschienen die Gehirne; das war die Hochbahn. Das dumpf-grelle Quietschen des Eisens über den Köpfen machte die Wände erzittern. Die Scheiben der kleinen Fenster klirrten, und es schien, als wollten sie jetzt und jetzt herausfallen. Dieses Geräusch schien nicht von außen zu kommen, vielmehr von innen. So oft der dumpfe Schrei des Eisens über den Köpfen zu hören war, schien etwas mitten durch das Hirn zu fahren... Gegenüber den Fenstern mußten wohl Knaben auf der Straße mit Feuer spielen; denn durch die Tücher, mit denen Sure Rifke die Fenster verhängt hatte, flammte von Zeit zu Zeit Feuerschein auf, den kindliches Freudengeschrei begleitete. Durch die Tücher

war jetzt nichts zu sehen; um so deutlicher aber war jedes Fußpaar zu hören, das an den Kellerfenstern vorüberging. Die Scheiben hörten nicht auf zu klirren. Alle diese Stimmen, Schreie und Laute wurden von einem ständigen Summen begleitet, das aus dem über dem Keller befindlichen rumänischen Restaurant kam. Es war wie ein unaufhörliches Zirpen von abertausend Grillen, alle anderen Geräusche waren darin eingehüllt und erstarrt.

Im Keller herrschte der Sabbat.

Durch die Tücher drang vom Tische her der Schein der vier Kerzen auf die Gasse. Obenan beim Tisch saß Anschel und sumnte mit schläfrigen Augen die Sabbatgesänge; von Zeit zu Zeit ermunterte er durch einen zornigen Blick seine gelangweilten Kinder, mitzusingen. Doch die kümmerten sich wenig um des Vaters Blicke. Ihre Gedanken und Herzen waren draußen beim Feuer, wo sie jeden Abend spielten; sie ärgerten sich über den Vater, der hier eine „neue Mode“ einführte; keiner der Boys auf der Gasse mußte am Freitag abend bei Tisch sitzen und Sabbatlieder singen. So wetzten die beiden Jüngsten auf ihren Sesseln hin und her und ihre Blicke waren immer wieder nach dem Fenster gerichtet; sie warteten auf den günstigen Moment, da „Pa“ einschlummern würde, um auf die Gasse zu kommen, ehe noch die Feuer erloschen.

Am Tisch fehlte der Älteste, Schlojme, der die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht hatte und an den Abenden wenig zu Hause war. Er hatte der Mutter bereits mitgeteilt, sie möge sich um einen neuen Mieter umsehen, da er daran denke, zu heiraten. Auch der zweite Sohn, der daheim Mojschele „Ochs“

hieß, fehlte; in den wenigen Wochen, die er hier war, hatte er bereits Zeit gefunden, seinen Namen in „Sam Moses“ zu ändern. Niemand wußte, warum er sich einen zweiten Namen gegeben hatte; doch Sam Moses fühlte sich selbständig vom ersten Schritt an, den er auf amerikanischem Boden getan hatte. Er war der erste, der Geld verdiente und es der Mutter heimbrachte. Jeden Tag hatte er eine andere Beschäftigung. Zur Zeit arbeitete er in einem Delikatessengeschäft, das seine Waren in die Häuser zustellte. Von dort brachte er der Mutter allerlei heim, was die Kost in Anschels Familie verbesserte; dafür aber hatte er dem Vater erklärt, er möge ihn mit dem Freitagabend und dem Sabbat in Ruhe lassen. „Am Freitagabend habe ich am meisten zu tun, denn alle brauchen Delikatessen für Sonntag.“ Dafür aber saß wie in der alten Heimat Jojne Gedalje beim Tisch und half dem Vater den Freitagabend feiern. Jojne Gedalje arbeitete noch immer nicht, ebensowenig aber studierte er. Der Vater sollte sich noch immer um eine Jeschiwa in New York erkundigen, wo man „auf amerikanischen Rabbiner“ mit Talmud und Englisch studierte. Doch Ansel fand keine Zeit dafür. Indessen hatte Jojne Gedalje von irgendwoher Bücher nach Hause gebracht und lernte selbst Englisch. Die Mutter fürchtete, dem Vater zu sagen, daß Jojne Gedalje ganze Tage lang ausblieb und wenn er heimkam, einen Stoß englischer Bücher mitbrachte, aber kein jüdisches Buch in die Hand nahm. Dafür aber betete Jojne Gedalje jeden Tag sozusagen für alle anderen Familienmitglieder und bewahrte das jüdische Wesen des Hauses. Am Sabbat war er der einzige in der ganzen

Familie, der dem Vater half, den alten heimatlichen Sabbat in den fremden, lärmenden Keller zu bringen.

Noch jemand war am Freitagabend zu Hause und half den Sabbat in den Keller bringen; das war Dwojrele, die von Kindheit an gewohnt war, am Freitagabend ihr Haar zu waschen. Diese Gewohnheit behielt sie auch in Amerika bei. Da sie aber spät von der Arbeit heimgekommen ist, sitzt sie jetzt beim Herd und trocknet ihr feuchtes, gelöstes Haar, wie sie es in der alten Heimat jeden Freitagabend zu tun pflegte.

Die Lichter brennen rein und sabbatlich auf dem Tisch; sie stecken in zwei Messingleuchtern, die aus der alten Heimat stammen. Sie blitzen freilich nicht so wie sie es am Freitagabend in der alten Heimat getan; doch Sure Rifke hat immerhin Zeit gehabt, mit einem feuchten Tuch über die Leuchter zu fahren, und auch die kleine rote Karaffe, die sie mitgebracht hat, hilft mit ihrem Glanz die Erinnerung an den Sabbat in der alten Heimat heraufbeschwören.

Die ganze lange Woche, da Anshel bei der Arbeit sitzt und die Maschinen in seinen Ohren summen, fühlt er sich von dem früheren Leben abgeschnitten; doch wenn die Sabbatkerzen in den Leuchtern von daheim auf dem Tisch brennen und die alte kleine Karaffe mit dem roten Likör im Licht funkelt, dann verbindet sich das Leben in der Kellerstube mit jenem früheren Leben in der alten Heimat und eine Welt entsteht — das Meer verschwindet, da zwischen den beiden Welten liegt, und es gibt wieder ein einheitliches Leben einer einheitlichen Familie...

Mag Anshel sich von dem täglichen Beugen des Rückens über das Hemd und die Maschine auch

noch so müde und schläfrig fühlen, — er spürt doch den Sabbat. Der Lärm der Straße verschwindet, das jagende Hämmern der Hochbahn ist nicht zu hören, auch das Summen des rumänischen Restaurants verstummt. Still wird es im Keller, still in Anschel selbst und er fühlt den Sabbat wieder.

Gewaltsam vertreibt er den Schlaf aus seinen Augen, lauter tönt sein Gesang und seine zornigen Blicke muntern die gelangweilten Kinder auf. Wenn dann Sure Rifke die heiße Suppe auf den Tisch setzt, bleibt Anschel, den Kopf in die Hände gestützt, sitzen und versinkt in langes Nachdenken.

„Worüber denkst du nach, Anschel?“ — weckt ihn Sure Rifke aus seinen Gedanken, indem sie ihm den Teller mit der dampfenden Nudelsuppe vorsetzt.

„Morgen wird der Wochenabschnitt gelesen“, sagt Anschel halb für sich.

Sure Rifke versinkt auch in Gedanken. Irgend etwas würgt in ihrer Kehle, irgend etwas sammelt sich in ihren alten Augen und sie schimmern vom Glanz der Tränen.

„Willst du vielleicht deshalb heimfahren?“ sagt sie mit stillem Vorwurf, den sie sich selbst zu machen scheint. „Iß lieber die Suppe, ehe sie kalt wird.“

Und Anschel zieht mit einem Seufzer den Teller näher.

„Hier ist eben eine verkehrte Welt, was kannst du dafür? Die Unwissenden haben die Macht“, sagt Sure Rifke leise, als entschuldigende sie sich.

Anschel sagt nichts mehr; doch nachdem das Fleisch verzehrt ist, nimmt er vor dem Tischgebet die kleine Bibel zur Hand und blättert anscheinend unabsichtlich darin. Dann beginnt er, zuerst vor

sich hinsummend, dann immer lauter, melodiöser, liebevoller den Wochenabschnitt vorzutragen.

Sure Rifke sitzt, den Kopf in die Hände gestützt, beim Tisch und hört zu; Tränen rollen aus ihren Augen...

In der Kellerwohnung gab es noch eine Seele, die Sehnsucht hatte.

Vier Monate waren vorüber, seit Dwojre in der fremden großen Stadt wohnte, umgeben von Millionen Menschen, wie eine Pflanze, die aus dem Boden gerissen und in eine Wüste verpflanzt wurde. Niemand kannte sie und sie kannte niemanden. Mitten unter den Millionen war sie einsam und allein. Am Morgen stand sie auf und ging zur Arbeit. Dort saß sie einen Tag lang mit fremden Leuten. Am Abend fuhr sie heim. Im Anfang war der Heimweg für sie interessant, das Neue weckte die Neugier. Dann wurde es langweilig und jetzt ist es leer, erscheint ihr zwecklos, ziellos. Alles ist ihr fremd.

Dwojre hatte Sehnsucht nach ihrer Heimat. Was aber war das Ziel ihrer Sehnsucht? Die Abende im Freien? Henoch? Auch Henoch bedeutete ihr nichts mehr. Doch sie sehnte sich nach etwas, was um Henoch war und mit Henoch, nach jenen Abenden im Freien und im Wald, nach dem Sabbat im Garten. All das hatte irgendwie Wert gehabt; das ganze Leben hatte ein „Wozu“ in sich und nach diesem „Wozu“ sehnte sich Dwojre. Sie nannte es mit dem Namen, den Henoch ihm gegeben hatte: die „heilige Sache“. Durch die „heilige Sache“ hatte das Leben Wert und Reiz gehabt, war die Welt anders gewesen, hatte sie selbst sich mit etwas verbunden gefühlt, hatte sie selbst jemandem gehört. Hier

ist sie allein, ganz allein in der großen Stadt. Gibt es in den großen stählernen Häusern mit den vielen Fenstern, die auf sie niederschauen, eine „heilige Sache“, der zuliebe es wert ist zu leben, die dem Leben Inhalt gibt?

Henoch hatte ihr gesagt, die heilige Sache werde sie verbinden, wenn sie auch einander noch so fern seien. Doch wo ist die heilige Sache? In welchem der großen stählernen Häuser in der Riesenstadt wohnt sie?

In dem Kästchen, das sie von daheim mitgebracht hatte, fanden sich einige Bücher. Eines davon war jenes, das Henoch ihr gegeben hatte, als sie Abschied nahmen. Zu diesen Büchern nahm Dwojre in der Zeit der Trauer und Sehnsucht häufig Zuflucht, sie hatte sie schon oft gelesen und kannte ihren Inhalt genau, doch immer nahm sie sie zur Hand, auch diesmal an dem sehnsüchtigen Freitagabend. Sie holte eines hervor und begann es beim Schein der Sabbatlichter von neuem zu lesen. Obwohl sie es schon viele Male gelesen hatte, vertiefte sie sich doch ganz und gar darin, als wollte sie zwischen seinen zerlesenen Blättern die „heilige Sache“ finden, die sie in der neuen, fremden großen Stadt verloren hatte.

Die erste Enttäuschung

Der Shop, in dem Dwojre arbeitete, war nicht organisiert. Zu jener Zeit waren die Wäschearbeiter überhaupt noch nicht organisiert und der Bruder hatte Dwojre dort Arbeit verschafft, wo sie am leichtesten zu finden war. Der Shop war nicht groß. Er hatte viel Ähnlichkeit mit einer Schneiderwerkstätte in der alten Heimat. Einige Mädchen arbeiteten dort, älter als Dwojre, verlobt und verhärtet. Sie schienen in ihrer eigenen Not und ihrer harten Pflicht aufzugehen und hatten keine Zeit, sich mit einander zu beschäftigen. Eine kannte die andere kaum. Es gab Jüdinnen und Christinnen unter ihnen. Auch einige Juden mittleren Alters arbeiteten dort. Der Besitzer, ein Mann mit kurzem blondem Bart, hatte vor nicht langer Zeit geheiratet und wollte schnell reich werden. Er war Besitzer, Vorarbeiter, Zurichter und „finisher“ in einer Person. Nicht nur er selbst arbeitete mit, sondern auch seine Frau kam mitten am Tage in die Werkstätte und half ihrem Manne an der Maschine. Der Boß trieb seine Arbeiter nicht mit Worten an, sondern mit Arbeit. Er und seine Frau hatten flinke Hände und so arbeiteten sie und bereiteten zugleich Arbeit für die „hands“ vor. Der Boß blieb bis gegen Mitternacht in der Werkstätte und richtete für die „hands“

die Arbeit des nächsten Tages her. So ging es im Shop still zu, alles hastete und war immer beschäftigt. Niemand sprach ein Wort. Jeder saß bei seinem „Stück“, in die Arbeit und in seine Gedanken vertieft. Dwojre kannte keinen von den Arbeitern und von den Mädchen; niemand sprach ein Wort zu ihr. Allein kam sie und allein fuhr sie heim.

Erst hatte sie sich nicht vorstellen können, daß dies das Leben in der großen Stadt sein sollte, — nichts anderes als die stille, unaufhörliche Arbeit. Sie dachte, das komme daher, daß sie noch niemanden kannte und daher keine Gelegenheit hatte, das bessere Leben der Arbeiter kennen zu lernen. Mehr als einmal wollte sie ihre Arbeitsgenossinnen um die Zusammenkunftsorte der Arbeiter fragen, doch sie war zu schüchtern und zurückhaltend, um Bekanntschaften zu machen. Endlich aber hielt sie es nicht mehr aus; das Leben im Shop war ihr zum Ekel geworden, ein Leben zu Hause hatte sie nicht, und sie suchte etwas, das ihrem Leben Inhalt geben könnte. Ihre Wahl fiel auf eine ihrer Arbeitskolleginnen, da das Äußere dieses Mädchens ihr mehr gefiel als das der anderen. Das Mädchen war älter als Dwojrele, doch nicht so alt, daß Dwojrele vor ihr hätte Scheu haben müssen. Obwohl sie fast drei Monate in derselben Werkstätte saßen, hatten sie keine fünf Worte miteinander gesprochen, die sich auf etwas anderes als auf die Arbeit bezogen. Dwojrele gab sich selbst und ihrer Zurückhaltung die Schuld. Eines Abends bei Arbeitsschluß richtete sie es so ein, daß sie mit der anderen die Treppe hinunterging.

Obwohl die andere eilte, holte Dwojrele sie doch ein und ging auf sie zu.

„Entschuldigen Sie, ich bin noch ‚grün‘,“ begann Dwojrele mit schuldbewußtem Lächeln, „ich wollte Sie etwas fragen.“

„Bitte“, sagte die andere, Dwojre erstaunt anblickend.

„Zu Hause habe ich der ‚heiligen Sache‘ angehört, das möchte ich auch hier. Gibt es hier eine Möglichkeit, unter den Arbeitern etwas für die ‚heilige Sache‘ zu tun?“

„Was ist das?“ — das Mädchen sah Dwojre erstaunt an.

„Nun, Sie wissen schon, was ich meine.“

„Nein, ich weiß es nicht“, entgegnete die andere ungeduldig.

„Ich meine,— wo die Arbeiter und die Arbeiterinnen zusammenkommen; kommen hier die Arbeiter nicht zusammen, wie daheim?“

„Ach, das meinen Sie? Ja, man kommt hier zusammen, in den ‚halls‘, wenn Streik ist.“

„In welchen ‚halls‘?“ fragt Dwojrele und versteht selbst ihre Frage nicht.

„Ich möchte Ihnen raten, nicht davon zu sprechen. Unser Boß mag derlei Dinge nicht. Sie können Ihre Stelle verlieren.“

Dwojre stand beschämt da und wurde rot.

„Mit mir können Sie darüber sprechen, ich werde Sie nicht denunzieren, aber vor den anderen ist es besser, vorsichtig zu sein. Wenn der Boß erfährt, wonach Sie sich erkundigen, fliegen Sie.“

„Entschuldigen Sie“, sagte Dwojrele verlegen.

Die andere ging. Nach einer Weile kehrte sie um und sagte zu Dwojre:

„Haben Sie keine Angst, ich werde Sie nicht denunzieren, doch vor anderen hüten Sie sich, davon zu sprechen, wenn Ihnen Ihre Stelle lieb ist!“

Dwojre schwieg.

„Sie gehen auch zur Hochbahn?“ fragte die andere.

„Ja, wir wohnen down-town.“

„Sind Sie schon lange im Lande?“ setzt die zweite das Gespräch fort.

„Nein, erst ein paar Monate.“

„Das sieht man, Sie haben daheim gewiß einer Partei angehört.“

„Ja“ — Dwojre nickt mit dem Kopf.

„Ich auch einmal. Heute — keine Zeit dafür! In Amerika hat man anderes im Kopf. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen vorher so geantwortet habe. Sehen Sie, es ist mir so schwer gefallen, die Stelle zu kriegen. Mehr als ein halbes Jahr war ich arbeitslos — ich bin nicht allein, habe eine kranke Mutter zu Hause. Es ist jetzt so schwer, Arbeit zu bekommen. Hat man endlich eine Stelle bekommen, so fürchtet man sie zu verlieren. Unser Boß ist streng. Hat mich allerlei ausgefragt, ehe er mich aufgenommen hat. Er nimmt nur ‚Grüne‘; Organisierte, Union-arbeiter läßt er nicht zu, er hat Angst vor einem Streik. Man muß vorsichtig sein, achtgeben, mit wem man spricht, man weiß nie, mit wem man es zu tun hat, Sie verstehen...“

Dwojre verstand nicht, was die andere meinte, doch da sie sich schämte, es zuzugeben, um nicht zu „grün“ zu erscheinen, oder da sie allein sein wollte, nickte sie zustimmend mit dem Kopfe und verabschiedete sich.

„Glauben Sie ja nicht, daß es mir nicht lieber

wäre, in einem Union-Shop zu arbeiten. Natürlich wäre ich viel lieber in einem Union-Shop, doch was kann man tun, wenn man keine Arbeit bekommt? Ihnen geht es gewiß ebenso, wie?“ sagte die andere, ehe sie ging.

Nach dem Gespräch hatte Dwojre keine Lust, sofort nach Hause zu gehen. Ihre Wohnung war nur ein paar Stationen entfernt. Daher ging sie zu Fuß, wie sie es nicht selten tat. Sie dachte an nichts, doch Sehnsucht nagte an ihrem Herzen und zum erstenmal tat sie sich selbst leid. Sie fühlte sich so einsam, so elend in der großen Stadt, als hätte sie sich in einer öden Wildnis verirrt.

Leichter, schütterer Schnee fiel und bedeckte die Straße. Durch den Schneenebel drang das gelblich-graue Gaslicht der Möbelgeschäfte und Modewarenläden wie durch einen Vorhang. Die Straßen waren belebt; Arbeiter und Arbeiterinnen, die den ganzen Tag in den engen Shops bei der Arbeit gesessen waren, begrüßten nun mit leiser Freude den durchsichtigen, kindlich-spielerischen Schnee. In den Schaufenstern waren ganze Wohnungseinrichtungen, Bade- und Speisezimmer ausgestellt. Sie schienen die Vorübergehenden einzuladen, es sich in ihnen behaglich zu machen. Vor den Schaufenstern standen junge Pärchen, musterten die Möbel und schmiedeten Pläne für ihre Zukunft. Andere blieben bei den Schaufenstern der Modewarengeschäfte stehen und betrachteten die wächsernen Mannequins, die, reich gekleidet wie lebende Menschen, festlich gestimmt in den traulich hellen Schaufenstern saßen und wie glückliche Menschen aussahen. Dwojre blieb gleich den anderen bei den reich dekorierten Schaufenstern

stehen und betrachtete neidisch die leblosen, aber glücklichen Mannequins, die stets ruhig waren und es gut hatten: sie müssen keine Arbeit suchen, sondern nur dasitzen, Gesellschaft „machen“ und Tee trinken, sind in Balltoilette oder zum Ausgehen gekleidet, haben kostbare Pelze um. Mit einemmal ekelte es Dwojre vor dem toten Shop. Das Leben war ihr längst öde geworden, öde die unaufhörliche Stille und die hastige Arbeit. Aber sie hatte nicht gewußt, daß sie sich dagegen auflehnen konnte. Doch jetzt, auf der Straße, in dem glücklich-spielerischen Schneefall, bei den hellen Schaufenstern, unter der lebhaften, strömenden Menge wurde es ihr klar, daß sie sich dagegen auflehnen könne, ihr tägliches Leben der tückischen Arbeit hinzugeben.

Als sie sich in ihren Gedanken vergegenwärtigte, daß sie in einem arbeiterfeindlichen Shop gearbeitet hatte, erschrak sie vor sich selbst: „Ich konnte so treulos gegen die ‚heilige Sache‘ handeln und gegen den Schwur, den ich geschworen?“ Mit einemmal sah sie den Wald vor sich, sah Henoch und die anderen Arbeiter, hörte sich mit ihnen das Schwurlied singen... Es war ihr plötzlich, als wäre sie von einem hohen Berg hinuntergestoßen worden und klammerte sich an Zweige und Dornengestrüpp, um mühselig wieder die Höhe zu erreichen.

Etwas wie Feindschaft gegen ihre Mutter, die Brüder und alle übrigen Angehörigen stieg in ihr auf. Sie wollte sich von ihnen befreien, einmal allein sein, für sich selbst leben. Doch sie empfand Mitleid mit der Mutter und zugleich ärgerte sie sich über dieses Empfinden.

Als sie heimkam, waren alle schon zu Hause.

Der Vater saß beim Tisch und hatte bereits gegessen. Der älteste Bruder wusch sich und zog sich um, da er mit der Braut ausgehen wollte. Die Mutter, die ängstlich auf Dwojre gewartet hatte, fuhr, als die Tochter heimkam, statt sich über ihre Rückkehr zu freuen, auf sie los.

„Wo bist du hingeraten? Ich habe geglaubt, dir sei ein Unglück passiert.“

„Warum ängstigt ihr euch so um mich? Warum behütet ihr mich so? Warum haltet ihr mich so angebunden? Warum denn so angebunden?“ — Dwojre wiederholte das Wort, das ihr am besten auszudrücken schien, was sie jetzt empfand.

„Was soll das heißen? Wer ist angebunden? Was redest du?“ fragte Sure Rifke erschrocken, da sie nicht verstand, was Dwojre meinte.

Dwojre schwieg und ging zu ihrem Bett, dem einzigen Winkel in der Wohnung, der ihr gehörte. Im beschneiten Mantel und feuchten Hut setzte sie sich nieder.

„Was hast du? Warum ziehst du dich nicht aus? Geh' essen! Das bißchen Essen ist schon kalt.“

„Ich bin nicht hungrig“, schmolte Dwojre kindlich.

„Was hast du? Bist du, Gott behüte, krank? Hat dir jemand etwas Schlechtes getan?“ fragte Sure Rifke beunruhigt.

„Ich bin nicht krank und niemand hat mir etwas Schlechtes getan.“

„Warum sitztest du so? Zieh' doch den nassen Mantel aus! Was ist mit dem Mädel?“

Anschel, der in der letzten Zeit, wenn er von der Arbeit heimkam, eine jiddische Zeitung zu lesen

pfl egte, sa ß auch diesmal nach dem Nachtmahl in Kappe und Kaftan obenan am Tisch, hatte eine Brille aufgesetzt und war in die gro ße Zeitung vertieft, die sein ganzes Gesicht verdeckte; nur der dichte Rauch der Zigarette war zu sehen, die er nach jeder Mahlzeit von seinem ältesten Sohn nahm (der sie stets nicht allzu gern dem Vater gab). Ansel nahm die Zeitung vom Gesicht, schob die Brille auf die Stirn und schaute in den Winkel, wo Dwojre auf dem Bett sa ß.

„Ich wei ß wirklich nicht, was mit dem Mädel ist“, sagte die Mutter, die neben Dwojre stand.

„What is the matter?“ warf der Älteste gleichgültig ein, der sich beim kleinen Spiegel über dem Ausgu ß rasierte. Er unterbrach seine Beschäftigung nicht und wandte nicht einmal den Kopf vom Spiegel.

„Was ist das für ein Shop, wohin du mich geschickt hast?“ fragte plötzlich Dwojre den Bruder aus ihrem Winkel her.

Jetzt wurde das Gespräch interessant. Salomon (diesen Namen hatte ihm die Braut gegeben und er hatte zu Hause mitgeteilt, da ß er von nun an nicht mehr Schlojme hei ße, sondern Salomon) wandte den Kopf und sah die Schwester an.

„Was ist das mit dem Shop?“

„Ich gehe nicht mehr dorthin arbeiten.“

„Warum?“

„Es ist kein Union-Shop.“

Alles blieb starr vor Staunen. Ansel hatte die Zeitung weggelegt. Die Mutter, die nicht verstand, um was es sich handelte, stand ratlos da und schaute nach ihrem Mann um Hilfe aus. Ansel konnte sich

auch nicht zurechtfinden und überließ den Disput den beiden Geschwistern.

„Was hat sie gesagt?“ beginnt Salomon. „Ein Union-Shop! Woher weißt du, was eine ‚Union‘ ist?“

„Ich weiß es schon.“

„Woher weißt du es? Wer hat dir das gesagt?“

„Ich habe es gewußt, ehe ich nach Amerika gekommen bin.“

„So? Dann hättest du in der alten Heimat bleiben sollen. Hier wirst du, liebe Schwester, mit der ‚Union‘ nicht weit kommen.“

„Ich wollte, ich wäre wirklich daheim geblieben“, sagte Dwojre halb für sich.

„Um was geht der Streit?“ fragte Anschel neugierig seinen Sohn aus der Zeitung heraus.

„Deine Tochter ist eine Sozialistin und ihr gefällt der Shop nicht, den ich ihr beschafft habe, weil dort keine Sozialisten arbeiten. Nun, so soll sie sich selber einen Shop suchen!“

„Ah so! Das sind die, die den Kaiser vom Thron stoßen wollen? Davon steht auch schon in der Zeitung“ — Anschel deutete auf das Blatt, das er las. „Ich habe gar nicht gewußt, daß ich eine Tochter habe, die Sozialistin ist. Natürlich, Amerika ist ein freies Land, hier darfst du alles, liebe Tochter. Hier darf man ein Sozialist sein“ — Anschel deutete auf seine Zeitung wie auf eine Autorität.

„Nein, sie sagt, daß sie es noch aus der Heimat mitgebracht hat“, rief Salomon.

„Wenn dem so ist, dann gehört sie doch zu den Großen, ei, ei! Na also, laßt mich doch endlich sehen, was ihr könnt“, sagte Anschel, den die Frage des Sozialismus nunmehr schon gepackt hatte.

Doch Sure Rifke konnte nicht zusehen, daß man ihr Kind auslachte. Dwojre tat ihr leid und sie schalt die Männer:

„Warum habt ihr es auf das Kind abgesehen? Den Kaiser vom Thron stoßen, meinen Feinden gesagt! Höchstens wirst du nicht arbeiten gehen, wenn dir der Shop nicht gefällt, — du wirst schon einen anderen bekommen! Nun, geh’ jetzt essen, die paar Löffel Suppe werden doch kalt!“

„Ja, sie wird einen anderen Shop bekommen,“ rief der Bruder, „die Arbeit wartet ja auf sie.“

„In diesen Shop werde ich nicht arbeiten gehen“, sagte Dwojre mit einer Bestimmtheit, die man an ihr bisher nicht gewohnt war.

Der Vater hatte die Zeitung weggelegt und schaute in den Winkel, wo Dwojre saß. Der Bruder hielt im Rasieren inne und sah bald die Mutter, bald Dwojre an.

„Was glaubst du?“ — begann er — „Du wirst zu Hause sitzen wie der dort,“ — er deutete mit dem Kopf nach Jojne Gedalje, der bei solchen Gesprächen sich stets schuldbewußt in den Winkeln herumdrückte — „wie der dort, aus dem der Vater mit aller Gewalt einen amerikanischen Rabbiner machen will? Ein unnützer Esser ist schon zu Hause, jetzt willst du auch noch zu Hause bleiben! Und wer wird die Miete bezahlen, die Gasrechnung und den Delikatessenhändler? Und der Gesellschaft die Schiffskarten, mit denen ihr herübergekommen seid? Wer wird das bezahlen? Ich, alles ich? Wie?“

Anschel, der sich, seit er zu arbeiten begonnen hatte, als den Herrn des Hauses fühlte und den Mut seiner alten Heimat wieder bekam, warf ein:

„Es ist noch nicht so weit, daß du zahlen sollst! Es ist, Gott sei Dank, noch jemand da, der bezahlt.“

Doch das war dem Sohn zuviel. Mit einer rasierten und einer eingeseiften Wange stellte er sich mitten im Zimmer auf und sagte, sich selbst bemitleidend:

„So? Und wer hat euch Geld geschickt, mehr als 300 Dollar? Und Schiffskarten und noch einen Hunderter? Und eine Wohnung genommen? Und Möbel? Euretwegen habe ich nicht geheiratet, habe mein Leben verpfuscht! Und jetzt, wo ich endlich anfangen will, für mich selber zu sorgen, etwas für mich zu tun, jetzt will der studieren und ich muß ihn erhalten; sie will nur in einem sozialistischen Shop arbeiten und ich muß sie auch erhalten. Alles ich! Aber nein! Ihr seid keine ‚Grünen‘ mehr, ihr könnt schon für euch selbst sorgen. Was kümmert es mich, was ihr tun werdet? In Amerika kümmert sich jeder nur um sich.“

„Diese Reden hat er von der Braut gelernt“, sagte Ansel.

„Wenn dem so ist, — allright, morgen ziehe ich aus; schaut zu, wie ihr ohne mich weiterkommt“, sagte Salomon und wischte mit dem Handtuch die Seife vom Gesicht, wobei er die unrasierte Wange vergaß.

Das Wort „ausziehen“ erweckte, wie stets, große Angst bei Sure Rifke. Im Kopf begann sie bereits zu rechnen: Miete, Krämer, Fleischer und andere „Sorgen“... Sie erschrak. Auch Ansel faßte ein gelinder Schrecken, doch er war stolz. Der alte Ansel von daheim war in ihm erwacht; und obwohl er innerlich vor der Drohung des Sohnes erschrocken war, sagte er doch:

„Zieh' nur, zieh' nur aus! Gott hat uns in der alten Heimat nicht verlassen, er wird uns auch hier nicht verlassen.“

Sure Rifke stand ängstlich da, doch zugleich zufrieden mit der Festigkeit ihres Anschel. Sie machte noch einen letzten Rettungsversuch und ging auf den Sohn zu:

„Was hat er dir denn gesagt?“ versuchte sie ihren Ältesten zu versöhnen.

„Solange ich mit euch bin, werdet ihr in Amerika keine Menschen werden, sondern immer ‚Grüne‘ bleiben“ — mit diesen Worten warf Salomon den Mantel um und verließ das Zimmer.

Schlechte Zeiten

In dieser Nacht schlief der Älteste nicht zu Hause.

Am nächsten Morgen, als alle schon bei der Arbeit waren und nur die Mutter daheim die Wäsche wusch, kam Salomon nach Hause und begann wortlos seine Sachen zu packen. Die Mutter wischte ihre nassen Hände an der Schürze ab und ging bittend auf den Sohn zu:

„Schlojmele, mein Kind, was willst du tun?“

„Ich muß fort von hier.“

„Und wo läßt du mich mit meinen Vögelchen?“

„Wo? Ich lasse dich bei deinem Mann.“

„Aber was hat er dir denn so Schreckliches gesagt? Er ist doch der Vater“, sagt die Mutter liebevoll; sie will den Sohn umarmen und ihn mit einem Kuß für des Vaters Worte um Verzeihung bitten.

Doch Salomon wendet sich ab.

„Es ist nicht deswegen. Ich ziehe nicht aus, weil der Vater mich beleidigt hat. Ich bin schon lange dazu entschlossen, es wird für euch und für mich besser sein.“

„Und womit soll ich zu Tisch gehen? Wer wird mich erhalten? Der Vater mit seinen sieben Dollar in der Woche? Oder das Mädcl, das sich das Mark aus den Knochen arbeitet? Das Herz tut mir weh,

wenn ich sie ansehe! Seit sie nach Amerika gekommen ist, ist nur die Hälfte von ihr übriggeblieben! Und weiß ich denn, ob sie heute zur Arbeit gegangen ist? Hoffentlich nicht. Sie hat es wirklich nötig, sich ein paar Tage auszuruhen. Was werde ich ohne dich beginnen? Woher werde ich das Geld für die Miete nehmen, für...“

„Und deshalb soll ich nicht heiraten?“ — mit einem verzweifelten Aufschrei fällt der Älteste der Mutter ins Wort — „Ich bin doch eurentwegen zu nichts gekommen!“

Die Mutter schwieg. Die verrunzelten Wangen in die Hände gestützt, blieb sie eine Weile nachdenklich mitten im Zimmer stehen. Dann sprach sie, mehr zu sich selbst:

„Du hast recht, mein Sohn, du hast wirklich recht; du mußt doch auch einmal anfangen, für dich selber zu sorgen“, sagte sie, als wäre ihr erst jetzt klar geworden, was der Sohn meinte.

„Mein Leben lang habe ich für euch gearbeitet. Erst drüben, dann hier, bis ich euch hergebracht habe, und auch nachher. Wie lange soll das noch so gehen? Ich muß doch einmal auch an mich denken! Ich habe Aussicht, eine gute Partie zu machen. Mein künftiger Schwiegervater hat ein Schuhgeschäft, vielleicht werde ich mit ihm in Kompagnie gehen können. Wenn ich jetzt nicht ans Selbständigwerden denke, wann denn?“

„Du hast recht, mein Kind, ganz recht“ — die Mutter nickte mit dem Kopf.

„Und für euch wird es auch besser sein. Solange ich bei euch bin, seid ihr daran gewöhnt, daß ich für euch Sorge, und ich kann auch nicht anders.

Wenn ich nicht hier wohnen werde, hat das ein Ende.“

„Was soll ich tun, da ich nun einmal ein so bitteres Los habe und dazu bestimmt bin, mich mit meinen Kindern fortwährend durch Unglück zu schleppen? Gott soll dir helfen, mein Kind“ — die Mutter umarmte den Sohn und legte ihre welke Wange an sein Gesicht.

Salomon entzog sich ihren Armen und packte weiter ein. Es wurde kein Wort mehr gesprochen.

Doch als er seine Schmutzwäsche einpacken wollte, nahm die Mutter sie ihm aus der Hand und weichte sie im Abguß ein:

„Laß mich wenigstens zum letztenmal, mein Sohn, deine Wäsche auswaschen.“

Und es kamen schwere Tage für die Mutter. Hatte schon das Fortgehen des Ältesten ein großes Loch in Sure Rifkes Tasche gerissen, so blieb jetzt überdies Dwojre zu Hause, da sie keine Arbeit hatte. In den ersten Tagen war es noch nicht fühlbar; der Lebensmittelhändler lieferte noch „auf Buch“, der Fleischer und der Bäcker desgleichen und bis zum Ersten war es noch ziemlich weit. Doch als der Erste da war und der Hausverwalter mit seinem bekannten Ruf „Mistreß“ eintrat, als der Lebensmittelhändler durch die Kinder sagen ließ, er möchte die Mutter sehen, als die gleiche Botschaft vom Bäcker und vom Fleischer kam, da gab es wirklich nichts, „womit man zu Tisch gehen soll“. Sure Rifke lag ganze Nächte wach und zerbrach sich den Kopf darüber, wie sie die Löcher stopfen sollte. Wegen der Ver-

köstigung wandte sie sich wieder an ihre erprobten Töpfe. Die beschwor sie jetzt von neuem, nachdem sie sie in der neuen Heimat schon ein wenig vernachlässigt und ihre Hilfe nur selten angerufen hatte. Die Töpfe besaßen in der neuen Heimat dieselbe Zauberkraft wie in der alten; ihre Freundschaft für die Mutter hatte sich nicht geändert und sie standen ihr in der Not treu bei...

So wußte Sure Rifke sich mit dem Essen Rat, dank den guten Töpfen und dank ihrem Sohne „Mosesleben“ — das war niemand anderer als Mojschele „Ochs“. Er hatte, wie wir schon erzählt haben, seinen Namen in „Sam Moses“ geändert. Doch um den fremden Namen ihrem Munde gefügig zu machen, fügte die Mutter dem „deutschen“ Namen das altgewohnte jüdische „-leben“ hinzu; mit diesem zärtlichen Suffix lohnte sie dem Sohn alle Güte, die er ihr erwies.

Mojschele „Ochs“ oder, wie auch wir ihn weiterhin nennen wollen, „Mosesleben“ vergaß die Mutter in der neuen Heimat ebensowenig, wie er es in der alten getan, als er begonnen hatte, sich beim Fuhrwerk auf dem Markt zu schaffen zu machen. Seit er in New York bei einem Lebensmittelhändler arbeitete, brachte er immer ein Paket nach Hause. Einmal enthielt es Tee und Zucker, ein anderes Mal ein halbes Pfund des besten Kaffees; und stets beschwor er die Mutter, ja niemandem davon zu geben, sondern es für sich selbst zu behalten; dann und wann brachte er eine Wurst, ein Stück Käse, Butter oder Eier mit; einmal steckte er der Mutter eine Flasche süßen Likör und ein halbes Pfund Lebkuchen zu:

„Ich weiß, Mutter, alte Leute brauchen dann und wann einen Schluck Likör als Herzstärkung. Nimm, Mutter, es wird dir nicht schaden.“

Richtiger „Zimmerherr“ war „Mosesleben“ zu Hause nicht. Er aß nicht bei der Mutter und kam nur von Zeit zu Zeit, alle paar Tage, gewöhnlich unvermutet. Und nie erschien er mit leeren Händen, um so mehr jetzt, da er wußte, daß der Älteste ausgezogen und Dwojre arbeitslos war. Und die Mutter sagte leise zu sich: „Nächst Gott erhält mich Mosesleben.“ Es laut zu sagen, scheute sie sich, um ihren Mann nicht zu beschämen.

Mit dem Essen ging es also schlecht und recht. Die größte Sorge aber war der Mietzins. In der alten Heimat war das ganz anders gewesen. Dort wohnte man in einer Wohnung und niemand fragte danach, ob es eine fremde oder eine eigene war. Man wohnte so lange, bis man das Mietrecht ersaß und dann hatte man eine eigene Wohnung. Mietzins — davon war nie die Rede. Fiel es einmal einem bösen Hausherrn ein, Mietzins zu verlangen, so flogen alle Flüche vom Diesseits und Jenseits an seinen Kopf. Und drohte er mit Delogierung, so nannte man ihn „Denunziant“. Wagte es ein Hausherr wirklich einmal, einen Juden zu delogieren, so wurde er verflucht bis ins zehnte Geschlecht. Wenn er starb, wollte ihn die Chewra Kadischa, die Begräbnisbruderschaft, nicht einmal zu Grabe tragen, sondern es mußten Träger aufgenommen werden. Und sein Grab lag beim Friedhofszaun — wo die Täuflinge begraben sind...

In Amerika aber ist die größte Plage des Armen — der Mietzins. Wenn der Erste naht, hat Sure Rifke

schlaflose Nächte. Sie zerbricht sich den Kopf, woher sie das Geld für die Miete nehmen soll. Und wenn der Erste da ist, erscheint schon am frühen Morgen, wenn eben alles zur Arbeit gegangen ist, der Hausverwalter mit seiner rasierten Fratze und der dicken Zigarre im Mund. An der kaut er und grunzt dazu ein Wort: „Mistreß“. Dabei klopft er mit dem Zinsbuch auf die Hand. Und fehlt auch nur ein Cent auf die fünfzehn Dollar, so nimmt er das Geld nicht an, sondern zieht seine dicke goldene Uhr heraus und sagt, an seiner Zigarre kauend:

„Mistreß, bis drei Uhr haben Sie Zeit, so lange amtiert das Gericht.“

Vor jedem Ersten herrschte in Anschels Wohnung eine Stimmung wie am Jom-Kippur, dem Tage des göttlichen Gerichtes. Denn wieviel auch Sure Rifke rechnete, sparte und den ganzen Monat lang für die Miete zurücklegte — immer fehlten am Ersten ein paar Dollar: Einmal hatte man die Gasrechnung zahlen müssen, ein anderes Mal war ein Kind erkrankt, dann wieder mußte ein Paar Schuhe gesohlt werden. Der Familienrat wurde einberufen. Und nach vielem Lärm und Jammern ließ der Älteste immer wieder die fehlenden paar Dollar für den Mietzins.

Diesmal fürchtete Sure Rifke den Ersten wie den Tod. Ganze Nächte lag sie schlaflos auf ihrem Bett und wußte nicht, wie sie das Geld für die Miete zusammenkratzen sollte. Der Älteste, der doch dann und wann am Abend heimkam, hatte der Mutter geraten, an seiner Stelle einen „boarder“ zu nehmen und wollte einen Mieter mitbringen. Doch Mosesleben erklärte, er werde nicht dulden, daß „die Mutter einem Fremden das Dienstmädchen abgibt“.

Salomon erwiderte, das sei nun einmal in Amerika so: „Alle Leute halten Zimmerherrn“.

Mosesleben entgegnete:

„Da kann es tausendmal in Amerika so sein, meine Mutter wird einem Fremden keine Wäsche waschen.“

Darauf warf Salomon hin, wenn Moses ein so guter Sohn sei, so solle er doch für die Mutter den Mietzins zahlen.

„Ja, das werde ich auch, von meinem Lohn!“ — parierte Moses den Hieb. „Ich werde nicht zugeben, daß die Mutter für einen Fremden arbeitet. Für die eigenen Kinder — meinetwegen, für Fremde — niemals!“

Sure Rifke sagte, sie könne das von Mosesleben nicht verlangen, er tue ohnedies genug für seine Mutter. Dabei umarmte sie ihn und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn.

Mosesleben nahm die fünfzehn Dollar, die er soeben als Wochenlohn erhalten hatte, aus der Brieftasche und gab sie der Mutter für den Mietzins.

Der Älteste war beschämt und sagte, er habe für die Familie genug getan: „Jetzt mögen andere etwas tun.“

Die Mutter antwortete, sie verlange, Gott behüte, gar nichts von ihm; sie wisse wohl, daß er für sich selbst sorgen müsse: „Du bist schon unberufen im heiratsfähigen Alter und mußt endlich dazuschauen.“

Alle schwiegen.

So war diesmal Sure Rifke die Sorge um den Mietzins los; dafür bekam sie eine neue: das Passahfest.

Vor den jüdischen Feiertagen hatte Sure Rifke stets Angst. Mit den gewöhnlichen Tagen wußte sie sich noch Rat. Nun aber nahte ein Feiertag, auf

den sich alle Menschen freuten, — nur Sure Rifke hatte Angst vor ihm. So hatte sie eine neue Sorge für die Schlafenszeit. Ihrem Mann sagte sie nichts davon: „Er arbeitet nebbich den ganzen Tag so schwer, so soll er wenigstens bei Nacht schlafen!“ Sie hütete sich deshalb, des Nachts laut zu seufzen, um Anschel nicht zu wecken. Aber Anschel hörte auch ihre leisen Seufzer und sie schnitten ihm ins Herz. Er fragte:

„Warum seufzest du wieder, Sure Rifke? Die Miete ist doch schon bezahlt!“

„So große Feiertage kommen und ich weiß wirklich nicht, wie ich das Haus bestellen soll“, antwortete Sure Rifke.

„Immer hast du zu seufzen, immer zu sorgen. Ist's nicht der Mietzins, sind es Feiertage“, sagte Anschel vorwurfsvoll, als würde sich Sure Rifke selbst ihre Sorgen aussuchen.

„Du hast recht, lieber Mann, du hast recht“, gab Sure Rifke zu.

Doch, obwohl Anschel recht hatte, seufzte und sorgte Sure Rifke dennoch.

Mit Mazzes und anderen Lebensmitteln für die Feiertage hatte Mosesleben sie versorgt. Sein Boß führte diese Dinge im Geschäft und so brachte Moses sie nach Hause. Als die Feiertage nahten, wurde auch der Älteste besser. Eines Abends kam er nach Hause „auf ein Gericht Klöße“. Er sagte, keine Klöße schmeckten ihm so gut wie die der Mutter. Während er Sure Rifkes Klöße aß, begann er:

„Mutter, die Feiertage kommen bald ins Land. Ich werde zum Seder nicht zu Hause sein, doch ich will wenigstens, daß meine paar Dollar da sind“ — er

zog eine Zehndollarnote heraus und reichte sie der Mutter.

„Wenn du zum Seder nicht zu Hause sein wirst, will ich auch dein Geld nicht. Es ist das erste Passahfest im neuen Lande, da will ich alle meine Kinder beisammen sehen.“

„Du hast recht, Mutter, doch ich habe der Braut versprochen, zum Seder bei ihren Eltern zu sein.“

„Da muß ich nachstehen?“ — schmolte die Mutter — „Ich habe dich doch geboren und erzogen, daher habe ich das Vorrecht. Bringe deine Braut zu uns, so wirst du bei uns zum ersten Sederabend sein und beim Schwiegervater zum zweiten. Oder ist es deshalb, weil Gott uns gestraft hat und wir ‚Grüne‘ sind“? — Sure Rifke verstand die Bedeutung des Wortes nicht, deutete es sich aber dahin, daß „Grüne“ die armen Leute genannt werden. „Deshalb schämst du dich unser vor deiner Braut?“

Verlegen stand der Sohn vor der Mutter; er fühlte, daß sie recht hatte, und schwieg.

„Ich weiß doch gar nicht, wie deine künftige Frau aussieht. Du schämst dich unser, mein Kind“, sagte Sure Rifke und wischte sich dabei mit der Schürze die Tränen aus den Augen.

Der Älteste versank in Nachdenken: Vielleicht hat die Mutter recht, es wäre doch gut, die Braut zum ersten Sederabend herzubringen!

Doch als er sich in der Kellerstube umsah und die Armut darin, die schiefen Stühle und die elenden Betten erblickte, da war er entschlossen: Nein, es geht nicht!

„Ich werde am ersten Sederabend mit dem Vater zum Schwiegervater fahren“, sagte er, und um die

Mutter zu versöhnen, zog er noch eine Fünfdollar-note hervor. „Hier, kaufe den Kindern etwas zum Anziehen“ — schloß er und eilte davon.

Als Ansel am Abend heimkam, erzählte ihm Sure Rifke, der Älteste sei dagewesen, habe fünfzehn Dollar für die Feiertage zurückgelassen und hinzugefügt, er wolle die Eltern am ersten Sederabend mit den Schwiegereltern bekanntmachen. Als Ansel das hörte, wurde er so wild, daß er Sure Rifke eine ganze Menagerie an den Kopf warf:

„Kuh, Roß, Schaf! Und du hast die fünfzehn Dollar von dem Schustergesellen genommen, — dafür wird er uns am Passah mit seinen Schustersleuten bekanntmachen, mit den Schwiegereltern. Was? Mich, den Thora-Vorleser Ansel, wird er wie einen Bettler zu ihnen hinschleppen? Und du Gans, du Schaf warst damit einverstanden und hast die fünfzehn Dollar von ihm genommen! So lang soll er krank sein, der Schustergesell! Wenn er will, daß ich seine Schustersleute, die Herren Schwiegereltern, kennen lerne, so müssen sie hieher zu Ansel in den Keller kommen!“

Sure Rifke sah ein, daß ihr Mann recht hatte, daher wagte sie keinen Widerspruch, sondern nickte nur mit dem Kopf:

„Du hast recht, lieber Mann, du hast recht.“

„Ich beschwöre dich mit allen Schwüren der Thora, daß du mir ja nicht seine fünfzehn Dollar anrührst! Unrein und trefe müssen sie für dich sein, hörst du?“ schrie Ansel.

„Ich höre“ — Sure Rifke nickte ergeben mit dem Kopf.

„Nein, nein, gib' sie her! Ich habe Angst, daß du

sie ausgeben wirst“ — Ansel wurde noch dringlicher.

„Aber ich verspreche dir, daß ich sie nicht anrühren werde; sie werden für mich unrein und trefe sein; glaubst du mir jetzt?“ sagte Sure Rifke.

„Und ihm wirf sie ins Gesicht, hörst du? Ins Gesicht “ — Ansel schlug mit der Hand auf den Tisch.

Sure Rifke wurde vor ihrem Ansel klein und demütig. Aber Stolz und Freude über ihn erfüllte sie.

„Weiß ich denn, was ich tue?“ — mit diesen Worten nahm Sure Rifke die Schuld auf sich. „An allem sind die Sorgen schuld“ — verantwortete sie sich.

Das erste Passahfest im freien Lande

Als der Älteste einige Tage später gegen Abend wieder zur Mutter „zu einem Gericht Klöße“ kam (diesmal im Hinblick auf die fünfzehn Dollar schon nicht mehr so zaghaft), saß Ansel in der Kappe, ohne Rock beim Tisch und verdeckte sein Gesicht mit der Zeitung. Sure Rifke setzte dem Sohn einen Teller Klöße, reichlich mit Fett übergossen, vor, wie er es liebte. Als er den ersten kostete, fragte er: „Nun, Mutter, hast du schon alles für die Feiertage besorgt?“

Die Mutter antwortete nicht.

Ansel steckte den Kopf noch tiefer in die Zeitung. „Ich habe dem Schwiegervater schon gesagt, daß ich euch an den Feiertagen hinbringen werde, um euch vorzustellen“, sagte Salomon weiter, während er seine Klöße verzehrte.

Wieder antwortete die Mutter nicht. Anschels Zeitung raschelte laut, als er sie ungeduldig umdrehte.

„Und du hast noch immer keine Stelle?“ — wandte sich Salomon an Dwojre, die auf einem Sessel bei der Gaslampe saß und nähte. „Du hattest Lust auf einen Union-Shop, was? Nun, hat dir die ‚Union‘ schon Arbeit gegeben? Warum gibt sie dir keine?“ spöttelte der Älteste, indem er weiter an seinen Klößen kaute.

Da nahm Anselm unerwartet die Zeitung vom Gesicht fort, fuhr mit zwei Fingern über den Schnurrbart und mit der übrigen Hand faßte er seinen Bart, wie er es in den guten Zeiten zu Hause, hier aber schon lange nicht getan hatte; dann begann er:

„Und ich meine, daß sie sehr gut daran tut, wenn sie nicht in einem so elenden Shop arbeiten will.“

Die Gabel mit einem Klößchen blieb dem Ältesten vor dem Munde stehen; er blickte den Vater erstaunt an.

„Wir Arbeiter...“ begann Anselm, indem er mit dem Finger auf seine Brust deutete.

Der Sohn riß die Augen auf.

„Was, Vater, du bist auch ein Union-Mann geworden?“

„Natürlich, auf dich werde ich mich verlassen? Du hast mich einem Boß als Sklaven verkauft.“

Der Älteste sah den Vater erstaunt an. Anselm rief seiner Frau aufmunternd zu:

„Sure, warum schweigst du?“

Daraufhin ging Sure in eine Ecke, holte aus einem Topf die fünfzehn Dollar heraus und legte sie wortlos vor dem Ältesten neben seine Schüssel mit den Klößen nieder.

„Was ist das?“ fragte der Sohn.

„Von euch Unternehmern wollen wir kein Geld. Wir brauchen es nicht“, antwortete Anselm an Stelle der Mutter und zog die Zeitung vor seinen Kopf.

Der Sohn schaute die Mutter an, schaute nach der Zeitung hin, hinter der sich der Vater befand, und wußte nicht, was geschehen war.

„Mein liebes Kind, ich will dir die ganze Wahrheit sagen“, begann Sure Rifke. „Wir sind wohl arme

Leute, doch sich unser zu schämen, hast du keine Ursache. Wenn du dich unser schämst, so brauchen wir dein Geld nicht. Gott wird uns ohne dein Geld helfen“ — die Mutter verschränkte die Arme.

„Verstehst du,“ — Anschels Kopf tauchte wieder über der Zeitung empor — „verstehst du, — wer ich bin, weiß ich. Ich bin wohl ein armer Mann, ein ‚Grüner‘, ein Arbeiter; aber wer deine Schustersleute sind, das weiß ich noch nicht“ — das Gesicht des Vaters tauchte wieder hinter der Zeitung unter.

Der Sohn hörte auf zu essen; er schob den Teller fort und sagte verzweifelt, halb für sich:

„Was soll ich jetzt tun? Ich habe doch schon der Braut und der Schwiegermutter gesagt, daß ich euch am ersten Sederabend mitbringen werde. Sie rechnen auf euch, wie stehe ich jetzt da?“

Anschel legte die Zeitung weg.

„Uns mitbringen? Zu ihnen, zu deinen Schustersleuten? Was? Meinst du vielleicht, weil wir heruntergekommen sind, weil wir ‚Grüne‘ sind, — meinst du, denkst du, daß du Narren aus uns machen kannst? Ich bin ein ehrlicher Arbeiter,“ — Anschel wurde plötzlich auf seinen Arbeiterstand stolz, was nicht bloß seinen Ältesten, sondern auch seine Frau wundernahm — „ich verdiene ehrlich mein Brot, im Schweiß meines Angesichtes, wie es in der Bibel steht. Und wer sind deine Schustersleute? Sag’ mir doch, kann dein Schwiegervater Hebräisch? Kann er beten? Kann er vielleicht die Thora vorlesen? Auf Amerika gesagt! Ich und die Mutter sollen zu deinen Schustersleuten hingehen? Wenn dein Schuster deine Eltern kennen lernen will, so ist er nicht krank, zu Reb Anschel, dem Thora-Vorleser, hieher in den Keller

zu kommen!“ — Ansel schlug auf seine Brust wie ein Krieger, der auf seine Auszeichnungen hinweist.

Der Sohn erschrak vor dem Vater; zum erstenmal seit der Ankunft in Amerika war Ansel wieder der alte Ansel. Salomon schwieg. Er sah sich bloß im Zimmer um und betrachtete noch einmal die ganze Armut, die darin herrschte; und während er daran dachte, wie er seine Braut und seine Schwiegereltern in diese Kellerwohnung führen sollte, tat er sich selbst leid und begann zu lamentieren:

„Ich habe mit Blut und Schweiß ein paar hundert Dollar erspart, um heiraten zu können. Soll ich vielleicht von diesem Gelde den Keller möblieren? Woher werde ich dann Geld nehmen, um zu heiraten?“

„Wer bittet dich darum? Wer bittet dich, daß du etwas tun sollst?“ sagte der Vater schon etwas ruhiger.

Die Mutter wollte Frieden stiften; der Sohn dauerte sie:

„Wer braucht neue Möbel? Du wirst ihnen sagen, wir seien noch nicht lange im Lande. Wir sind ja ‚Grüne‘.“

„Ach was, geht es denn um Möbel? Muß man Möbel haben, um ein ordentlicher Mensch zu sein?“ — auch der Vater wurde weicher.

Verzweifelt blieb der Älteste sitzen und dachte nach, was zu tun sei. Indessen kam „Mosesleben“ nach Hause und wie stets brachte er der Mutter ein Paket mit; er winkte sie in eine Ecke und überreichte ihr ein Pfund Makronen, die er aus seinem Geschäft mitgebracht hatte.

„Hier, Mutter, heb' es dir auf, daß du etwas hast, um dir das Herz zu erquicken.“

Die Mutter untersuchte den Inhalt des Paketes; als sie die Makronen sah, rief sie:

„Dummes Kind, wozu brauche ich das? Ich werde es aufheben, um es der Braut vorzusetzen.“

„Was für einer Braut?“

„Schlojmeleben bringt doch am ersten Sederabend seine Braut zu uns her“, sagte die Mutter laut, damit Salomon es höre; sie wollte ihm damit für den Ärger, den man ihm bereitet hatte, Genugtuung geben.

„Wohin soll ich sie bringen? In den Keller? Seht euch doch nur um, wie es hier aussieht!“ sagte der Älteste halblaut.

„Wie sieht es aus? Ich werde die Kellerwohnung auskehren, Sand aufstreuen, ein schönes Tischtuch auflegen, die Leuchter aufstellen; du wirst sehen, mein Sohn, du wirst dich nicht schämen müssen! Dwojrele ist zu Hause, sie wird mir helfen.“

„Meinetwegen kann sie sich schämen. Der Keller ist unser Heim. So wohnen deine Eltern,“ begann Anschel wieder, „in dieses Heim muß sie kommen, wenn sie unsere Schwiegertochter sein will.“

Mosesleben war, wie stets, der Praktischeste von allen; er sah sich im Keller um und entschied:

„Hierher kann man die Braut nicht bringen!“

„Was willst du also tun?“ fragte die Mutter; der Vater versteckte wieder den Kopf hinter der Zeitung.

„Man muß den Keller ordentlich einrichten, einen Tisch, Stühle, neues Geschirr, Besteck anschaffen! Worauf wirst du ihr zu essen geben? Auf den zwei zerbrochenen Tellern, die du hast?“

„Er hat recht, mein Kind“, sagte Sure Rifke halblaut zum Ältesten in einem Ton, als machte sie sich selbst Vorwürfe.

Salomon sagte nichts mehr. Dafür steckte Ansel wieder seinen Kopf hinter der Zeitung hervor und ließ sich hören:

„Na also, da haben wir mein zweites Juwel!“

„Er hat doch recht“, sagte Sure Rifke zu Ansel.

„Seht doch her, wie der Vater auf die Schustersleute schimpft!“ — der Älteste hatte wieder Mut bekommen — „Du bist doch, glaube ich, selbst ein Arbeiter, warum schimpfst du auf die Schuster?“ fragte er den Vater.

„Ein Arbeiter, aber kein Boß“, entgegnete Ansel stolz.

„Hört schon auf, man muß doch zu einem Entschluß kommen!“ rief Sure Rifke. „Nun, mein Sohn, sage du, was sollen wir tun?“ wendete sie sich an Mosesleben, als ihren einzigen Rettungengel.

Der rothaarige Bursche dachte eine Weile nach. Dann kratzte er sich den roten Kopf und wandte sich an den Bruder:

„Salomon, wenn du die Braut am ersten Sederabend herbringen willst, so laß dich das einen Dollar wöchentlich kosten; ich gebe den zweiten her und für zwei Dollar wöchentlich können wir den Keller wie ein Königsschloß möblieren“ (diese Phrase hatte er von den Hausierern gelernt, mit denen er zu tun hatte). „Wir werden Möbel, Teller, Löffel, alles, was notwendig ist, auf Raten nehmen. Ich weiß eine Stelle, wo man es bekommt. Mein Boß hat einen Geschäftsfreund, wir werden es schon bekommen.“

Ansel hatte sein Gesicht so tief in die Zeitung gesteckt, daß man ihn überhaupt nicht mehr sah. In der Mutter Augen standen Tränen.

Schlojme seufzte schwer und antwortete:

„Wenn du's bekommst, so zahle ich einen Dollar in der Woche; aber wie lange?“

„Mach' dir keine Sorgen, in einem halben Jahr sind wir mit den Raten fertig und die Mutter wird ein menschenwürdiges Leben führen; ist's nicht so?“

Salomon seufzte noch einmal tief auf und nickte mit dem Kopf zum Zeichen seiner Zustimmung.

Aber als die Einrichtung des Kellers erledigt war, gab es erst recht Sorgen. Bei näherem Zusehen merkte man, daß der Vater für den Sederabend nichts anzuziehen hatte und daß die Mutter ein neues Kleid brauchte; überdies benötigten die Jüngsten Hemden und Hosen und neue Mützen. Wie konnten sie zum Seder ohne Mützen kommen? Dann handelte es sich darum, alles für den Seder vorzubereiten, Fleisch, Fische und alles andere zu besorgen. Sure Rifke war verzweifelt und wandte sich in ihrer Ratlosigkeit an ihren Retter Mosesleben:

„Laß mich doch in Frieden, mein Kind, meine Armut ist so groß, daß es gegen sie keine Hilfe gibt!“

Doch Mosesleben, der für alles Rat wußte, wandte sich an den Bruder:

„Du willst doch die Braut zum Seder mitbringen und ich wünsche es auch. Well, wenn du der Mutter Geld gibst, um Hemden und Hosen für die Boys anzuschaffen, besorge ich Fleisch, Fische und alles, was sonst zum Essen nötig ist; und wenn du dem Vater einen Gehrock kaufst, so bringe ich der Mutter Stoff für ein Kleid; Dwojre wird es nähen.“

Um dem Ältesten die Sache leichter zu machen, fügte die Mutter hinzu:

„So wirst du uns, mein Sohn, mit Gottes Hilfe,

schon für deine Hochzeit ausgestattet haben und wirst uns dann keine neuen Kleider machen müssen.“

Das Wort „Hochzeit“ hatte in Salomons Ohren einen guten Klang und seufzend erklärte er sich mit dem Vorschlag des Bruders einverstanden.

Die Passahfeiertage waren stets ein Glücksfest in Anschels Familie gewesen; das war noch in der alten Heimat so und auch in der neuen zeigte es sich, daß der Stern des Passah für Anschels Familie glücklich war. Sure Rifke war es beschieden, im neuen Lande ein richtiges Passahfest zu feiern, sie mußte sich nicht vor Gott und der Welt schämen, wie sie es in langen schlaflosen Nächten gefürchtet hatte; neue Möbel und neue Kleider waren da, eine Braut saß am Tisch und auf ihm funkelte ein Teller aus geschliffenem Glas, den Mosesleben noch im letzten Augenblick vor dem Seder heimgebracht hatte, um der Braut eine Augenweide zu bieten. Beim Seder, an dem die Braut teilnahm, blinkte und blitzte der Keller; oben am Tisch saß Ansel in seinem „wie neuen“ Gehrock, den ihm der Sohn gekauft hatte. Nach der Vorlesung der Haggada, des Berichtes über den wunderbaren Auszug des Volkes Israel aus Ägypten, als Sure Rifke in ihrem neuen Kattunkleid, für das Mosesleben den Stoff und Dwojre die Schneiderarbeit besorgt hatte, die Knödelsuppe auftrug, wandte sich Ansel an seine Familie:

„Es ist doch sonderbar — wenn ich so im Shop bei der Arbeit sitze und nähe, da denke ich — bei der Arbeit läßt sich's gut nachdenken, denn was

kann man beim Nähen anderes tun? Den Kopf in die Hand stützen kann man nicht, die Hände sind gewöhnt zu nähen und sie nähen, aber der Kopf tut auch seine Arbeit — da denke ich an — woran denk' ich da nicht? Alles mögliche kommt einem in den Kopf, von den früheren Jahren, von daheim und dergleichen. Doch am meisten denke ich darüber nach: Wie komme ich, ein Jude, der daheim Thora-Vorleser, also immerhin ein Gelehrter war, wie komme ich dazu, mit Schickses zusammen zu sitzen und Weiberarbeit zu besorgen, Hemden zu nähen? Wenn ich aber so recht darüber nachdenke (und beim Nähen läßt sich's recht gut nachdenken), so kommt es mir vor, daß aus mir ein ganz anderer Ansel geworden ist, ein besserer, ein schönerer, ein ehrlicherer, der Gott ehrlicher dient als früher daheim. Denn was war ich in der alten Heimat? Ein Müßiggänger, der gar nichts getan hat, der auf dem Markt spazieren gegangen ist... Aber wenn ich hier das Hemd nähe, weiß ich, daß es jemand tragen wird. Also nütze ich mit meiner Arbeit der Welt, bin ein nützliches Mitglied der Menschheit. Ich esse nicht umsonst mein Brot. Dann lobe und danke ich Gott, daß er mich zu einem Arbeiter gemacht hat. O, es ist nicht so einfach, das Hemdennähen, es ist eine große Sache, man muß nur recht darüber nachdenken!“

Alle schwiegen. Der Älteste, der neben seiner Braut saß und ihr und seinen künftigen Schwiegereltern erzählt hatte, sein Vater Ansel sei ein „Reverend“, konnte, als er jetzt seines Vaters Worte hörte, der Braut vor Scham nicht in die Augen sehen...

Ein neuer Kreis

Dwojre hatte noch immer keine Arbeit in einem Union-Shop bekommen und Jojne Gedalje besuchte noch immer keine Jeschiwa, wo man „Rabbiner mit Englisch“ studieren konnte. Beide gingen zu der Mutter Leidwesen ohne Beschäftigung zu Hause umher. Eigentlich verdienten sie, was sie brauchten, und brachten es nach Hause. Jojne Gedalje trug des Morgens Zeitungen aus und verdiente damit jede Woche ein paar Dollar, die er der Mutter gab. Dwojre hatte bekanntlich „eine Hand wie Gold“ und was sie sah, konnte sie gleich. Jeden Tag brachte sie eine andere Arbeit nach Hause mit; einmal waren es Haare, um daraus Scheitelperücken zu machen, ein anderes Mal hatte sie von einer Nachbarin oder von der Frau eines Landsmannes ein Kleid zum Umändern erhalten. Sie besserte die ganze Wäsche im Hause aus, nähte Hemden und Hosen für die Jüngsten. Dann und wann erstand sie irgendwo ein billiges Stück Stoff und nähte daraus für die Mutter und für sich Kleider. Doch eine ständige Beschäftigung hatte sie nicht und von ihrem Verdienst konnte die Mutter keine Rechnung bezahlen.

Dafür aber erlernten beide Geschwister bald das Englische. Jojne Gedalje hatte einen Abendkurs

ausfindig gemacht und ging jeden Abend mit der Schwester hin, um Englisch zu lernen.

Diese Abendschule war in einer „public school“ untergebracht. Sie wurde von Angehörigen verschiedener Nationen besucht; von Italienern, Polen, Ungarn, am stärksten jedoch von der jüdischen Jugend. Die Atmosphäre war angenehm und Dwojre fühlte sich in der „evening-school“ wohl. Die Lehrerin, Miß Forster, schuf in ihrem Kurse eine warme Atmosphäre, die bewirkte, daß sich alle wie eine Familie fühlten. Miß Forster war ein Einwandererkind. Obwohl sie schon sehr lange im Lande lebte, war ihre Erziehung die einer Immigrantin. Traumhaft erinnerte sie sich noch der grünen breiten Steppen mit den vereinzelt schmalen Birken, die auf den Feldern ihrer Kindheitsheimat verstreut waren, traumhaft gedachte sie der Reise nach Amerika, des Überschreitens der Grenze, der langen Bahnfahrt, des Hafens, des Schiffes, mit dem sie die Überfahrt gemacht hatte. Obwohl ihre Eltern dem Kreise der Intelligenz angehörten, hatten sie doch das armselige mühsame Arbeitsleben der ersten Emigranten durchgemacht, das in Amerika alle Einwanderer kennen lernen — in den „sweat-shops“ Hosen genäht, Heimarbeit übernommen und nächtelang samt der ganzen Familie in der Küche bei der Gaslampe ausgefertigt, „boarders“ in Miete gehalten, um nur den Kindern eine gute Erziehung zu geben. Mit den heiligen Opfern schwerer Arbeit war es Miß Forsters Eltern gelungen, ihre Kinder „zu etwas zu machen“ und Miß Isabel, die eine von vielen Töchtern war, das „teacher-college“ beenden zu lassen. Diese Jugend hatte großen Einfluß auf Miß Forsters Entwicklung. Sie gab

ihrem ganzen Wesen die Leichtigkeit und die echte amerikanische Sorglosigkeit eines Menschen, der seiner sicher ist.

Diese ihre Jugend brachte sie auch den jungen Einwanderern nahe; sie liebte sie und arbeitete gern mit ihnen. In ihrer Weltanschauung radikal, tühlte sie sich viel wohler unter ihren „grünen Schülerinnen“, die aus dem revolutionären Rußland kamen, als unter den äußerlich gut erzogenen, innerlich leeren amerikanischen Mädchen. Sie hatte einen großen Bekanntenkreis unter den Einwanderern und verkehrte gern mit den „grünen“ Mädchen, die bei ihr in der „evening-school“ lernten.

An Dwojrele bekam Miß Forster durch Jojne Gedalje Interesse, dessen große Fähigkeiten ihr aufgefallen waren. Dwojres Äußeres, ihre kleine, geradezu hilflose und dabei anziehende Erscheinung, ihr schwarzer Lockenkopf und die großen fragenden Augen, in denen ständig Angst lag, ihr ernstes und dennoch nicht trauriges Wesen zog die lebhafteste, ein wenig leichtlebige Lehrerin zu dem fremden Einwanderermädchen hin und nach ein paar Begegnungen wurden sie Freunde. Als Miß Forster von Dwojres materieller Lage erfuhr, nahm sie noch mehr Interesse an ihr und machte sie mit den Schwestern Salkind bekannt.

Die Schwestern Salkind waren auch „Grüne“ und lernten ebenfalls in der Abendschule bei Miß Forster Englisch. Dwojre hatte sie schon lange bemerkt, da sie durch ihre Art, sich zu kleiden, auffielen. Die farbenreichen Stoffe ihrer Kleider, die bäuerisch-vielfarbigen Tücher und türkischen Shawls, die sie trugen, mußten auffallen.

Rose Salkind, die ältere der beiden Schwestern, war ein Mädchen in reiferem Alter, mit großen braunen Augen und dichtem schwarzen Haar, das sich in zwei Zöpfen hoch um den Kopf legte. Obwohl ihr Gesicht nicht mehr jung war, hatte es doch einen so heimatlich bekannten Ausdruck, daß es Dwojre schien, sie habe das Mädchen schon irgendwo gesehen. Rose Salkind zog gleich bei der ersten Bekanntschaft Dwojre in ein längeres Gespräch.

„Woher kommen Sie?“ fragte sie Dwojre, nachdem die Lehrerin sie einander vorgestellt hatte.

„Aus Polen.“

„Da sind wir ja Landsleute! Wir sind auch aus Polen. Sie gehen also auch in Ihren alten Tagen in die Schule?“

„Ich bin arbeitslos, habe also Zeit, da lerne ich Englisch.“

„Bei welcher ‚trade‘ sind Sie?“

„Ich bin Schneiderin.“

„So? Da haben wir ja dieselbe Branche!“

Des Mädchens Gesicht hatte etwas Sympathisches, das die sonst schweigsame Dwojre zum Sprechen brachte.

„Kannst du ihr keine Arbeit geben? Ich weiß, du kannst es“, sagte Miß Isabel zu Rose Salkind in ihrem eigenartigen Jiddisch, in dem sie alle mit „du“ anredete.

„Ich werde mit der Mutter sprechen“, antwortete Rose, „vielleicht geht es.“

„Ich bitte dich, tu’ es!“ sagte Miß Isabel und ließ die Mädchen allein, damit sie näher miteinander bekannt werden könnten.

Sie gingen zusammen fort. Rose machte Dwojre

mit ihrer Schwester bekannt, die neben ihr herging:

„Meine Schwester Bronia. Wie man sie hier bei euch in Amerika nennen wird, weiß ich noch nicht. Vorläufig nennen wir sie noch Bronia wie daheim“ — mit diesen Worten stellte Rose ihre jüngere Schwester vor, die kurze schwarze Locken und auffallend kleine, weiße, scharfe Zähne hatte.

Bronia sah Dwojre schweigend mit freundlichem Lächeln an.

„Ich heiße Dwojre“, sagte Dwojre; die beiden Schwestern hatten einen guten Eindruck auf sie gemacht.

„Das ist gut“, sagte die ältere.

„Warum ist es gut?“ fragte Dwojre.

„Dwojre ist ein guter Name. Wir hatten eine Freundin daheim, die hieß auch Dwojre.“

Sie gingen zusammen die Straße entlang.

„Gehen Sie schon lange in die Schule? Sie können wahrscheinlich schon sehr gut Englisch“, sagte die ältere Schwester zu Dwojre.

„Nein, ich habe erst begonnen die Schule zu besuchen; doch mein Bruder“ — sie deutete auf Jojne Gedalje, der neben ihr ging — „lernt hier schon ein paar Monate, er kann schon gut Englisch.“

Jojne Gedalje, der nicht daran gewöhnt war, neben Mädchen zu gehen, war die ganze Zeit stumm hinterher gegangen. Als die Schwester ihn den fremden Mädchen vorstellte, erschrak er so, daß er über den Straßenrand stolperte.

„Zu Hause haben wir polnische Bücher gelesen. Hier kommt man ohne Englisch nicht weiter. Wir möchten es nur so weit bringen, daß wir ein englisches Buch lesen können.“

„Was für Bücher haben Sie zu Hause gelesen, polnische oder russische?“ fragte die jüngere Schwester.

„Ich habe jiddische Bücher gelesen.“

„Jiddische?“ rief Rose. „O, da wird sich Freier freuen; wir haben einen Bekannten, der ist ein jiddischer Dichter. Er schreibt so schöne jiddische Gedichte! Er heißt Freier. Haben Sie von ihm gehört? Wir liegen mit ihm ständig in Streit. Wir behaupten, daß es in der jiddischen Sprache keinen Schriftsteller wie Przybyszewski geben kann. Haben Sie Przybyszewski gelesen?“

Dwojre schämte sich einzugestehen, daß sie Przybyszewski nicht gelesen hatte, und gab daher eine ausweichende Antwort:

„Ich habe eine Menge jiddischer Bücher gelesen, vielleicht war auch Przybyszewski darunter.“

„O, Sie müssen mit Freier bekannt werden, es gibt kein Buch, das er nicht gelesen hätte“, sagte die ältere Schwester.

Ihre Wege trennten sich, sie nahmen Abschied und versprachen, einander bei der nächsten Englischlektion zu treffen.

Als Dwojre am nächsten Tage in die Schule kam, wurde sie von Rose wie eine alte gute Freundin begrüßt.

„Haben Sie schon eine Stelle?“

„Nein,“ antwortete Dwojre, „es ist sehr schwer, Arbeit zu bekommen!“

„Wissen Sie was, — kommen Sie zu uns arbeiten! Ich habe mit der Mutter gesprochen. Wir arbeiten selbständig für Privatkunden, wir können Ihnen Arbeit geben.“

Dwojre sah sie dankbar an. Sie konnte nicht gleich

begreifen und ließ ihre großen, fragenden Augen auf Rose ruhen:

„Meinen Sie das ernst?“ fragte sie ungläubig.

„Natürlich, ich werde doch nicht scherzen! Wir brauchen noch eine ‚Hand‘; kommen Sie zu uns, da werden Sie sehen, ob es Ihnen zusagt.“

„Das ist gut.“

„Gewiß ist's gut, Sie werden ja sehen, ob es Ihnen bei uns gefällt.“

„Selbstverständlich wird es mir gefallen, ich bin Ihnen wirklich dankbar.“

„Wir wohnen nicht weit von hier, gleich bei der Avenue E, notieren Sie sich die Adresse!“

Mit glühenden Wangen und glänzenden Augen kam Dwojre heim. Ihre Locken hüpfen über das ganze Gesicht vor Stolz.

„Mutter,“ rief sie, „ich habe eine Stelle! Morgen fange ich an.“

„Gott geb's — für lange Jahre!“ — sprach die Mutter, die gerade das Geschirr wusch, fromm ihren Segenswunsch.

Am nächsten Morgen ging Dwojre zu ihrem neuen Arbeitsplatz. Er war so, wie ihn die Mädchen geschildert hatten. Sie bewohnten mit ihrer Mutter eine Wohnung von einigen Zimmern im dritten Stockwerk. Im „parlor“ standen einige Nähmaschinen, an denen die Mädchen arbeiteten.

Dwojre wurde von einer gutmütigen dicken Frau begrüßt, der Rose sie vorstellte.

„Siehst du, Mutter, das ist unsere neue Gehilfin. Sie heißt Dwojre und ist aus Polen.“

„So? Aus welcher Stadt bist du, mein Kind?“ fragte die Mutter, die alle Leute duzte.

„Aus Gostynin.“

„Dort hat einmal eine Tante von mir gewohnt. Sie war eine sehr fromme Frau. Sie lebt gewiß nicht mehr, die Erde möge ihr leicht sein!“

„Frag’ nur, Mutter, frag’ nur, wir werden bald verwandt werden!“

„Aber geh’, sie hat sie wohl nicht mehr gekannt, das ist nicht ihre Generation.“

In diesem „shop“ ging es ganz anders zu als im früheren, in dem Dwojre gearbeitet hatte. Es war kein amerikanischer „shop“, sondern eine Werkstätte wie in der alten Heimat. Die Mädchen nähten Kleider für Privatkunden, vorwiegend Warschauer Landsleute, die sie noch von der Heimat her kannten. Man wurde nicht gehetzt. Bei der Arbeit wurde gesungen, und die Mutter, die stets etwas zu kochen hatte, trug von Zeit zu Zeit einige gute Bissen in die Werkstätte, um „das Herz zu erquicken“. Bald brachte sie Obst, bald Bäckerei, bald ein Stückchen Lebkuchen heim und sagte in altvertrautem Ton:

„Kinder, hab’ ich Äpfel gekauft, wie daheim, es ist ein Vergnügen sie anzusehen! Da, versucht!“

Manchmal reichte sie auch mitten am Tage einen Teller Suppe.

„So sollt ihr leben und gesund sein, Kinder, wie ihr die Suppe versuchen müßt! Ich koche da eine Suppe, die kann ein König essen.“

Dabei machte die Mutter keinen Unterschied zwischen ihren Kindern und den fremden Mädchen.

Am Nachmittag erschien ein junger Mann, beleibt, mit kurzen Beinen, in einem zu kurzen und zu engen Anzug, der stets zu platzen drohte. Die Mädchen stellten ihn Dwojre als ihren Landsmann vor. Der

junge Mann nahm neben den Mädchen Platz und zog eine Schachtel Schokolade aus der Tasche; die teilte er unter der Bedingung auf, daß er sie den Mädchen selbst in den Mund stecken dürfe. Nachdem diese Prozedur beendet war, begann er den Seidenstoff, an dem die jüngere Schwester arbeitete, von ihrem Schoß zu ziehen und spielte mit ihren Händen, bis sie sagte, sie habe Kopfschmerzen und keine Lust zu arbeiten, und die Arbeit weglegte.

„Mutter, Mutter, Bontschik stört uns schon wieder bei der Arbeit“, rief die ältere, gutmütig scherzend.

„Bontschikleben, laß sie arbeiten! Die Schwägerin braucht das Kleid fürs Bad. Sie wird bald zur Anprobe kommen“, sagte die Mutter und streichelte Bontschiks dicke Backen.

„Großmütterchen, ich habe Ihnen ein Schnäpschen gebracht, so etwas bekommt man in ganz Polen nicht; es ist aus dem rumänischen Restaurant“, rief Bontschik, indem er aus der Tasche eine Flasche hervorzog.

„Aber, aber, Bontschik! Ich kann doch nicht trinken! Wenn ich nur daran nippe, so bekomme ich schon Herzklopfen“, die Mutter nahm die Flasche und ging damit ins nächste Zimmer; Bontschik störte die Mädchen weiter.

Später kam noch ein junger Mann zu Besuch; sein langes Haar war feucht und hatte sich am Scheitel aufgestellt. Überdies trug er eine Künstlerkrawatte und ein Buch unter dem Arm.

„Siehst du, Berl, das ist das ‚grüne Mädchen‘, die auch nur jiddische Bücher liest“, rief Rose dem Eintretenden zu.

„Berl Glosman“ — stellte sich der junge Mann mit den feuchten emporstarrenden Haaren vor. Dwojre errötete und nannte ihren Namen.

„Berl, du sollst so leben, wie du ‚Im Meere‘ deklamieren wirst!“ begann Bontschik.

„Wozu? Wofür?“ — Berl zierte sich, während er mit der Hand sein Haar glattstrich.

„Wenigstens für das neue Fräulein — wie ist Ihr Name?“ fragte Bontschik Dwojre.

„Dwojre Zlotnik“, antwortete Rose für sie.

„Für Miß Zlotnik; sei doch nett und deklamiere das Gedicht!“

„Wozu? Wofür?“ — Berl zierte sich weiter.

„Mr. Glosman ist Schauspieler, er spielt Theater“ — erklärte Rose Dwojre.

„Er ist erster Liebhaber im literarisch-dramatischen Verein.“

„Also, Berl, fang’ an!“

„Und was bekomme ich dafür?“

„Wir alle gehen Freitag abends ins Theater, so wahr ich lebe, ich kaufe Billetts!“ rief Bontschik.

„Dein Wort?“

„Mein Wort!“

„Gut.“

Berl räusperte sich und traf Anstalten, das Gedicht vorzutragen. Eben wollte er beginnen, da erschien die Mutter mit einem Teller Klöße.

„Bontschikleben, du sollst so leben und gesund sein, wie du meine Klöße versuchen wirst! So etwas hast du in deinem ganzen Leben noch nicht gegessen, das kann ein König essen.“

„Geben Sie doch Ruhe! Geben Sie Ruhe!“ fuhr Berl die Mutter wütend an. Sie stand, den Teller Klöße in der Hand, verlegen in der Tür und wußte nicht, was sie verbrochen hatte.

Lustige Gesellschaft

Für Dwojre begann ein neues Leben,— ein Leben, das in ihr geschlummert hatte, ohne daß sie davon wußte. Die Schwestern Salkind kleideten sich mit Geschmack und recht originell. Es genügte, daß Bronia, die Jüngere, einen geblühten oder karierten Stoff um ihren schmalen Leib drapierte, und ein neues Kleidermodell war entstanden. Oft gingen die Schwestern zu den Ständen im Italienviertel, kauften dort einen Rest italienischer Seide oder ein türkisches Tuch und nähten sich daraus Kleider, Mäntel und Kostüme; sie trugen verschiedenfarbigen Halsschmuck, der den brünetten Mädchen ein zigeunerartiges Aussehen gab. Dwojre erlernte all dies rasch; sie schien es in ihrem Blut zu haben. Ohne viel zu überlegen, ahmte sie den Mädchen nach; auch sie kleidete sich in farbige Stoffe und sie paßten ausgezeichnet zu ihrer graziösen Figur, ihren schmal abfallenden Schultern und den schwarzen Locken, die, ebenso wie in ihrer Kindheit, kein Kamm bändigen konnte; auch jetzt fielen sie wild über Stirn, Wangen und Ohren. Dwojre begann längere Zeit vor dem Spiegel zu verbringen; und — Wunder über Wunder! — sie achtete auch auf ihre Nägel, wie sie es bei den Schwestern Salkind gesehen hatte, und bearbeitete sie sorgfältig, vorläufig allerdings heimlich.

In der Atmosphäre, die sie jetzt umgab, vergaß sie rasch die alte Heimat; die Sommerabende und die „heilige Sache“ entfernten sich von ihr in eine nebelhafte Vergangenheit; ein Joch fiel von ihren Schultern und ihr ganzes Wesen wurde leichter, als wäre sie von einem Druck befreit.

Bei den Salkinds fühlte sie sich immer wohler und freier und schließlich war sie dort mehr zu Hause als im Keller.

Sie fand Gefallen an dem in seiner Art behaglichen Leben bei den Salkinds, an dem Singen und der Fröhlichkeit bei der Arbeit, an der Mutter, die, ihrem Wesen nach noch ein Kind, auf alle Spiele der Kinder einging, an den jungen Leuten, die im Hause verkehrten.

Außer Bontschik, der anscheinend vermögend war (wenn man ausging, zahlte er alles), und dem Schauspieler Berl, der Dwojre viel Aufmerksamkeit schenkte, verkehrten im Hause noch andere junge Leute. Die Salkinds hatten eine große Zahl von bekannten Landsleuten und die jungen Männer kamen gern hin; ob dies den Mädchen oder dem guten Essen zuliebe geschah, das die Mutter kochte, läßt sich nicht genau feststellen. So herrschte bei den Salkinds stets fröhliche und heitere Stimmung. Die Mutter kochte und buk für ihr Leben gern, wenn sie nur etwas und für jemanden zu kochen hatte. Die jungen Leute, die zu Besuch kamen, brachten allerlei Näsche-reien mit, einige waren auch zu Tisch dort,— zwar nicht als ständige Gäste, aber wenn sie am Freitagabend ein Stückchen heimatlich gefüllten Fisch oder gute Barches, am Sabbat eine fette „Kugel“ essen wollten, kamen sie zu den Salkinds. Für die Feiertage

legten die Besucher Geld zusammen und gaben es der Mutter, damit sie Feiertagsgerichte koche. Die alte Frau Salkind liebte dieses Leben. Kochen und backen war ihre Leidenschaft; hatte sie nur Geld dazu und Abnehmer für die Erzeugnisse ihrer Kochkunst, so lebte sie geradezu auf; sie verbrachte halbe Nächte mit Teigkneten, mit der Herstellung heimatlicher Butterkuchen, gefüllter Gänsehälschen und anderer schmackhafter Dinge.

Außer Bontschik und Berl kam auch ein junger Mann ins Haus, der sich bei den Salkinds wie zu Hause fühlte. Er war Beamter einer Union, untersetzt, mit einem kleinen Embonpoint, konnte singen und hieß Silbermann. Den Mädchen sang er sämtliche Opernarien und die neuen Schlager aus den jüdischen Operetten vor. Silbermann hatte eine kräftige, wohl-tönende Stimme; er war einmal Agitationsredner gewesen und auch jetzt noch schrie er im Gespräch alle nieder. Noch kräftiger aber als seine Stimme waren seine Hände. Wen seine Stimme nicht überzeugen konnte, den überzeugten seine Hände.

Zu den ständigen Besuchern gehörte auch ein junger Mann, den man scherzweise „Mischa Elman“ nannte; sein wirklicher Name war Sascha Kohn. Er war Primgeiger in einem kleinen Orchester und trat dann und wann in einem Wohltätigkeitskonzert auf. Sein ganzes Streben war, das Konservatorium zu besuchen, doch er hatte kein Geld. „Mischa Elman“ stammte aus Rußland; mit der Familie Salkind war er durch Silbermann bekanntgeworden, mit dem er eng befreundet war. So wurde an den Abenden bei der Familie Salkind viel musiziert und deklamiert, doch am meisten über Kunst de-

battiert. Dort wurde jedes einzelne jüdische Theater und jeder einzelne jüdische Schauspieler durchgehechelt, dort wurde jede jüdische Zeitung und jeder ihrer Redakteure ausgerichtet, gewöhnlich so, daß er selbst dem Teufel zu schlecht gewesen wäre.

Eines Abends trat ein baumlanger junger Mann mit langem, dünnem Hals ein; ohne zu grüßen, setzte er sich wortlos in eine Ecke neben Bronia, die von rotem Licht übergossen bei der Lampe saß, faßte ihre Hand und sagte, als wäre sonst niemand da:

„Wieder kalte Hände, Bronia.“

„Es ist mir kalt“, sagte Bronia und hüllte sich fester in ihr rotes Tuch.

„Wieder ein neues Zigeunertuch“, bemerkte der Besucher weiter.

Indessen spürte er, daß ihn zwei große naive, geradezu ängstliche Augen ansahen.

Freier sandte einen fragenden Blick zu Bronia.

„Ihr seid noch nicht bekannt?“ wandte sich Rose, die alles bemerkt hatte, an Freier. „Das ist Dwojre. Dwojre Zlotnik, eine schöne Litauerin.“ — Rose nannte aus irgend einem unerfindlichen Grunde Dwojre „die Litauerin“ — „Und das ist Freier, eine große Zukunft der jüdischen Dichtkunst, auch ein Landsmann. Wir kennen uns noch aus der alten Heimat.“

Dwojre, die schon von Freier gehört hatte und wußte, daß er ein Dichter sei, daß er vielbewunderte Gedichte schrieb, wurde rot und erschrak. Sie hatte noch nie einen Dichter gesehen und es kam ihr sonderbar vor, daß ein Dichter ganz wie ein gewöhnlicher

Sterblicher aussah. Mit weit aufgerissenen Augen sah sie Freier an.

„Wirklich eine Litauerin? Das kann nicht sein!“ sagte Freier; ohne es zu merken, war er von seinem Platz neben Bronia aufgestanden und hatte sich neben Dwojre hingesetzt.

„Warum kann es nicht sein?“ fragte Dwojre und wurde rot.

„Litauerinnen haben keinen solchen Blick wie Sie“, antwortete Freier.

„Was für einen Blick habe ich denn?“

„Wie ein Kalb.“

Die Mädchen lachten laut, Dwojres Gesicht übergieß sich mit tiefem Rot und in ihrer Verlegenheit stimmte sie in das Gelächter ein.

„Was ist denn, fühlen Sie sich vielleicht beleidigt?“ fragte Freier.

„Das ist ein schönes Kompliment!“ rief Rose.

„Eines der größten, vielleicht das größte, das man bekommen kann.“

„Ich danke für solche Komplimente“ — Rose machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Also wirklich eine Litauerin?“ fragte Freier noch einmal.

„Nein, ich komme aus einem kleinen Städtchen in Polen.“

„Na also, das habe ich ja gleich gewußt; warum haben Sie sie zu einer Litauerin gemacht?“ — wendete sich Freier an Rose.

„Sie ist in ihrem Wesen wie eine Litauerin, immer versonnen, immer bekümmert, Gott weiß warum.“

„Das ist etwas anderes“, Freier rückte näher zu Dwojre.

„Freier, lassen Sie die Mädels in Ruhe“, warf der Unionbeamte ein.

„Einen Augenblick, einen Augenblick“, erwiderte Freier.

„Freier, seien Sie nett und lesen Sie uns Ihre ‚Augen‘ vor!“ begann der Schauspieler, der selbst etwas vortragen wollte und auf diesem Wege die Gesellschaft für seinen Vortrag in Stimmung zu bringen suchte.

Doch statt, wie alle erwarteten, abzulehnen, nahm Freier den Vorschlag gern auf.

„Ja, ja, zu Ehren der Neuen,“ rief er, „aber statt ‚Die Augen‘ — sie gehören ins Feuer — werde ich euch etwas Neues vorlesen; ich weiß zwar nicht, ob ihr es verstehen werdet, aber das ist einerlei; wer es verstehen wird, der wird es verstehen.“

Und Freier begann ein Gedicht vorzulesen, bei dem im ersten Anhören kein Wort zum anderen zu passen schien; doch jedes Wort klang wie ein Akkord auf einem Spinett und jeder Satz hatte eine besondere Bedeutung. In diesem Gedicht war von Freuden die Rede, die wie weiße Schleier durch die Welt wehen, von heimlichen Quellen, die in verborgenen Wäldern entspringen, von Wolken an unsichtbaren Himmeln, von Mädchen auf den Gehsteigen der Straßen, von gelben Lichtern, die aufblitzen und wieder verschwinden. Niemand verstand ein Wort davon, doch alle schwiegen, da sie nicht wagten, etwas zu sagen. Als Freier zu Ende war, blieben alle nachdenklich sitzen. Nur der Unionbeamte, der weniger befangen war als die anderen, rief:

„Ich lasse mich totschiagen, wenn ich ein Wort davon verstehe!“

Anstatt gekränkt loszufahren, wie es sonst geschah, wenn jemand gegen seine Poesie etwas einzuwenden hatte, lachte Freier gutmütig:

„Natürlich, wie kommt eine ‚Union‘ zur Poesie? Das sind zwei Gegensätze wie Feuer und Wasser.“

„Und warum verstehe ich Ihre ‚Augen‘?“ fragte der Unionbeamte.

„Das ist ja der beste Beweis, daß die ‚Augen‘ nichts wert sind; ich werde sie auch in meine Sammlung nicht aufnehmen.“

„Aber ich habe Ihre ‚Wolken‘, Freier, bei einem literarisch-dramatischen Abend in unserem Verein vorgelesen, ich sage Ihnen, das Gedicht hat Furore gemacht“ — Berl wollte Freier nach dem Angriff des Unionbeamten versöhnen und in bessere Stimmung bringen. Das gelang ihm auch, denn obwohl Freier der Ansicht war, daß alles, was er bisher geschrieben hatte, wert sei, verbrannt zu werden, mit Ausnahme des letzten Gedichtes, so ist doch kein Dichter einem Kompliment über eine seiner Arbeiten unzugänglich, mag sie auch zu den „allerschlechtesten“ gehören.

„Die ‚Wolken‘ sind keine schlechte Sache“, sagte er bescheiden.

„Wollt ihr sie hören? Gut, ich werde sie euch vortragen“ — Berl, der schon längst darauf brannte vorzutragen, fand endlich die heiß ersehnte Gelegenheit.

Nach Berls Deklamation rief der Unionbeamte:

„Sollen wir heute nur mit Poesie gefüttert werden? Das ist Nahrung für Dichter. Bontschik, laß etwas Schnaps holen!“

„Er hat wirklich recht“, stimmte die Mutter freudig zu, die die ganze Zeit hindurch in der Küchen-

tür stand und auf den Augenblick paßte, da sie ihre Kostproben vorlegen konnte.

Für einen Schluck Likör war auch der Dichter zu haben:

„Tschort poberij, heute trinken wir Schnaps, hol's der Teufel! Trinken Sie mit?“ wandte er sich an Dwojre.

„Berl, willst du hinuntergehen?“ fragte Bontschik und gab dem Schauspieler einen Wink; Berl erhob sich rasch.

„Warte, ich gehe mit; ich mache einen Sprung in meine Wohnung und hole meine Geige“, rief Sascha, von der allgemeinen Stimmung angesteckt.

„Recht so, das ist brav“, tönte es von allen Seiten.

„Kinder, ihr sollt so leben und gesund sein, wie ihr von meinen süßen Karotten versuchen müßt!“ — die Mutter tauchte mit einem Teller in der Hand auf, um die Stimmung auszunützen.

„Wie, so mir nichts, dir nichts süße Karotten? Ist denn heute Sabbat?“ fragte die ältere Tochter.

„Ich habe nichts anderes“, sagte die Mutter verlegen, „so sollen es wenigstens süße Karotten sein.“

„Krapfen, Berl, Krapfen!“ rief der Unionbeamte.

„Aber ich habe kein Öl“, stammelte die Mutter hilflos.

„Bontschik, geh' mit“ — alle Augen deuteten Bontschik nach der Tür, da man wußte, wenn er hinabginge, würde er bestimmt alles bringen, was nötig war.

Lächelnd, doch nicht gar bereitwillig erhob sich Bontschik.

„Bontschik, mein Kind, bring' mir auch ein Viertelpfund Rosinen und ein halbes Pfund Mandeln mit,

ein Pfund Kartoffelmehl und eine Flasche Öl, aber vom besten. Doch halt, ihr wollt doch gute heimatliche Krapfen; Bontschikleben, mein Kind, leben sollst du, bring' mir vielleicht zehn Eier — und was noch?“ — die Mutter dachte krampfhaft nach.

„Zwei Pfund Aufschnitt, einige Schachteln Sardinen, frisches Brot und einen Hering; daß du es nicht wagst, ohne einen Hering zurückzukommen“, der Unionbeamte setzte den Wunschzettel fort.

„Wie soll ich mir das alles merken? Es ist ja zum Verrücktwerden“, wehklagte Bontschik.

Es dauerte nicht lange, da standen auf dem Tisch Likör, Aufschnitt, Sardinen, ein Hering. In der Küche stand die Mutter und buk die Krapfen in klarem Öl. Ein feiner Duft zog ins Zimmer. Sascha hatte seine Geige geholt und spielte jüdische und andere Schlager. Freier las seine Gedichte, die niemand verstand. Berl sang zusammen mit dem Unionbeamten Volkslieder und die übrigen machten den Chor dazu. Dann sangen Berl und der Unionbeamte Couplets aus den neuesten jüdischen Operetten, Berl als Liebhaber und der Unionbeamte als Prima-donna. Mit glänzenden, von Freude und vom Herd geröteten Wangen trug die Mutter die dampfenden fetten Krapfen auf...

Als man spät am Abend heimging, riß sich Freier darum, Dwojre nach Hause zu begleiten; die übrigen wollten mitgehen, doch er rief:

„Ihr geht ins Kaffeehaus?! Ich komme nach“ — damit nahm er Dwojre und führte sie durch eine Seitengasse nach Hause.

„Nun?“ fragte Freier unvermittelt.

„Was?“ fragte Dwojre, erhielt jedoch keine Antwort.

Eine Zeitlang gingen beide schweigend weiter.

„Sie verstehen mein Gedicht auch nicht?“ brach Freier plötzlich das Schweigen.

„Nein, ich verstehe es nicht, aber es gefällt mir“, erwiderte Dwojre.

„Das ist gut, das ist gut!“ — Freier freute sich wie ein Kind — „Warum gefällt es Ihnen?“

„Ich weiß nicht, warum es mir gefällt, doch es hat sich gut angehört.“

„Gut, sehr gut“, erwiderte Freier freudig. „Sie sind der beste Kritiker. Sie haben mehr Verständnis für Poesie als alle Kritiker!“ schrie er enthusiastisch. „Nicht verstanden, aber gut anzuhören, das ist gut gesagt. Etwas verstehen — Sie verstehen?! — kann man nur einmal. Hat man’s verstanden, dann basta! Aber hört sich etwas gut an, dann kann man es immer hören wie Musik. Poesie braucht man nicht zu verstehen, Poesie muß sich nur gut anhören.“

Dwojre sah ihn unter ihrem kleinen, turbanartigen Seidenhut lange an und lächelte.

„Warum lachen Sie? Ich meine es ernst, Sie haben mit einem Wort die Poesie besser charakterisiert als alle Kritiker“ — Freier ließ sich in seiner Begeisterung nicht irre machen.

Dwojre blickte ihn weiter lächelnd an.

„Warum lachen Sie?“

„Ich lache nicht, doch Sie sind komisch.“

„Komisch? Ich bin komisch?“

„Nein, ich meine nur...“ wieder lachte Dwojre Freier an.

„Wissen Sie, ich habe nur für Sie das Gedicht

vorgelesen, nur für Sie, sonst für niemanden“, sagte Freier ernst.

„Für mich?“ — Dwojre wunderte sich — „Wie kann das sein? Sie haben mich doch gar nicht gekannt?“

„Das tut nichts, man muß einen Menschen nicht kennen; ich habe Sie nur angesehen, da habe ich sofort gewußt, daß Sie das Gedicht verstehen werden, daß Sie mich verstehen werden, ohne mich zu verstehen, wie Sie sich ausgedrückt haben.“

Dwojre sah ihn ernst an.

„Wirklich?“

„Ja, in Ihrem Blick lag so viel Offenheit, daß ich es gleich wußte.“

Wieder sah Dwojre Freier lächelnd in die Augen.

„Warum lachen Sie wieder? Ich meine es ernst und Sie lachen!“

„Ich lache nicht, doch Sie reden so komisch. Ich habe noch nie einen erwachsenen Menschen so reden gehört.“

„Wie rede ich denn?“ fragte Freier und sah ihr tief in die Augen.

„Wie ein Kind“, antwortete Dwojre; sie erschrak über das Wort, verbarg aber ihre Furcht hinter einem hellen Lachen.

Begegnung

Als Dwojre eines Morgens wie gewöhnlich vom Hause zur Arbeit gehen wollte, traf sie — Freier. Er ging vor dem Hause auf und ab, die Zigarette im Mund, trotz der drückenden Hitze den Kragen aufgestellt.

„Was tun Sie hier?“

„Ich erwarte Sie.“

„Mich?“

„Ja, ich will Sie von der Arbeit weglotsen, kommen Sie, fahren wir hinaus!“

„Jetzt hinaus? Spazieren? Am hellichten Tag, am frühen Morgen?“

„Wann denn, vielleicht um Mitternacht? Der Tag dampft. Gehen wir! So wahr ich lebe, es wird schön werden.“

Dwojre war in Verlegenheit; so etwas war ihr noch nie eingefallen und es wäre ihr auch nie in den Sinn gekommen, bei Tag, wenn alle arbeiten, spazieren zu gehen.

„Haben Sie Angst? Vor wem?“

„Ich habe keine Angst, doch ich bin das nicht gewohnt.“

„So werden Sie sich daran gewöhnen.“

„Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich sagen soll“
— verlegen blieb Dwojre stehen.

„Gönnen Sie sich den Spaziergang! Wovor haben Sie Angst?“

„Ich habe keine Angst.“

„In Amerika haben alle vor dem Hunger Angst. In der alten Heimat, da war es noch keine Schande, zu hungern. Das Hungern war Privatsache und jedermann hatte ein Recht darauf. Hier in Amerika ist das Hungern verboten, jeder hat Angst davor, der Größte wie der Kleinste. Unternehmer und Arbeiter, Zionisten und Sozialisten, Dichter und Kritiker, alle zittern vor dem Hunger. Nehmen Sie zum Beispiel mich: Was habe ich, Gott sei's geklagt, zu verlieren, sollte man glauben? Wer hat mehr Recht zu hungern als ein Dichter? Aber in Amerika dürfen sogar die Dichter nicht hungern; und so sehr ich mich darum reiße, zu hungern, ich darf es nicht, ich muß arbeiten gehen.“

„Sie arbeiten?“

„Weil ich nicht mit der Feder arbeiten will, arbeite ich mit den Händen.“

„Woran?“

„Was liegt daran? Wie es sich eben trifft. Doch manchmal lehne ich mich dagegen auf, da erwacht in mir Seine Majestät der Dichter mit seinem gottgewollten Recht auf den Hunger. Dann habe ich, wenn ich so in der Werkstatt sitze, Sehnsucht nach dem Hunger, wie ein Hungriger nach Speise. Ich träume des Nachts vom Hunger. Der Hunger ist der einzige Lichtstrahl in meinem Leben. O, wenn Sie wüßten, wie ich mich nach ihm sehne! Und plötzlich erwacht in mir mit einem Male die Simsonkraft, zu hungern. Dann renne ich ein paar Tage durch die Straßen und sättige mich mit Hunger.“

Ich esse den Hunger mit allen meinen Gliedern um ihn in den Tagen des Sattseins in Erinnerung zu haben. Doch selten, gezählt sind meine Hungertage und in der letzten Zeit werden sie immer seltener. Das ist ein Zeichen, daß ich alt werde. Sehen Sie, heute ist wieder einmal mein Hungertag. Deshalb bin ich so glücklich.“

Dwojre blickte ihn aufmerksam an. Sie sah eine Trauer in seinen Augen, die sie bisher nicht gekannt hatte; sein Mund hatte sich verzerrt, als weinte er innerlich. Sie war nunmehr entschlossen, mit ihm überall hinzuwandern, wohin er wollte.

„Aber warum hungern Sie nicht?“

„Warum ich nicht hungere? Weil man mich nicht hungern läßt!“ schrie Freier laut.

„Wer läßt Sie nicht hungern?“

„Der ekelhafte Patron, das Gewissen.“

„Das Gewissen?“

„Vor Frau und Kind.“

„Sie sind verheiratet?“

„Seit dem ersten Tag, da ich zur Welt gekommen bin.“

Dwojre sah ihn verwundert an.

„Zuerst mit den Eltern, dann mit einer Frau und ihren Kindern. Ich erinnere mich überhaupt nicht mehr des Tages, da ich ledig war.“

Dwojre schwieg.

„Warum schweigen Sie? Warum sind Sie vor mir erschrocken? Vielleicht weil ich Frau und Kinder habe?“

„Nein,“ — Dwojre lachte — „warum sollte ich erschrecken?“

„Ich habe gewußt, daß Sie nicht erschrecken

werden. Als ich Sie zum erstenmal sah, habe ich daran gedacht,— das wird ein Mitglied in unserem Verein, der vorläufig aus drei Mitgliedern besteht: meine Wenigkeit, der Bildhauer Buchholz — ach, Sie kennen Buchholz nicht! Halt, wissen Sie was? Wir werden ihn gleich holen. Er wohnt in einem Atelier auf der Vierzehnten Street. Wollen Sie? Wir gehen ohnedies vorüber.“

„Später. Jetzt erzählen Sie mir von Ihrem Verein!“

„Ja, der dritte, das ist ein Original, ein Schneider, ein gewöhnlicher Schneider, aber ein interessanter Mensch. Sie müssen ihn kennen lernen. Ein Künstler in seinem Fach. Seine Hände sind Gold, doch er hat die Gewohnheit, an den Kleidern die Knöpfe verkehrt anzunähen. Sie meinen vielleicht, daß er das versehentlich tut? O nein, mit voller Absicht. Er sagt, der Mensch müsse seinen Willen heilig halten und ihn bei jeder Gelegenheit zeigen. ‚Wenn sie‘ — sagt er — ‚mich Knöpfe annähen heißen und ich will nicht, aber ich muß es, so nähe ich die Knöpfe verkehrt an, weil ich es so will. Ich leiste ihnen keine Dienste, wie sie es wollen; nähen muß ich, sonst geben sie mir nichts zu fressen; doch die Knöpfe will ich verkehrt annähen.‘ Natürlich nimmt man ihn beim Kragen und wirft ihn hinaus. Einer Union will er nicht angehören, er war einmal Anarchist. ‚Eine Union‘, sagt er, ‚ist genau dasselbe wie eine polizeiliche Erlaubnis zur Prostitution.‘ So läuft er ein paar Wochen ohne Arbeit umher und hungert, bis er wieder Arbeit bekommt. Und dort geschieht das gleiche. Er näht den Anzug fertig, es ist ein Kunstwerk, aber die Knöpfe sind verkehrt angenäht. Gefällt Ihnen der Schneider?“

„Was haben Sie heute, Freier?“

„Glauben Sie vielleicht, ich hätte den Schneider erfunden? Er existiert wirklich; wenn Sie wollen, stelle ich ihn Ihnen vor.“

„Warum sind Sie so traurig? Was ist Ihnen passiert?“ fragte Dwojre mitleidig.

„Ich habe meinen Hungertag, das ist alles, — übrigens, daran sind Sie schuld.“

„Ich?“

„Ja. Sie haben in mir von neuem einen Traum erweckt, den ich schon halb vergessen hatte.“

Dwojre ging schweigend mit gesenktem Kopf neben Freier her.

„Sind Sie denn nicht neugierig, den Traum kennen zu lernen, den Sie in mir erweckt haben?“ fragte Freier.

Dwojre schwieg.

„Ich habe immer davon geträumt, eines Tages alles stehen und liegen zu lassen, eine Drehorgel zu nehmen und wie die Leiermänner bei uns daheim auf die Wanderschaft zu gehen, natürlich in lustiger Gesellschaft, mit guten Freunden. Buchholz soll einer davon sein. Er soll ein Äffchen an der Kette führen, das auf seiner Schulter Kunststückchen macht. Ich will der Oberleiermann sein, der das Werkel dreht. Uns hat aber eine schöne Tänzerin gefehlt, der zuliebe sich der ganze Spaß lohnt; ich habe sie immer gesucht und doch nicht gefunden. Der Traum hat schon begonnen zu zerrinnen und ich bin ruhiger geworden. Da tauchen plötzlich Sie aus dem Dunkel auf und beleben den Traum von neuem. Verstehen Sie jetzt, was mir heute ist?“

Dwojre wurde traurig, runzelte die kleine Stirn und sprach kein Wort.

„Warum runzeln Sie die Stirn?“

Dwojre antwortete lange nicht, dann begann sie:

„Ich will es Ihnen sagen, Freier, — Ihre Reden machen mich traurig.“

„Warum?“

„Weil Sie mir Dinge sagen, die nicht mir gelten.“

„Was heißt das?“

„Das, was Sie sagen, geht nicht auf mich. Ihre Worte können jedem Mädchen gelten, das neben Ihnen geht.“

„Warum macht Sie das so nachdenklich?“

„Das weiß ich nicht, aber ich fühle es so.“

Jetzt schwieg Freier; schweigend kamen sie in die 14. Street. Freier führte Dwojre in den finsternen Korridor eines alten Hauses.

„Warten Sie hier, ich werde meinen Freund Buchholz holen.“

„Nein, Freier, lassen Sie mich lieber zur Arbeit gehen; ich habe mich ohnedies reichlich verspätet.“

„Warum? Ich meinte, Sie seien einverstanden, mit uns in den Park zu gehen.“

„Früher war ich es, jetzt bereue ich es.“

„Bereuen ist nicht schön.“

„Das weiß ich, doch ich kann mir nicht helfen.“

„Und wenn ich Ihnen verspreche, nicht mehr davon zu reden?“

„Es ist mir so auch genug traurig zumute“, sagte Dwojre halb für sich.

„Ich bitte Sie, bleiben Sie! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich von dem dummen öden Traum nicht mehr sprechen werde“ — Freier bat wie ein Kind.

Dwojre begann zu lachen.

„Sind Sie wieder gut, ja?“

Dwojre nickte mit dem Kopf.

„Aber jetzt laufen Sie nicht weg; ich komme bald wieder.“

Freier tauchte im dunklen Korridor unter und ging auf eine Wendeltreppe zu, die in ein Labyrinth zu führen schien.

Als Dwojre allein blieb, dachte sie im ersten Augenblick daran, zur Arbeit zurückzukehren. Die Furcht, einen Tag zu feiern, quälte sie nicht mehr; doch Freiers Worte klangen in ihren Ohren unaufrichtig; sein Wesen aber erweckte Mitleid in ihr. Sie fühlte, daß er litt; dieses sein Leid entschuldigte seine Unaufrichtigkeit und bewirkte, daß Dwojre stehen blieb und ihn vor dem Tor erwartete, obwohl es ziemlich lange dauerte, bis er wiederkam.

„Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie so lange warten ließ. Meinen Sie, es sei so leicht, zu Buchholz zu kommen? Man muß ganze Straßen lang auf Leitern herumklettern, bis man in seine ‚Appartements‘ gelangt. Er wohnt in der nächsten Nähe des Himmels“, rief Freier, während er die Treppen hinunterlief. „Angezogen war er auch nicht, er hat erst Toilette machen müssen — Sie müssen nämlich wissen, in seiner Wohnung geht Buchholz ständig im Adamskostüm herum. Übrigens, da haben Sie ihn selbst. Ich habe die Ehre, Ihnen das zweite Mitglied unseres Vereines ‚Hunger‘, Herrn von Buchholz, vorzustellen.“

Vor Dwojre blieb ein Mann stehen, der wie ein Koloß aussah; ein Riese, mächtig, eckig, wie ein behauener Holzklotz. Breite Schultern, große, lange Hände. Er machte den Eindruck eines Menschen,

der schwere körperliche Arbeit leistet, aber keine geistige. Doch in der Art, wie er seine Augen einkniff, lag etwas Weiches, geradezu rührend Kindliches. Das war am besten zu merken, wenn er lachte. Und er lachte immer, mochte es am Platze sein oder nicht. Die Augen waren unter den Lidern versteckt und er sah unbeholfen und unschuldig aus.

„Buchholz, verneige dich, hol' dich der Teufel! Was stehst du da wie ein Bär?“

Buchholz verneigte sich lachend.

„Drei Tage lang hat er die Sonne nicht gesehen, ist schläfrig in seinem Zimmer gelegen oder nackt herumspaziert.“

Buchholz lachte:

„So war's gut.“

„Was war gut?“

„Das.“

„So und das,“ — rief Freier lachend — „mehr bekommen Sie von ihm nicht zu hören.“

„Was wollen Sie eigentlich von dem Herrn haben?“ — Dwojre nahm sich des Unbekannten an.

Erst als sie auf die Gasse kamen, sah sie, wer neben ihr ging. Das erste, was an Buchholz auffiel, war sein Hemd. Es war ein Arbeiterhemd von unbestimmbar dunkler Farbe, das aus der breiten Hose heraushing und sich immer wieder aus den zu kurzen Ärmeln des Rockes hervorschob. Knöpfe besaß weder die Hose, noch der Rock, noch auch das Hemd. Aus dem Brustschlitz des Hemdes sah eine dicht behaarte Brust hervor. Den Hals, der eine eingehende Behandlung mit Seife und Soda notwendig hatte, umschlang etwas Krawattenartiges, das zugleich als Kragen diente. Das Gesicht war

bereits einige Tage unrasiert, das Haar zerrauft, mit Federn bedeckt, als wäre der ganze Mann aus einem Sack Bettzeug herausgezogen worden.

„Buchholz, steck' das Hemd in die Hose! Es ist doch eine Schande, mit dir zu gehen“, ermahnte ihn Freier.

Dwojre deckte mit ihrem kleinen Körper Buchholz' riesige Lastträgerfigur; sie ging neben ihm, als wollte sie ihn beschützen.

„Das macht nichts“ — Buchholz lächelte gutmütig und schob mitten auf der Gasse das Hemd in die Hose.

„Also, wohin gehen wir?“ begann Freier.

„Sie wollten doch in den Bronx-Park gehen.“

„Ja, ja“ — Buchholz nickte heftig mit dem Kopf.

„Dazu braucht man Zehrgeld. Buchholz, hast du etwas Geld?“

Der Riese errötete und begann in den Taschen seiner breiten Hose zu suchen:

„Ich habe nichts bei mir.“

„Bei dir, sehr gut! Hast du denn irgendwo anders Geld?“

„Ich habe fünfundzwanzig Cents bei mir, wird das genügen?“ fragte Dwojre.

„Für die Hinfahrt reicht es. Was tut man aber mit der Rückfahrt? Wir sind unser drei“ — rechnete Freier aus.

„Ich werde zu Fuß gehen.“

Dwojre sah Buchholz an.

„Das tue ich immer.“

Ohne sich Gedanken darüber zu machen, woher sie Geld für die Rückfahrt nehmen würden, bestiegen sie einen Zug, der sie in den Bronx-Park führte.

Ein Tag Ferien

Die Züge von Bronx in die Stadt waren um diese Zeit mit unfrohen Arbeitsmenschen vollgepfropft. In der Gegenrichtung waren sie leer und in dem Waggon, in den die drei einstiegen, fand sich keine Seele. Wer fährt auch am Vormittag nach Bronx? Das Vergnügen können sich nur Müßiggänger erlauben. In dem leeren Waggon fühlten sie sich wohl, sie konnten ungestört plaudern.

Freier erzählte aus irgend einem besonderen Grund Dwojre alles, was er über Buchholz wußte; der Ton, in dem er es erzählte, war nicht sehr freundschaftlich...

Doch je mehr Schauderhaftes sie über den großen, unbeholfenen Burschen hörte, desto mehr Sympathie erweckte er bei ihr. Sie hatte das Bedürfnis, sich des jungen Riesen anzunehmen und ihn vor Freiers spöttischen, unaufrichtigen Bemerkungen zu schützen. Von Freier erfuhr sie, daß Buchholz der Sohn eines Fleischers war und selbst Fleischer werden sollte, doch von Kindheit an Lust zeigte, zu zeichnen und Figuren aus Brot zu kneten. Der Vater schlug ihn dafür halbtot. Doch Buchholz blieb bei seinem Vorsatz und eines Tages stahl er Geld aus des Vaters Lade und ging nach Amerika durch. Hier nahm er jede Arbeit an, die sich traf, und kostete sämtliche

Berufe, vom Lastträger bis zum Wächter, durch. Am Abend ging er in eine Zeichenschule. In einem alten Hause hatte er eine Dachstube gefunden, dort wohnte er ärmlich und formte seine Figuren. Da er kein Geld für Modelle hatte, war er sein eigenes Modell. In seinem „Atelier“ lief er den ganzen Tag nackt herum und zeichnete sich selbst. „Jetzt modelliert er“, schloß Freier seinen Bericht, „in Lehm einen ‚Simson‘, doch der sieht dem Simson so ähnlich wie ich der Dalila; nicht wahr, Buchholz?“

„Das ist nicht wahr,“ — Buchholz lachte — „es ist heiß, deshalb gehe ich nackt herum.“

„Warum schämst du dich, Narr?“

„Ich schäme mich nicht.“

„Wenn er hungrig ist, kriecht er aus seiner Dachstube heraus und geht Arbeit suchen,“ erzählte Freier weiter, als wäre Buchholz nicht zugegen, „er nimmt jede Arbeit an, die sich bietet, bald in einem Übersiedlungsbureau, bald in einem Schuhgeschäft; auf der East-Side dreht er eine heimatliche Wäsche-rolle oder er ist auf dem Broadway Ausrufer bei den Wagen, die Passagiere nach Coney Island führen. So verdient er ein paar Dollar für Brot und für die Miete; dann schleppt er auf seinen Schultern einen Sack Lehm nach Hause und modelliert in seiner Dachstube weiter. Seine Skulpturen sieht keiner, denn er schämt sich, sie zu zeigen. Er kann kaum lesen und schreiben, ein Buch nimmt er nie in die Hand, in ein Museum geht er nicht, weiß nicht, was eine Kunstaussstellung ist, hat nichts von den neuen Bildhauern und neuen Richtungen gesehen, nichts von Rodin, nichts vom Expressionismus...“

„Nicht wahr, gesehen“ — Buchholz schüttelte den großen Kopf.

„Was hast du gesehen?“ fragte Freier.

„Die Wolkenkratzer“ — Buchholz lachte.

Es war einer jener Tage in New York, da Sonne und Wind sich paaren und einen Tag des Segens für die Menschheit schaffen. Obwohl es Hochsommer war und die Hitze auf den Boden, die Häuser, die Straßen, die Brücken und die Menschen brannte, wehte ein kühler Wind vom offenen Meer her und hauchte die Glut fort, als bewegte sich ein Fächer unaufhörlich vor den Gesichtern. Der Bronx-Park stand in voller Pracht und all seinem Glanze. Ein wenig tiefer im Park, zwischen den Wiesen und Bäumen, konnte man meinen, sich in einen dichten Wald verirrt zu haben, der mit wildem Gras, Gebüsch und dichten Stämmen bestanden war; die Füße schienen auf den unbezwungenen, jungfräulichen Boden des noch nicht entdeckten Amerika zu treten.

Lange wanderten sie in dem mit Gras bewachsenen Gelände umher. Buchholz kannte jeden Baum und wollte auf jeden hinaufklettern; mühsam hielten ihn die anderen aus Furcht vor den Parkwächtern zurück.

Zum erstenmal seit ihrer Ankunft in Amerika sah Dwojre Grün, spürte ungepflasterten Boden unter den Füßen, berührte feuchte, lebendige Bäume mit ihren Händen. Der nackte, ruhige Boden, die sprießenden Gräser berauschten Dwojre nach den langen Wochen und Monaten im dumpfen Keller, in den geschlossenen Werkstattstuben. Sie streckte sich auf der Wiese hin, steckte das Gesicht in das Gras und küßte es, drückte sich ganz hinein, als

wollte sie darin baden. Ihre beiden Begleiter wußten nicht, was sie mit Dwojre anfangen sollten. Das stille, zurückhaltende und stets schweigende Mädchen hatte alle Scheu verloren. Sie begann über die Felder zu laufen und rief den beiden Männern zu, sie mögen sie fangen. Sie liefen ihr nach. Freier blieb bald stehen. Doch selbst Buchholz, der kräftige Beine hatte und wie ein wilder Stier dahinjagte, da er darauf versessen war, Dwojre einzuholen, war zu schwerfällig und konnte sie nicht fassen. Endlich wurde sie müde und blieb stehen.

„Woher können Sie so gut laufen?“

„Daran ist die Ziege schuld.“

„Die Ziege?“

„Ja, wie ich ein kleines Kind war, habe ich daheim auf dem Schloß eine Ziege gehütet, — von der habe ich laufen gelernt. Wenn sie davonlief, mußte ich ihr nachspringen.“

Buchholz wurde mit einem Male sehr ernst, zog eine Grimasse, faßte einen großen Baum, der neben ihm stand, und umarmte ihn.

„Was hast du, Buchholz?“

„Das da will ich machen!“ — Buchholz deutet auf den Baum.

„Was willst du machen?“

„Solche Bäume.“

„Bäume in Plastik?“

„Ja,“ — Buchholz nickt mit dem Kopf — „solche große, dicke, moosbewachsene Bäume, die krumm und stumm im Regen mitten im Feld stehen und etwas hüten.“

„Was kannst du in Bäumen zum Ausdruck bringen?“

„Bäume haben Gesichter, haben Hände und Füße,

sind verwachsen wie Kinder im Mutterleib; Bäume sind zusammengewachsene große Embryonen, verholzt, ehe sie noch zu Menschen erwachsen konnten, verflucht von Gott oder von irgendwem. Bäume können lachen und können weinen. Hast du schon Bäume lachen gehört?“

„Und warum machen Sie keine Bäume?“ fragt Dwojre.

„Ich werde sie einmal machen.“

„Buchholz, was ist dir geschehen, du sprichst ja? Ein Wunder ist geschehen, — Buchholz spricht, erzählt von seinen Plänen! Wer sollte das glauben?“ schrie Freier auf. „Daran sind Sie schuld,“ wendete er sich an Dwojre, „so wahr ich lebe, nur Sie.“

Dwojre errötete. Buchholz sprang plötzlich auf Freier los, packte ihn, hob ihn wie ein Kind in die Höhe und warf ihn zu Boden.

„Schweigen! Erwürgen, erwürgen will ich den da!“

„Buchholz, was hast du?“ rief Freier nicht ohne Furcht.

„Schweigen, that is all!“...

Doch trotz alledem gab es nichts zu essen. Die Fröhlichkeit und das Laufen im Freien reizten den Appetit, der schon lange sein Recht forderte, noch mehr. Die Männer taten aus gewissen taktischen Gründen, als merkten sie nichts davon. Doch es war Buchholz, der zuerst vom Essen sprach, da er wie ein Kind sein Begehren nicht verbergen konnte:

„Was meinst du, Freier, — wird man mir für meinen Rock einen Laib Brot geben?“

„Ich habe noch zehn Cents, dafür wollen wir Brot kaufen,“ sagte Dwojre, „wir werden eben alle zu Fuß zurückgehen.“

„Ja, das ist gut, doch nein,“ wendete Freier ein, „nur für fünf Cents Brot. Sie müssen fahren“ — plötzlich wurde er ritterlich.

„Wenn gegangen wird, so müssen wir alle gehen“, erklärte Dwojre mit Festigkeit.

„Ich werde Sie auf meinen Schultern tragen“ — Buchholz zeigte lachend seine großen weißen Zähne.

„So wahr ich lebe, er kann das.“

Sie verließen den Park.

Als sie auf die Straße kamen, fiel Dwojre etwas ein:

„Da irgendwo muß doch Miß Isabel, die Lehrerin, wohnen! Ich war schon bei ihr, es war in dieser Straße; aber ich habe die Hausnummer vergessen.“

„Erinnern Sie sich um Gottes willen, erinnern Sie sich!“

„42 — nein, 43 — nein, aber etwas mit 40 war es.“

„Suchen wir einfach alle Vierzigerhäuser ab!“

Nach längerem Suchen gelang es ihnen, Miß Forsters Wohnung zu finden.

Dwojre trat zunächst allein ein, um die Lehrerin nicht durch einen Überfall zu erschrecken. Sie wollte Miß Forster bloß um einen Dollar bitten, da sie mit zwei Bekannten zusammen sei und sie ihr ganzes Geld ausgegeben hätten. Doch Miß Isabel lief mit freundlich einladendem Lächeln in den Korridor und rief die Gesellschaft in ihr Zimmer:

„Hallo, Buchholz, hallo, Freier, tretet nur ein, I know, mir geht es manchmal auch so.“

Vor ihnen stand strahlend eine junge Dame, das Haar in der Mitte gescheitelt, mit schmalen Mandel-
augen; in ihrem seidenen Kimono sah sie eher wie

eine Japanerin als wie eine Jüdin aus. Sie sprach Jiddisch mit amerikanischem Akzent und duzte alle. Sie kannte Freier und von Buchholz hatte sie bereits gehört.

„Ich habe schon von dir gehört, man hat mir erzählt, du seist ein großer Künstler.“

Buchholz errötete wie ein Schuljunge; der unbeholfene Riese wußte nicht, was er antworten sollte.

„Wer hat das gesagt?“

„Ich habe es schon gehört. Woher kennst du sie, little Dwojre?“

Dwojre war um eine Antwort verlegen.

In Miß Isabels Zimmer gab es kein Bett. Ein Sofa, ein paar japanische Bilder an den Wänden, Blumen in einer japanischen Vase, ein paar vertrocknete Nadelbaumzweige, mitten im Zimmer ein kleines Tischchen mit drei Füßen, auf dem ein kleiner heimatlicher Messingleuchter mit einem Kerzenstumpf stand, und einige Rohrstühle, — das war die ganze Einrichtung.

Man nahm Platz, wo es ging, auch auf der blinkenden japanischen Strohmatten, die auf dem Boden lag. Die „Japanerin“ ging in die Küche, nahm Dwojre mit und improvisierte für ihre Besucher einen Lunch aus dem, was sie zu Hause hatte: Salat, Tomaten, Oliven und kleine Brotschnitten. Die Männer aßen mit Appetit, dabei schämten sie sich vor der Lehrerin. Dann gab sie ihnen Geld für die Heimfahrt.

„Komm' her, wann du willst; wenn ich auch nicht zu Hause bin, die Tür ist stets offen. Ich schließe meine Tür nie. Komm' nur und nimm dir, was du willst! Richte dir zum Essen her, was du findest“

— die Aufforderung galt allen, denn Miß Isabel kannte nur das „Du“.

Als sie in die Stadt kamen, war es schon spät. Beim Abschied hielt Buchholz lange Zeit Dwojres kleine Hand in seiner großen Tatze und lächelte, wobei er seine unheimlich großen weißen Zähne zeigte; er konnte kein Wort hervorbringen. Freier, der diese Szene beobachtete, bemerkte zynisch:

„Nun? Was stehst du da wie ein Golem? Sag', was du willst! Du siehst doch, daß sie darauf wartet.“

„Wirst du schweigen?“ Buchholz' Augen blitzten böse auf; er spuckte aus und entlief.

Nach dieser Szene trennten sich Dwojre und Freier, ohne ein Wort zu sprechen. . . .

Als Dwojre heimkam, fand sie den ganzen Keller bereits in tiefem Schlafe. Er war in die Schatten von Betten und schlafenden langbeinigen Menschen gehüllt. Ringsum herrschte die Stille des Schlafes nach einem Tag betriebsamer Arbeit. Nur an der Wand, wo die Gasflamme brannte, zeichnete sich der lange, dünne Schatten einer gebückten Frau ab; es war die Mutter, die beim Ausguß die Hosen und Hemden ihrer Kinder für den nächsten Tag wusch.

An dem Schatten an der Wand erkannte Dwojre, wie müde und alt die Mutter war, — am Schatten erkannte sie es besser als an der Mutter selbst. Der abgeplagte Schatten an der Wand mit dem langen Hals, den dünnen Hängebrüsten und dem gebeugten Rücken, dessen Silhouette die halbe Wand ausfüllte, schien unsichtbare Lasten zu tragen. Mitleid mit der Mutter erfüllte Dwojre. Sie wollte auf sie zugehen, sie umarmen und küssen, wollte weinen,

an ihrer Brust weinen. Doch sie tat es nicht, sondern ging zum Ausguß und schob die Mutter weg:

„Laß' mich die Wäsche zu Ende waschen!“

„Leg' dich schlafen! Du bist müde, du hast den ganzen Tag gearbeitet.“

„Ich bin nicht müde. Ich habe heute nicht gearbeitet“ — erwiderte Dwojre und schürzte die Ärmel ihres Mantels auf.

„Zieh' doch den Mantel aus, du wirst ihn naß machen!“

Dwojre zog den Mantel aus und stand an der Mutter Stelle beim Ausguß.

Am nächsten Morgen ging Dwojre nicht zu den Salkinds in die Arbeit. Sie begab sich sehr zeitlich weg, um eine der ersten im Stellenvermittlungsbureau der Union zu sein. Es war Hochsommer und sehr viele Mädchen und Frauen hatten während dieser Zeit Arbeit auf dem Lande angenommen. Die Unternehmer machten die Abschlüsse für die Herbstsaison. Nach einem Tag arger Laufereien gelang es Dwojre, in einem engen, feuergefährlichen Shop Arbeit zu bekommen, mit Hunderten ihresgleichen.

Nachbarn

Auf der Treppe der Kellerwohnung hockte halb liegend, halb sitzend Ansel; sein Hemd war offen und ließ die dicht behaarte Brust frei; er atmete schwer, mit einer Hand wischte er sich den Schweiß von Hals und Nacken ab, in der anderen hielt er einen Fächer, mit dem er sich Kühlung zufächelte.

Die Nacht brachte Erleichterung; die bleierne Luft, die sich wie eine unsichtbare Mauer auftürmte und alle zu Boden drückte, wurde dünner; die Glieder und Knochen der Menschenkörper wurden trockener und gehorchten mehr dem Willen. Doch die Menschen waren von der Hitze des Tages so ermüdet, daß sie nicht imstande waren, sich zu bewegen oder etwas zu wollen. Ihr einziger Wunsch war ein kühler Trunk. Die Kinder mit den schmutzigen Gesichtern beförderten auf die althergebrachte Weise an Schnüren und Stricken Bierflaschen und Bierkrüge zu den Vätern in den Fenstern hinauf. Der Aufenthalt in den Häusern war unerträglich. Die Mauern, welche die Hitze des ganzen Tages in sich aufgesaugt hatten, hauchten jetzt am Abend heißen Dunst aus wie Kalköfen. Frauen in Unterröcken und Männer in Schlafanzügen trugen das Bettzeug aus den Wohnungen und suchten einen Platz im Freien, wo sie die Nacht zubringen könnten. Der eine bereitete

sein Lager auf der Feuerleiter, der andere auf dem Balkon. Die einzigen lebhaften und beweglichen Geschöpfe waren die Knaben auf der Straße. Sie suchten in den Müllkästen Papier zusammen und entzündeten es; andere trommelten auf den Blechdeckeln der Aschenkisten. Aus den Korridoren drang das Gelächter der spielenden Jugend oder eine Stimme rief von der Gasse her in ein Fenster hinein:

„Sammy, Sammy, bring’ mir ein Polster herunter!“

Es war spät. Die elektrischen Lichter der Kinos waren erloschen. Die letzten Passanten gingen heim. Die Sodawasserläden wurden leer. Doch niemand dachte daran, schlafen zu gehen, im Gegenteil, erst jetzt, da die Abendluft die Hitze vertrieb, atmeten die müden Menschen freier, lebten auf, begannen von der Gasse her zu den Fenstern Gespräche zu führen.

Aus dem gegenüberliegenden Fenster drang synagogaler Gesang, den ein Grammophon wiedergab. Die Menge in den Fenstern, auf den Balkonen und Feuerleitern und auf den Treppen hörte still zu. Auch Ansel auf der Treppe seines Kellers lauschte dem Gesang des berühmten Kantors, den das Grammophon wiedergab. Er rief in den Keller hinab:

„Sure Rifke, Sure Rifke, komm’ heraus!“

Sure Rifke antwortete nicht. Sie war so müde von der Hitze, daß sie auf dem Sofa lag und sich nicht rühren konnte.

„Sure Rifke!“ rief Ansel noch einmal, als das Grammophon eine Gebetmelodie der Hohen Feiertage sang.

„Was willst du?“ Endlich trat Sure Rifke mit verbundenem Kopf in die Tür.

„Hör' zu!“ sagte Anschel.

„Ach, die Feiertage kommen wirklich bald“ — so nahm Sure Rifke mit einem Seufzer die Grammophonmelodie auf.

„Wer ist das?“ fragte eine Frau aus dem offenen Fenster ihren Mann, der auf der Gasse stand.

„Das ist der Chasen aus der Warschauer großen Synagoge“, antwortete der Mann von der Gasse her seiner Frau.

„Die Zeitung schreibt auch über ihn“, sagte Anschel zu Sure Rifke.

„Das ist ein Kerl!“ sagte eine rundliche Frau. „Möge ihm kein böser Blick schaden.“

„Lassen Sie nur, ihm schadet nichts, — er bekommt vielleicht tausend Dollar für das bißchen, das er ins Grammophon hineinsingt“, entgegnete ihr eine andere.

„Was glaubst du, Sure Rifke, könnte nicht unser Chasen Berl etwas in die Maschine hineinsingen?“ — Anschel war geneigt, ein wenig zu plaudern.

„Ich weiß nicht“, antwortete Sure Rifke seufzend.

„Was weißt du nicht? Was seufzest du den ganzen Abend? Wozu bist du auch den ganzen Tag bei der Nähmaschine gesessen?“

„Ich weiß nicht, was mir ist; seit einiger Zeit habe ich so starkes Seitenstechen, daß ich mich nicht rühren kann.“

„Ich weiß, woher das kommt, das kommt von der Leber“ — mischte sich die rundliche Frau in das Gespräch zwischen Anschel und Sure, das sie mitgehört hatte — „Das alles kommt von einer vergrößerten Leber. Meine Mutter, sie ruhe in Frieden, hat es auch so gehabt.“

„Mein Doktor sagt, daß das vom Rheumatismus

kommt. Mein Mann hat einen Krankenkassenarzt, so einen Doktor gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr“ — warf eine zweite Zuhörerin ein.

„Mrs. Zlotnik, hören Sie auf niemanden, folgen Sie mir, fahren Sie hinaus nach Coney Island und nehmen Sie einige Meerbäder, da wird das Stechen bald vergehen“ — riet eine dritte vom Fenster her.

Sure Rifke hatte sich mit den Nachbarn schon gut eingelebt und alle kannten sie. Doch eine unangenehme Seite hat Amerika: Ehe man noch mit einem Nachbar bekannt wird und sich an ihn gewöhnt oder sich mit ihm befreundet, zieht er aus und ein neuer Nachbar kommt, den man nicht kennt, so daß es zu allererst Streit gibt.

Anschel hatte für die neuen Nachbarn eine biblische Bezeichnung; er nannte jeden neuen Nachbar: „Der Pharaon, den Josef nicht kannte.“

Aber in Amerika lebt man sich bald miteinander ein und das ganze Haus, Bekannte und Unbekannte, nimmt an allen Ereignissen Anteil, man weiß, was jeder im Topf hat. Nicht nur in dem einen Haus, sondern im ganzen Häuserblock kannten alle die „grüne“ Mrs. Zlotnik (Sure Rifke hieß noch immer „die Grüne“, weil sie wie in der alten Heimat Sabbat und Feiertage hielt), alle wußten, daß Mrs. Zlotnik sehr viel Kinder hatte (die Zlotnik-Buben waren in der ganzen Straße berühmt), alle kannten Anschel und hatten Achtung vor ihm. Und alle Frauen lobten Moses, der „die Mutter wie seinen Augapfel hütet“. Als die Frauen in den offenen Fenstern hörten, daß Sure Rifke über Seitenstechen klagte, gaben sie ihr ungebeten Ratschläge. In dieser Hinsicht war übrigens Sure Rifke keine Ausnahme, sie hätten

jedem Nachbarn solche ungebetene Ratschläge gegeben, denn die Armut verbindet und die Not kittet aneinander...

Als Sure Rifke am nächsten Morgen aufstehen sollte, um das Frühstück für „die Männer“ zu bereiten, konnte sie nicht aus dem Bett. Das war schon einigemal in diesem Sommer vorgekommen. So sehr sie sich auch bemühte, sich zu erheben, ihre Füße waren schwer wie Blei und sie hatte keine Gewalt über sie. Anselm murmelte zu ihrem Bett hinüber:

„Bleib' liegen, Sure Rifke; wenn du einen Tag liegen bleibst, wird es besser werden.“

Aber ach und weh' — wenn Sure Rifke im Bett liegt, ist niemand da, der etwas herrichtet. Dies bewirkte, daß Sure Rifke sich mit aller Anstrengung erheben wollte. Doch die Füße gehorchten ihr nicht.

So bereiteten Dwojre und das jüngste Töchterchen Mascha, von der wir bisher nicht viel zu erzählen hatten, da sie sich von anderen kleinen Kindern nicht viel unterschied, die wir aber jetzt erwähnen müssen, weil sie in der letzten Zeit der Mutter sehr eifrig im Haushalt half, das Frühstück und die Lunchpakete.

„Wer wird das Geschirr waschen? Es steht noch seit gestern ungewaschen.“

Im Keller bei Sure Rifke war es stets ein Problem, wer das Geschirr waschen sollte. Denn in der letzten Zeit war Sure Rifke am Abend stets so müde, daß sie das Geschirr nicht waschen konnte und es daher für den nächsten Morgen ließ. Hatten die jüngsten Kinder Schule, dann gab es keinen Helfer, und Sure Rifke mußte selbst das Geschirr waschen; hatten sie

aber keine Schule, so waren sie durch eine Verordnung Salomons verhalten, das Geschirr zu waschen: „So ist es in allen amerikanischen Häusern üblich“ — damit begründete „der Älteste“ seinen Befehl. Doch die Knaben fanden eine vorzügliche Methode, um sich von dieser Arbeit zu drücken. Sooft es das Geschirr waschen hieß, wurden sie plötzlich fromm und begannen eifrig zu beten: sie wußten, daß die Mutter sie vom Beten nicht abhalten und daher selbst das Geschirr waschen werde.

So war es auch jetzt; als die Knaben vom Geschirrwaschen hörten, nahmen sie sofort die Gebetbücher zur Hand. Doch diesmal hatte diese Methode keinen Erfolg. Ansel wurde zornig und versetzte dem einen eine Ohrfeige, dem anderen einen Rippenstoß:

„Da schau' her, meine Heiligen! Plötzlich sind sie fromm geworden! Wenn die Mutter krank ist, werden sie fromm.“

„Ansel, ich werde schon das Geschirr waschen,“ rief Sure Rifke vom Bett her, „ich stehe bald auf.“

Jetzt tat die Mutter den Knaben leid und sie ließen sie nicht aufstehen.

„Wir werden das Geschirr waschen, Ma“ — sie beendeten das Gebet und machten sich an die Arbeit. Der eine wusch, der andere trocknete ab und wortlos stießen sie einander mit den Beinen.

Als es spät wurde und die Zeit kam, da für das Abendessen eingekauft werden muß, sagte sich Sure Rifke: „Was liege ich hier?! Was für einen Feiertag mache ich mir?“ Sie wollte aufstehen, doch ein Schwindelanfall ließ sie wieder zurücksinken. Niemand war in der Wohnung. Die älteren Kinder waren bei

der Arbeit, die jüngeren auf der Gasse. Sure Rifke wartete, bis Mascha zurückkam, und sagte zu ihr:

„Geh', hole mir eine Nachbarin!“

Frau Barkin war eine wohlbeleibte gutmütige Galizianerin; sie trat mit aufgeschürzten Ärmeln und hochrotem Gesicht ein (als Mascha sie rief, war sie gerade beim Backen).

„Was fehlt Ihnen, Mrs. Zlotnik?“

„Ich weiß nicht, — ich habe Schwindel; aber es ist noch gar nichts fürs Abendessen im Hause. Es wird spät.“

„Das kommt alles von der Leber! Meine Mutter, sie ruhe in Frieden, hat das auch gehabt. Einige Salzbäder und alles ist wie fortgeblasen. Liegen Sie nur, liegen Sie, rühren Sie sich nicht!“

„Und wer wird kochen? Meine Leute werden doch hungrig heimkommen.“

„Liegen Sie nur, liegen Sie, man wird schon kochen! Ich gehe bald auf die Straße — ißt Ihr Mann gern Leber? Ich habe beim Fleischer eine Kalbsleber gesehen, ganz frisch — ein Vergnügen! Schade, daß ich heute Pökelfleisch zum Nachtmahl habe. Soll ich Ihnen ein Pfund Leber bringen? Ich habe noch Rübensuppe von gestern, die werde ich Ihnen mitbringen. Mit Kartoffeln wird das ein Hochgenuß sein.“

„Sie werden das alles zubereiten?“

„Man wird schon zubereiten, man wird schon zubereiten, bleiben Sie nur liegen, gleich bringe ich Ihnen die Suppe.“

Frau Barkin lief hinaus und brachte einen Topf Rübensuppe; sie lief wieder hinaus und brachte eine Schale frische Bouillon, die sie aus dem rumänischen Restaurant für die „kranke Nachbarin“ geholt hatte;

dann lief sie hinaus und brachte eine zweite Frau mit, Mrs. Rabinowitsch aus dem letzten Stockwerk. Mrs. Rabinowitsch war auf Rheumatismus eingeschworen. Sie empfahl Sure Rifke den Krankenkassenarzt ihres Mannes; nach einer Weile brachte sie einen Tiegel Salbe, die ihr der Krankenkassenarzt verschrieben hatte, und erklärte, diese Salbe bringe alle Krankheiten in einem Augenblick fort. Doch Mrs. Barkin ließ die Nachbarin nicht lange säumen.

„Mrs. Rabinowitsch, Sie machen sich ans Aufräumen, ich gehe etwas holen, um es für die ‚Männer‘ anzurichten, wenn sie von der Arbeit kommen.“

„Mascha! Wo ist Mascha?“ rief Sure Rifke vom Bett aus.

„Ich werde Mascha schon rufen, rühren Sie sich nicht und regen Sie sich nicht auf, denn durch die Aufregung vergrößert sich die Leber! Das kommt alles von den ‚Nerven‘“, sagte Frau Barkin, nahm ihr Tuch um und ging einkaufen. Frau Rabinowitsch vom letzten Stockwerk machte sich ans Aufräumen der Wohnung.

Nach kurzer Zeit kehrte Frau Barkin zurück; sie hatte Mascha mitgebracht und stellte sie fürs Kartoffelschälen an. Sie selbst begann das Abendessen zu kochen. Dabei sprach sie unaufhörlich von der Leber und von ihrer Mutter, sie ruhe in Frieden, die an der „Leber“ gestorben war.

Sure Rifke ließ zu, daß Frau Barkin alles besorgte, denn sie selbst hatte mehr als einmal für andere das gleiche getan...

Als Anschel von der Arbeit heimkam, traf er Sure Rifke im Bett. Er erschrak, denn das war er nicht gewohnt.

Von den Söhnen war diesmal nur Salomon, der Älteste, daheim, der allein wohnte und bei seinem künftigen Schwiegervater im Schuhgeschäft arbeitete. Mosesleben war in der Umgebung (er arbeitete für einen Hausierer und ging die ganze Woche mit großen Paketen Schnittware in die Dörfer der Umgebung). Jojne Gedalje, das „Lernkind“, arbeitete während des Sommers in einem Kurort in den Bergen, um Geld für das Studium zu verdienen.

Anschel war ratlos; verzweifelt stand er vor dem Bett, zog an seinem Bart und fragte Sure Rifke: „Was fehlt dir, Sure Rifke?“

„Gar nichts, das kommt alles von der vergrößerten Leber. Meine Mutter, sie ruhe in Frieden, hat das auch gehabt“, antwortete die Nachbarin für Sure Rifke.

„Sie wird ein paar Salzbäder in Coney Island nehmen und die Schmerzen sind sofort vorüber.“

„Fühlst du dich nicht wohl, Sure Rifke?“ fragte Anschel.

„Ich fühle mich schon besser“, antwortete Sure Rifke.

„Gehen Sie essen, Reb Anschel, ich weiß nicht, ob es Ihnen schmecken wird; so wie das Essen von Ihrer Frau sicher nicht“, fügte Mrs. Barkin hinzu...

Doch Sure Rifke hatte anderes zu tun als krank zu sein.

Als Mosesleben von seinem Dorfgang heimkam und sah, daß die Mutter bettlägerig war, als er von den Nachbarn hörte, sie brauche Meerbäder, drang er darauf, daß sie nach Coney Island fahre, um Meerbäder zu nehmen. Und in der Tat, eines Sonntags, als die Kinder zu Hause waren, ließen sie der Mutter

keine Ruhe und nahmen sie nach Coney Island mit. Mehr tot als lebendig kehrte Sure Rifke heim.

Zwei Tage nach dem Ausflug nach Coney Island ging die Mutter bereits im Hause umher, ein Tuch, in dem Zitronenscheiben steckten, um den Kopf gebunden. Sure Rifkes Kopf war noch ganz benommen von dem Ausflug nach Coney Island. Kaum hatte sie diesen Ausflug überstanden, da geschah etwas anderes, das sie ihre Krankheit vergessen ließ; es handelte sich um ein „Buch“.

Mosesleben, der schon daheim ein rühriger Kaufmann gewesen war, begann vom ersten Tage an, da er den Boden Amerikas betreten hatte, ans Geschäft zu denken. Er hatte einen scharfen Blick, und als er sich aufmerksam umsah, merkte er bald, in Amerika könne man nur im Hausierhandel „zu etwas kommen; man hat jeden Tag einen frischen Groschen und ich bin mein eigener Herr.“ So verdingte er sich einem Hausierer und dabei blieb er. Er schleppte Pakete und kein Gang war ihm zuviel. Für zwei oder drei Tage geht er nach New Jersey in die ländliche Umgebung von New York und bringt den Farmern alles, was sie brauchen, ins Haus. Er ist kräftig, hat gesunde Füße und kräftige Schultern und arbeitet gern; so schleppt er zwei große Säcke, den einen auf der Schulter, den anderen in der Hand, und geht von Farm zu Farm hausieren. Auf diesen Hausiergängen hat er auch Gelegenheit, etwas für sich zu arbeiten, den Farmern seine eigene Ware zu verkaufen, bald ein Schmuckstück gegen Ratenzahlung, bald eine Weckeruhr oder Besteck. Er führt sein eigenes „Buch“ ohne Wissen seines Chefs.

So hatte Mosesleben etwa 120 Dollar erspart.

Denn obwohl er stets hilfsbereit für die Mutter war, wußte er doch zu sparen; er aß nicht, schlief nicht und gönnte sich nichts, um „zu etwas zu kommen“.

In der letzten Zeit nun hatte sich ihm eine seltene „Gelegenheit“ geboten. Ein alter Hausierer, der schon zu schwach war, um in die Dörfer zu gehen, und dessen Söhne andere, bessere Geschäfte trieben, wollte sein „Buch“ mit den Adressen seiner Kunden samt den Außenständen für 500 Dollar verkaufen. Davon waren 250 Dollar bar zu erlegen, 250 im Laufe eines Jahres in Monatsraten zu bezahlen. Das erfuhr Moses und sah darin seine „Chance“. Doch er hatte nur 120 Dollar Bargeld. Wenn er das Buch mit den Adressen hatte, so konnte er Ware auf der Canal-Street bekommen. Doch dazu mußte er zwei Bürgen haben, die für ihn gutstanden. Die Hauptsache aber war: Wo die restlichen 130 Dollar Bargeld hernehmen? Überdies hatte die Sache Eile, denn das Geschäft war lohnend, die Gegend, bei den Farmern von New Jersey, eine gute, und es fanden sich viele Bewerber um das „Buch“, zumal es wenig „Bücher“ zu kaufen gab.

Wie stets, blieb nichts anderes übrig, als sich an Salomon, den Ältesten, zu wenden. Salomon hatte noch nicht geheiratet, er wartete, bis seine Wohnung eingerichtet sein würde. Der „parloor“ und das Schlafzimmer waren schon vorhanden, sie waren für das Geld der Braut gekauft worden. Salomon hatte einige hundert Dollar im Schuhgeschäft seines künftigen Schwiegervaters, dessen Kompagnon er werden wollte. Dem Bruder das Geld borgen, hieß es aus dem Schuhgeschäft nehmen, und dadurch hätte sich, Gott behüte, die ganze Heirat zerschlagen

können. Der Schwiegervater und die Schwiegermutter ärgerten sich ohnedies, daß der Bräutigam sein ganzes Geld den „Grünen“ zustecke und nicht an ihre Tochter denke (ihnen gefiel nämlich der Brillantring nicht, den Salomon ihrer Tochter zur Verlobung geschenkt hatte). „In Amerika sorgt man zuerst für sich“, predigten ihm die Schwiegereltern. Und Salomon hielt schon mehr zur Familie seiner Braut als zur eigenen.

Von diesem ergebnislosen Besuch beim Bruder kam Moses nach Hause und erzählte der Mutter, das „Buch“ könne ihr aller Glück sein; es sei die „Chance“ seines Lebens. So machte sich denn die Mutter auf und ging selbst zu ihrem Ältesten; sie bat und flehte, küßte und umarmte ihn, schluchzte und weinte, er möge dem Bruder das Geld für das Buch borgen, denn „nächst Gott erhält mich Mosesleben“. Doch wie es die Mutter vorausgesehen hatte,— sie richtete bei Salomon nichts aus. Er jammerte, daß die Familie ihn schon wieder nicht heiraten lasse: „Nehme ich das Geld aus dem Schuhgeschäft heraus, so wird sich, Gott behüte, die ganze Heirat zerschlagen. Und der Schwiegervater will nur dann Hochzeit machen, wenn ich meinen Viertelanteil ganz in das Geschäft eingelegt habe.“

So ging denn die Mutter zu ihrer künftigen Schwiegertochter, küßte ihr die Hände und bat sie mit Tränen in den Augen, sie möge Salomon dazu bringen, dem Bruder das Geld für den Ankauf des Buches zu leihen.

„Auf dich, mein Kind,“ sagte die Mutter zur Braut, „wird er eher hören als auf seine eigene Mutter; denn sein Herz gehört schon dir, nicht mir.“

Von all dem aber durfte Ansel nichts wissen; er war ein jähzorniger Mann, und hätte er etwas erfahren, so hätte er am Ende dem Schwiegervater Skandal geschlagen und aus der Hochzeit wäre nichts geworden. Das war Sure Rifkes Sorge um das „Buch“. Hatte sie da noch den Kopf für Coney Island? Für Meerbäder? Konnte sie es sich überhaupt gönnen, krank zu sein?

D R I T T E R T E I L

Die Familie übersiedelt

Als die Familie eines Abends beim Nachtessen saß, ließ die Mutter, während sie die Suppe auftrug, eine Bemerkung fallen, die alle mit Angst erfüllte.

„Was werdet ihr ohne mich tun?“ fragte sie ganz unvermittelt.

„Was heißt das — ohne dich?“ entgegnete Ansel verwundert.

„Wenn ich nicht mehr hier bin“, sagte die Mutter lächelnd.

Ansel riß die Augen weit auf.

„Was für einen Unsinn redest du? Was heißt das — wenn du nicht mehr hier bist? Wo wirst du denn sein?“

„Der Mensch lebt nicht ewig“, rechtfertigte sich die Mutter, wiederum traurig lächelnd.

Ansel wusch ihr tüchtig den Kopf und hieß sie schweigen. Die Kinder saßen still bei Tische.

In den letzten Tagen hatte die Mutter öfters von Dingen gesprochen, die bei allen Bestürzung hervorriefen. Einmal erzählte sie, als sie sich des Morgens erhob, sie habe ihre selige Mutter im Traum gesehen. Ein anderes Mal war ihr eine uralte verstorbene Tante erschienen, hatte ihr Mut zugesprochen und versichert, Sure Rifkes Platz in der Synagoge sei für die Hohen Feiertage bereit.

Diese Reden der Mutter wurden bald vergessen, denn jeder im Hause war zu sehr mit sich beschäftigt, um sich viel Gedanken darüber zu machen. Ansel war wohl ein wenig bestürzt und machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie sich derlei Gedanken hingebte. Er tat, als wäre sie daran schuld. Doch bald vergaß auch er diese Episode. Sure Rifke aber dachte ganz und gar nicht daran, daß sie krank war und daß der Arzt ihr Meerbäder und Ruhe verordnet hatte. Sie hatte Wichtigeres zu tun, als krank zu sein. Vor allem lag ihr die bevorstehende Hochzeit des ältesten Sohnes im Sinn.

Die „Schustersleute“, wie Ansel die künftigen Schwiegereltern seines Sohnes nannte, waren endlich damit einverstanden, daß die Hochzeit festgesetzt werde, doch die Braut hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß die Trauung außer Hause in einem großen Saale stattfinden und alles im Frack erscheinen müsse. Dazu brauchte Salomon Geld, — doch woher es nehmen und wie die „grünen“ Eltern in eine Gesellschaft führen, die ausschließlich Frack trägt? Seine künftigen Schwiegereltern hatten ihm schon mehrmals ans Herz gelegt: „Salomon, gib acht, daß deine ‚grünen‘ Leute uns vor dem reichen Onkel nicht in Verlegenheit bringen!“ Es sollte nämlich ein sagenhafter reicher Onkel aus der Familie der Braut die Hochzeit mit seiner Gegenwart beehren. So mußte denn Salomon daran denken, die „Grünen“ für die Hochzeit von Kopf bis Fuß auszustatten. Das gab wiederum Streit und Gezänke und Sure Rifke schwitzte geradezu Blut, bis ihr endlich das Glück zuteil wurde, ihren Ältesten in dem neuen Lande zum Traualtar zu führen.

Bei der Hochzeit, die in einem mit Frackträgern gefüllten Saale stattfand, fühlte Ansel das Bedürfnis nach entsprechender Beachtung von seiten der „Gostynin Youngmen Association“, die dem Bräutigam zu Ehren erschienen war, und von seiten der Loge „Bne Brith Branch Rothschild“, die Salomons Schwiegereltern zu Ehren vollzählig der Feier beiwohnte. Doch da der reiche Onkel den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, wurde Ansel nicht bemerkt, — ja noch mehr, die „Grünen“ wurden am Tische zu unterst placiert. Sure Rifke wieder hatte den Wunsch, bei der Hochzeit ihres Sohnes die gleiche Rolle zu spielen wie daheim, beim Servieren zu helfen und die Gäste zum Essen und Trinken zu nötigen. Das wurde ihr nicht gestattet; Salomon biß sich vor Wut die Finger wund und ersuchte endlich die Mutter sehr eindringlich, auf ihrem Platze sitzen zu bleiben und sich nicht vom Tisch zu rühren. Da der Bräutigam und seine Angehörigen überhaupt wenig Aufmerksamkeit fanden, war Ansel beleidigt. Bald nach der Trauung zupfte er Sure Rifke am Ärmel: „Wir gehen nach Hause!“ Die Knaben, die von den Überresten der Hochzeitstafel naschten, trieb er mit einem energischen „Nach Hause!“ vom Tische fort. Doch die Knaben entschlüpfen dem Vater und blieben.

Dwojre, die jetzt wenig zu Hause war und für die Familienangelegenheiten nicht viel Interesse hatte, war zur Hochzeit ihres Bruders nur gekommen, um ihrer Pflicht Genüge zu leisten, und verschwand bald nach der Trauungszeremonie. Der einzige von den Angehörigen des Bräutigams, der sich bei dem Feste wohlfühlte, war Moses; er scharwenzelte um

die „Aristokraten“, die zur Familie der Braut gehörten.

Als Ansel nach Hause kam, ließ er seinen Zorn über Amerika an Sure Rifke aus. Kaum hatte er die Schwelle seiner Wohnung betreten, begann er:

„Ich habe dir gleich gesagt, daß du es in Amerika so weit bringen wirst!“

Au Moses machte das „aristokratische“ Milieu, das er bei der Hochzeit seines Bruders kennengelernt hatte, so tiefen Eindruck, daß ihm die Kellerwohnung nicht mehr gefiel. Immer häufiger brachte er zu Hause die Rede darauf, daß es nötig sei, „uptown“ zu „moven“, das heißt, eine Stockwerkwohnung zu mieten. Die Eltern sahen ihn für verrückt an und die Mutter sagte:

„Ich habe kein Geld, um die Miete für die Kellerwohnung zu bezahlen, und du redest von einem Stockwerk?!“

„In Amerika ist eine menschenwürdige Wohnung das Wichtigste. Im Hause ist ein erwachsenes Mädchen und man wird junge Leute einladen müssen“ — bei diesem seiner Meinung nach starken Argument, das Moses ins Treffen führte, deutete er auf Dwojre.

„Gewiß, du hast recht, mein Kind, es ist ja wahr“ — die Mutter nickte mit dem Kopf.

„Nun, zeige, was du kannst, es ist ja dein Amerika, nicht meines!“ sagte Ansel resigniert.

Mosesleben war nicht umsonst Hausierer mit einem eigenen „Buch“ und eigenem Warenlager in einem großen Bündel, dessen Inhalt er in einem von Italienern bewohnten Distrikt absetzte. Er ging sofort daran, mit Hilfe des Bleistiftes auszu-

rechnen, wie hoch die Mehrkosten einer neuen Wohnung sein würden und wie man sie „decken“ sollte. Damit handelte er getreu seinem Prinzip, daß ein Kaufmann alles schwarz auf weiß haben müsse.

Außer dem Vater und Dwojre, die jetzt wieder in einem Shop arbeitete, war Moses der hauptsächlichste Ernährer des Hauses. Fast die ganze Woche haushierte er außerhalb New Yorks, vorwiegend in Staten Island und New Jersey. An seinen freien Tagen wohnte er bei den Eltern und steuerte zum Haushalt bei. Jojne Gedalje war in seinem Studium bereits ziemlich weit; er besuchte am Abend eine Vorbereitungsschule, um später Technik zu studieren und Ingenieur zu werden. Tagsüber arbeitete er in einer Zigarrenfabrik. Sein „business“ mit Zeitungen, das er früher betrieb, hatte er aufgegeben, da es nicht mehr lohnend genug war. Dieses Geschäft hatten seine zwei jüngeren Brüder übernommen. Der ältere von ihnen, Itsche Majer, der zu Hause „der große Junge“ hieß, zeigte sehr früh geschäftliche Begabung. — „Er geht Moses' Weg“, sagte die Mutter von ihm. Tatsächlich wartete Moses schon ungeduldig auf die Zeit, da der Bruder die School beenden würde. Itsche Majer war bereits fünfzehn Jahre alt und hatte nur noch ein Jahr die Public School zu besuchen. Er war ein eifriger Sportsman und hatte bei einer Läuferkonkurrenz einen Preis in Form einer bronzenen Medaille davongetragen. Der Vater hatte dieses Ereignis mit den Worten quittiert: „Wofür man hier in Amerika Orden verteilt!“

Dafür zeigte aber der Jüngere, der „Säugling“, große Ähnlichkeit mit Jojne Gedalje, dem „Lernkind“.

Er war ein stiller, gesetzter Knabe und sehr wissensdurstig. Da er der jüngste Sohn war, hatte ihn die Mutter auch am liebsten. Auch die beiden Knaben trugen einiges zum Haushalt bei; es war wohl wenig, doch immerhin konnte die Mutter von dem, was sie verdienten, Hemden oder Schuhe reparieren lassen. Jojne Gedalje zahlte für Wohnung und Essen und Dwojre gab der Mutter ihren ganzen Verdienst. Doch für Sure Rifke war und blieb ihr Mosesleben der hauptsächliche Ernährer der Familie.

Als Moses mit seinen Berechnungen fertig war, rief er:

„Mutter, wir können eine neue Wohnung aufnehmen!“

„Mein Kind, ich habe Angst. Es geht auf den Ersten. Ich habe Angst vor dem Ersten. Vergiß nicht, daß wir mit Salomon nicht mehr rechnen können, er hat für sich zu sorgen.“

„Keine Sorge, Mutter, es wird all right sein! Wenn etwas für die Miete fehlt, werde ich es dazulegen.“

„Gott möge dir dafür helfen!“ — Wie immer bei solchen Gelegenheiten, umarmte die Mutter ihren Mosesleben und küßte ihn. „Das kann ich doch gar nicht von dir verlangen!“

Eines Sonntags ging Moses zusammen mit Dwojre „rooms“ suchen. Sie besichtigten allerhand Wohnungen „uptown“, weit entfernt von ihrer Kellerstube. Bis zur 14. Street konnten sie nicht gehen, da dies für den Vater zu weit von seiner Synagoge gewesen wäre, wo er den Gottesdienst besuchte. So wurde denn eine Wohnung in der 3. Street, in der Nähe der Avenue B aufgenommen. Sie bestand aus zwei

Zimmern — das eine ziemlich groß, das andere klein und finster — und einer kleinen Küche. Während der Hausherr ihnen die Vorzüge der Wohnung auseinandersetzte, sagte er:

„Aus dem großen Zimmer kann man zwei kleine machen und dann ist es eine Dreizimmerwohnung mit einer schönen Küche; sie kostet nicht mehr als achtzehn Dollar monatlich und liegt ganz nahe bei der Avenue B, wo es eine ausgezeichnete Tramway-Verbindung gibt.“

Die Wohnung wurde gemietet.

Als Moses und Dwojre mit dieser Nachricht heimkamen, bekam Sure Rifke wieder Angst und sagte:

„Kinder, wohin bringt ihr mich? Hier kennt mich doch schon jeder. Wenn ich kein Geld habe, kann ich beim Delikatessenhändler, beim Bäcker oder beim Fleischer auf Buch einkaufen. Dort aber werde ich ganz fremd sein in dem weiten Land Amerika.“

„Mutter, es schadet nichts, du wirst auch dort Kredit haben, Amerika ist überall gleich.“

Eines schönen Nachmittags — es war der letzte Tag des Monats, ein Sonntag, an dem die Kinder zu Hause waren — erschien Moses mit einem Wagen und man begann das sogenannte Mobiliar aus dem Keller zu tragen. Einige zerbrochene Betten, Bettzeug, in Leintücher eingewickelt, die Töpfe der Mutter, wohlverpackt, und Dwojres Nähmaschine kamen zum Vorschein. Richtig, — auch die Stühle wurden mitgenommen und ganz zu oberst wurde der neue Schaukelstuhl gelegt, der kurz vor den letzten Passahagen gegen Ratenzahlungen erworben worden war, als Salomons Braut zum ersten Male zu Besuch kommen sollte.

Sure Rifke verließ den Keller gar nicht leichten Herzens. Er war ja doch ihr erstes Heim in dem neuen fremden Land. Im Keller hatte Sure Rifke zum ersten Male ihren Kindern ein Nachtlager bereitet, dort hatte sie ihre Töpfe ausgepackt. Sie war an ihn gewöhnt und er war ihr lieb und traut geworden. Das Wichtigste aber — sie hatte Vertrauen zum Keller, aber Angst vor der neuen teuren Wohnung...

„Wie eine Mutter hat er uns gehegt,“ sagte sie und berührte alle Wände und Winkel des Kellers, ehe sie ihn verließ, „er hat uns doch unser erstes Nachtlager geboten!“

Obwohl es in Amerika nichts Besonderes ist, daß jemand auszieht, hatten sich doch die Nachbarn eingefunden; die gerade in der Küche oder mit andern Dingen des Haushaltes beschäftigt waren, steckten wenigstens den Kopf durchs Fenster und gaben Sure Rifke ihre besten Wünsche mit:

„Mit dem rechten Fuß in die neue Wohnung!“ riefen sie ihr mit freundlichem Kopfnicken zu.

Andere beneideten sie um das große Glück:

„Gott geb’ es, uns gesagt, daß wir auch bald ‚uptown moven‘ können!“

Während der Zeit, da Sure Rifke im Keller wohnte, hatte sie unter den Nachbarn Freunde erworben und es fiel ihr schwer, sich von ihnen zu trennen.

„Gott gebe Ihnen in der neuen Wohnung keine schlechteren Nachbarn!“ — wünschten sie ihr; sie wußten, wie ihr ums Herz war.

Die Knaben spannten sich vor den Wagen, Mosesleben schob von hinten an, ein jüdischer Lastträger, den er aufgenommen hatte, half ihm dabei. Sure Rifke ging, die rote Karaffe, die sie noch von der

Heimat mitgebracht hatte, und ihre neue Scheitelperücke in der Hand, hinter dem Wagen her. Neben ihr schritt Dwojre mit ihrem neuen Hut und einem geschliffenen Glasteller, den man dem Wagen nicht hatte anvertrauen wollen. Das jüngste Kind, die kleine Mascha, hielt sich am Kleide der Mutter. So ging die Übersiedlung von „down-town“ nach „uptown“ vor sich.

Zum Glück war Ansel während dieses wichtigen Ereignisses nicht zu Hause, da er Sonntagsarbeit hatte. Als er am Abend aus der Werkstätte in Brooklyn heimkehrte, erwartete ihn einer seiner Knaben bei der Station der Untergrundbahn und führte ihn in die neue Wohnung. Ansel traute seinen Augen nicht, als er das große helle Zimmer mit den Fenstern nach der Straßenseite sah, aus dem, nach den Worten des Hausherrn, „sich zwei Zimmer machen lassen“ und das sofort den Namen „parlor“ erhielt.

Vorläufig stand bloß der Schaukelstuhl mitten im Zimmer, alles andere war noch, verschnürt und verpackt, das Bettzeug lag noch, in die Leintücher gehüllt, neben den zerlegten Betten. Dennoch schickte Ansel einen seiner Knaben in das nächste Geschäft um Briefpapier und eine Feder. Dann setzte er sich mitten im Zimmer zwischen dem verpackten Gerümpel nieder und schrieb einen Brief an den Rabbiner seiner Heimatstadt, mit dem er noch immer in Verbindung stand:

„Ich habe früher“, begann er, „von dem Zug durch das ‚Rote Meer‘ geschrieben und von der Plage und Mühsal, die es dabei gab. Doch das bedeutet gar nichts gegen die Sklaverei bei dem Phrao von Ägypten — damit ist der Shop gemeint mit dem

Boß, dem Vormann und dem übrigen Ungemach. All das hat man in dem neuen Lande zu ertragen. Doch wenn man die sieben Kreise der Hölle durchschritten hat, dann kommt man in das ‚Land, da Milch und Honig fließt‘. Ich sitze jetzt in einer Wohnung, von der ein Zimmer allein so groß ist wie das Bethaus bei euch daheim. Überall gibt es sehr viel Licht, so daß es taghell ist. Alles ist so klug eingerichtet, daß man haben kann, was das Herz begehrt. Um nur einiges zu nennen, — man kann sich auf einen Stuhl setzen, der wie eine Wiege schaukelt; wenn es mir kalt ist, so brauche ich nur eine Schraube zu drehen und ich habe es warm; wenn ich Feuer haben will, genügt eine Handbewegung — und ich habe Feuer; ebenso ist es mit dem Wasser...“

Solche und ähnliche phantasievolle Schilderungen enthielt der Brief an den Rabbiner; Ansel entwarf sie mühelos mitten in der neuen, leeren Wohnung.

Simson

Eines Nachmittags — es war Sabbat und die ganze Familie war zu Hause — öffnet sich die Tür und ein Bursche in einem neuen Anzug tritt ein (der Anzug ist so neu, daß er geradezu in die Augen sticht), dafür aber trägt er ein Paar zerrissene Schuhe und einen zerrissenen Hut; er fragt laut:

„Wohnt hier Dwojre Zlotnik?“

Dwojre blickt auf, vor ihren Augen wird es hell und dunkel zugleich — Buchholz in einem neuen Anzug, mit zerrissenem Hut und zerrissenen Schuhen!

Zu der Eltern Verwunderung und Ärger steht Dwojre auf, faßt ohne ein Wort zu sagen, den Burschen unter dem Arm und geht mit ihm fort.

„Na also, da hast du den Beweis, was Amerika imstande ist!“ — Anschel blickt Sure Rifke an, Sure Rifke kneift sich in die Wangen.

Auf der Straße beginnt Buchholz:

„Ich habe ein paar Dollar und bin Sie holen gekommen; ich will Sie ausführen.“

„Wieso wußten Sie meine Adresse?“

„Ich habe Sie überall gesucht. Wo Sie wohnen, wußte ich nicht. An Ihrem alten Arbeitsplatz habe ich Ihre Adresse erfahren.“

„Ich arbeite nicht mehr dort.“

„Gut so.“

„Warum gut?“

„Weil Freier hinkommt.“

Dwojre lacht.

„Woher haben Sie Geld? Ich sehe ja einen neuen Anzug an Ihnen.“

„Er kostet zwölf Dollar, fein, nicht?“ — Buchholz präsentiert sich im neuen Anzug, der zu kurze Ärmel hat; dafür ist der Kragen zu weit.

„Ja, er ist gut. Doch woher haben Sie das Geld?“

„Ich habe gearbeitet.“

„Wo haben Sie gearbeitet?“

„Wo es ging. Ich habe auch ein wenig bei Kohle gearbeitet.“

„Bei Kohle?“ fragt Dwojre verwundert. „Was haben Sie dort getan?“

„Was liegt daran? Ich wollte einen neuen Anzug haben und ein paar Dollar in der Tasche. Ich wollte mit Ihnen ausgehen“, sagt Buchholz schüchtern.

Dwojre lacht:

„Also, was wollen wir anfangen?“

„Ich habe schon das Programm gemacht. Zuerst fahren wir mit dem Autobus durch die Fünfte Avenue, aber auf dem Oberdeck. Wir wollen uns die Straßen ansehen; ich sehe mir gern die Straßen vom Autobus herab an. Dann nehmen wir uns ein Boot im Centralpark. Allright? Aber vielleicht wollen Sie zuerst essen? Sind Sie nicht hungrig? Am Abend gehen wir ins Kino. Wollen Sie? Im ‚Apollo‘ läuft ein Wildwestfilm. Ich liebe Wildwestfilme, das Prärieleben, Cowboys auf Pferden... Oder wollen Sie vielleicht ins jüdische Theater gehen? Mogulescu spielt heute. Was wollen Sie lieber, Wildwest oder den ‚Allrightnik‘ mit Mogulescu? Oder sollen wir

vielleicht in eine Tanzhall gehen? Ich sehe sehr gern tanzenden Pärchen zu. Haben Sie Lust?“

„Ich weiß selber nicht, was ich wollen soll. Sie wollen soviel auf einmal!“

„Ich habe schon so lange mit Ihnen ausgehen, uns ‚nice time‘ machen wollen, daß ich nicht weiß, was ich zuerst tun soll. Einmal habe ich mit Ihnen ins jüdische Theater gehen wollen, ein anderes Mal in der Fünften Avenue spazieren gehen; ich habe so oft daran gedacht, daß ich jetzt, da ich endlich mit Ihnen gehe, alles auf einmal will“ — Buchholz lacht.

„Was macht Ihre Arbeit?“ fragt Dwojre unvermittelt.

„Meine Arbeit? Was für eine Arbeit?“

„Ihr ‚Simson‘.“

„Ach, das meinen Sie? Er schläft.“

„Was heißt das, er schläft?“

„Er ist mir zuwider geworden, da habe ich ihn abgemurkst; er liegt zu Hause in der Dachstube im Lehm und schläft, aber er ist zerbrochen. Ich habe ihm den Bauch durchlöchert.“

„Was haben Sie getan?“

„Ich wollte einen neuen Anzug haben und mit Ihnen ausgehen.“

„Da haben Sie Ihren ‚Simson‘ zerbrochen?“

„Warum nicht? Er hat mich nicht arbeiten lassen. Übrigens, ich habe mit ihm gerungen, wer stärker ist, er oder ich; und mit einem Stoß habe ich ihm den Bauch durchlöchert.“

„Was reden Sie da?“

„Ich werde den Plunder ganz hinauswerfen.“

„Warum?“

„Wozu brauche ich ihn? Ich werde eine anständige Arbeit suchen, mit der ich Geld verdienen kann, viel Geld; o, ich weiß schon, was ich lernen werde.“

„Sie geben also den Hungerstreik auf, den Sie begonnen haben?“ — Dwojre lachte. — „Ich habe Ihnen nicht befohlen, sich einen neuen Anzug zu kaufen, und daß Sie mit mir ausgehen, habe ich von Ihnen auch nicht verlangt.“

„Aber ich wollte es, ich hatte solche Sehnsucht danach, mit Ihnen auszugehen, ich allein mit Ihnen an einem freien Nachmittag, wenn alle Arbeiter ausgehen, zusammen mit ihren ‚sweet h — —‘ (Buchholz sprach das Wort nicht aus). Ich habe so gewünscht, einen neuen Anzug, ein paar Dollar in der Tasche zu haben, alles zu tun, was Sie wollen, zusammen mit Ihnen auf dem Autobus durch die Fünfte Avenue zu fahren, in den Park zu gehen, zusammen Mittag zu essen, dann ins Kino zu gehen oder ins jüdische Theater — Bože moj!“ — unversehens entfuhr Buchholz ein Wort, das er noch aus der alten Heimat her kannte. „Ich habe mich so darnach gesehnt, ich habe es so gewünscht...“

Dwojre sprach kein Wort. In ihren großen Augen schlug ein Licht auf. Sie sah ihn mit ihrem tiefen Blick an, senkte aber sofort die Augen. Ihr ganzer kleiner Körper schmiegte sich jetzt an ihn. Sie war hart an seiner Seite, er hörte ihren Atem und fühlte ihren kleinen, lebendigen Körper neben sich. Plötzlich faßte er sie an der Hand und begann zu laufen.

„Kommen Sie, Dwojre, kommen Sie, laufen wir!“

„Das ist doch nicht schön, Buchholz!“

„Was ist nicht schön? Sie haben Angst vor den Leuten? Was gehen mich die Leute an? Die da“

— er deutete auf die dichte, wogende Menge, welche die Straßen füllte — „sind doch Wasser, aber wir sind Fische, wir schwimmen, schwimmen...“

Es war einer der wundervollen Herbsttage in New York, da die ganze Welt in Gold gekleidet ist; es glänzt auf den Feldern, auf den Bäumen, ist in New Yorks Luft zu spüren und läßt New Yorks Himmel golden erstrahlen. Die Luft ist voll Aroma und der Wind haucht Wein- und Äpfelduft aus; man trinkt den reifen Fruchtsaft der New Yorker Luft und wird schier berauscht von ihr und vom Wind...

Samstag nachmittag. New York hat den Wochenlohn bekommen. Der eine hat ihn im geschlossenen Kuvert seiner Frau übergeben und geht jetzt mit ihr und den Kindern durch die Straßen einkaufen; der andere hat seinen Lohn der Geliebten gebracht und ist mit ihr ausgegangen. Alle Gesichter strahlen, alle sind glücklich. Morgen ist Sonntag, da kann man schlafen, so lange man mag, und vor uns liegt die Nacht, so lang, wie wir wollen. In den Straßen drängen sich Automobile und Omnibusse, auf den Gehsteigen die Menschen. Alle gehören zusammen, der Mensch ist kein Einzelwesen mehr, er ist im Massenstrom aufgelöst und ertrunken.

In dieser Masse schwimmen Buchholz und Dwojre. Buchholz hält Dwojre, das Mädchen, das so schön schweigen kann, an der Hand und er sieht die Streifen dunkler Haut, die zwischen ihren Locken aus dem Nacken lugen; er fühlt das Rund ihrer Schultern, die Keuschheit, den Jugendtau, die Heiligkeit, die sie umgibt. In der Tasche ist Silbergeld, in der Westentasche eine Banknote.

„Bože moj! Sie soll nur nicht verloren gehen!“
— Buchholz greift immer wieder in die Westentasche.

Erst hat er daran gedacht, sich aufs Oberdeck eines Omnibusses zu setzen und von dort auf die dahinströmende Menge niederzuschauen. Doch nein, er will lieber gehen und die Schaufenster ansehen.

Das Schaufenster des Seidengeschäftes sieht wie ein orientalischer Basar aus. Unter bunten Seidenzelten sitzen Araber auf kostbaren Teppichen und entfalten verschiedenfarbige Seide, orientalische Ware, rot wie Blut oder tiefblau wie die Nacht, silberfarben und blitzestrahlend wie elektrische Fische. „Wenn Sie wollen, breche ich bei Nacht ein, stehle die ganze Seide und hülle Sie von Kopf bis Fuß in Perlseide. Lachen Sie nicht! Ich bin es imstande.“

Im zweiten Schaufenster ist eine Jagd zu sehen. Dort liegen Pelze, die das Geheimnis des Waldes, unbetreter Inseln im weiten Norden enthüllen, — weiße Bären, blitzende, stichelhaarige Skunksfelle, samtleuchtende, kindlich anschmiegsame Alaskafüchse, und goldigweicher prächtiger russischer Zobel, fraulich glattes weiches Fell der Blau- und Silberfüchse. „Befehlen Sie nur, — ich breche sofort ein, stehle die Felle und kleide Sie darin von Kopf bis Fuß.“

Im Automobilgeschäft stiehlt Buchholz für Dwojre das beste Automobil und führt sie damit von Stadt zu Stadt, im Reisebureau eine Europareise, im Japanwarenladen Juwelen, um ihren Hals zu schmücken... Die Pläne werden geändert, der Spaziergang im Centralpark wird gestrichen und für ein anderes Mal zurückgestellt. Vielleicht zu „Childs“ Kuchen essen gehen? Ja, das ist eine Idee!

Als die Kuchen verzehrt waren, wurde Kaffee getrunken, dann naschte man einen gebratenen Apfel mit Schlagobers, rauchte eine Zigarette und — das Geld war fort! Es blieb knapp so viel, um Galeriebilletts fürs Theater zu kaufen, für das man sich statt des Kinos entschieden hatte. „Das Mittagessen können wir übergehen,“ — entschied Buchholz — „wir haben ja erst gegessen. Übrigens, wenn Sie wollen, können Sie mit mir ins ‚Atelier‘ hinaufgehen, ich habe einen kleinen Gasofen zu Hause, darauf können wir Tee kochen, für Nüsse und Brot wird's noch reichen; nun, was meinen Sie?“

Dwojre ist einverstanden; sie will mit ihm ins „Atelier“ gehen, doch nicht erst später, knapp vor dem Abendessen, sondern schon jetzt, wenn es noch hell ist.

„Ich möchte, daß Sie mir Ihren ‚Simson‘ und Ihre anderen Arbeiten zeigen.“

„Sie wollen meine Arbeiten sehen, wirklich?“

„Gewiß, ich wünsche es schon seit langem.“

„Gut, kommen Sie!“

Auf der Treppe im finsternen Korridor, die in ein Labyrinth zu führen schien, mußte Dwojre Buchholz die Hand geben, und er zog sie hinter sich nach. Im fünften Stock waren die Treppen wieder taghell; ihre Windungen waren ganz sonderbar. Nach langem Wandern durch Korridore und über Leitern brachte Buchholz das Mädchen in eine Dachstube, die von der nächsten durch eine dünne Wand abgegrenzt war; dort oben wohnten einige alte Junggesellen und eine von diesen Wohnungen war Buchholz' „Atelier“. Es verdiente seinen Namen nur dadurch, daß das große, mit Watte verstopfte

schiefe Fenster über das Dach gen Himmel ging.

Im Zimmer war es hell und Dwojre konnte alle alten Hosen, Galoschen und schmutzigen Wäschestücke sehen, die auf der Erde herumlagen, die zerbrochenen Sessel, den Tisch, auf dem ein Rasiermesser und sonstiges Rasierzeug neben einem alten Brot lag, ein Kanapee mit fedrigem Bettzeug, Tücher, Kohle, Ton. Eine riesige Gestalt, die fast bis an die Decke reichte, erhob sich mitten im Zimmer; sie war in feuchte Tücher eingehüllt und sah wie ein Gespenst aus.

„Ach, wie es bei Ihnen aussieht!“ rief Dwojre und begann, ehe Buchholz sich's versah, die Lumpen von der Erde aufzulesen.

„Rühren Sie das nicht an, Sie werden sich damit keinen Rat schaffen, es ist so viel, daß man darin ersaufen kann.“

„Ist das der ‚Simson‘?“ — Dwojre deutete auf das riesige Gespenst.

„Wollen Sie ihn sehen? Da haben Sie ihn. Ich überliefere ihn Ihrem Beschluß. Wenn er Ihnen gefällt, bleibt er leben, wenn nicht, drehe ich ihm den Hals ab.“

Buchholz löste die Tücher und vor Dwojre stand ein riesenhafter nackter Mann, Buchholz ein wenig ähnlich, auf muskulösen Beinen. Er war starkknochig, mit breiter Brust und zwei mächtigen Armen, die herunterhängen, als wüßten sie nicht, was sie tun sollten. Der ganze Körperbau war der eines Riesen mit unnatürlich muskulösen Händen, Füßen, Rücken und Brust. Doch das Gesicht war das eines Kindes, — ein Riese mit einem Kindergesicht! Der

Blick war gutmütig, ein weiches Kinderlächeln lag auf den Lippen, aus denen, wie bei Buchholz, die Zähne hervorlugten. Die kleinen Augen unter der schmalen niedrigen Stirn lächelten ebenfalls kindlich gutmütig, naiv, beinahe dumm. Der unbeholfene Riese stand wie ein Golem da und seine mächtigen Hände wußten nicht, was sie anfangen sollten.

Das erste, was Dwojre in die Augen fiel, war sein dicker, starker Hals, der aus den breiten Schultern emporwuchs. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie Buchholz dem Koloß den Hals abdrehen konnte; das schien ihr unmöglich, denn der ganze Mensch war wie aus einem Stück gegossen und durch sein kindliches Lächeln so lebendig, daß es schien, er müßte jetzt, jetzt seine mächtigen Hände heben und das Zimmer zusammenreißen.

„Wie werden Sie ihm den Kopf abdrehen? Wird er sich ihn denn abdrehen lassen?“ — damit drückte Dwojre ihre Verwunderung aus.

„Ich werde mit ihm ringen“, antwortete Buchholz.

„Er wird stärker sein.“

„Ich habe mit ihm schon gerungen. Sehen Sie, hier habe ich ihm ein Loch in den Bauch gebohrt.“

„Warum haben Sie das getan?“

„Das weiß ich selbst nicht. Ich bin einmal bei Nacht auf meinem Bett gelegen und er ist dort drüben im Mondlicht gestanden, das durch die Scheiben schien. Da ist er mir so blöd vorgekommen. Wozu habe ich ihn denn geschaffen? Wer braucht ihn? Und was soll sein dummes Gesicht? Haben Sie schon ein so dummes, idiotisches Gesicht gesehen? Er weiß doch selber nicht, was er will.“

„Das ist ja das Schöne. Er ist ein Riese und dabei

ein Kind,“ sagte Dwojre, „jeder Riese ist ein Kind. Er steht da und ist stark, stark durch sich selbst und weiß nicht, was er mit seiner Kraft anfangen soll.“

Buchholz dachte nach.

„Was haben Sie gesagt, er ist stark durch sich selbst?“

„Ja, genau so wie ein Geiger, der für sich selbst auf seiner Geige spielt.“

„Sie haben recht, Sie haben recht! Er ist stark durch sich selbst. Er spielt mit seiner Kraft; das habe ich wirklich machen wollen“, schrie Buchholz auf und faßte Dwojre bei der Hand — „ein Simson, der mit seiner Kraft spielt. Er ist kein Held wie Bar Kochba, der sein Volk befreien will; nein, er ist stark für sich selbst und spielt mit seiner Kraft. Geht über Land und zündet die Felder der Philister an. Raubt ein Philistermädchen, bereitet sich ein Festmahl. Ein Riese, der ein Kind ist, das ist Simson. Sie haben recht! Jetzt steht er da mit herabhängenden Armen und weiß nicht, was er mit ihnen anfangen soll, wie ein Mensch, der nicht weiß, was er mit seinem Leben beginnen soll. Das habe ich ja machen wollen!“

Die letzten Worte rührten Dwojre. Sie sah in dem „Simson“ — Buchholz, Buchholz hatte sich selbst porträtiert. So sah er sich.

„Was schauen Sie? Gefällt er Ihnen?“

„Ich weiß nicht, ob er mir gefällt.“

„Woran denken Sie also?“ fragte Buchholz, der merkte, daß sie traurig wurde.

„Ich weiß nicht, was mir ist. Ihr ‚Simson‘ hat mich traurig gemacht.“

„Warum?“

„Ich glaube, er ist unglücklich. Mit all seiner Kraft ist er unglücklich.“

„Seien Sie nicht traurig, ich bitte Sie!“

Dwojre trat auf Buchholz zu und sah ihm in die Augen.

„Was schauen Sie?“

„Warum ist es mir, als kenne ich Sie schon sehr lange?“

„Mir ist es auch so. Von der ersten Minute an, da ich Sie sah, waren Sie mir bekannt.“

Beide schwiegen.

„Warum sind Sie so traurig? Gott hat Sie mit solcher Kraft beschenkt und solcher Stärke.“

„Ich bin nicht traurig“, stieß Buchholz hervor und verzog den Mund zum Lachen.

„Warum sind Sie so unglücklich? Ist in Ihrem Leben etwas vorgefallen?“

„Ich habe nichts, wofür ich lebe!“ — Buchholz wandte sich jäh ab und das verzerrte Lachen verwandelte sich in eine Grimasse von Qual und Weinen.

„Sie haben nichts, wofür Sie leben? Wer hat denn etwas, wofür er lebt? Sie schaffen so große Werke, Sie sind so stark. Gott hat Sie reich beschenkt!“

„Mich hat Gott beschenkt?“ — Buchholz lachte grell auf.

„Ja“ — Dwojre nickte mit dem Kopf.

„Woher wissen Sie das, woher?“

„O, ich weiß es. Das sieht man sofort. Sie werden noch sehr Großes in der Welt schaffen.“

„Ich werde Großes in der Welt schaffen? Ich werde Großes in der Welt schaffen?“ — Buchholz

wiederholte hysterisch ihre Worte und lehnte plötzlich sein Gesicht an ihren zarten Hals.

Dwojre zog ihren Nacken nicht zurück. In ihre Augen schoß ein Tränenstrom, und als er sein Gesicht von ihrem Nacken aufhob, bot sie ihm mit flehenden Augen ihre Lippen.

Im gelben Nebel

Dwojre blieb, sehr zum Verdruß und Kummer ihrer Mutter, ganze Abende aus. Niemand wußte, wo sie war. Da half kein Schreien, kein Schelten, und auch Salomon, der Älteste, den die Mutter holen ließ und deswegen um Rat fragte, konnte nicht helfen.

„Mutter, das ist Amerika! In Amerika ist es eben so — wenn ein Mädchen mit einem jungen Menschen ausgeht, kümmern sich die Eltern nicht darum. Es ist besser so“, fügte er hinzu.

Die Mutter wußte wohl nicht, was „besser so“ sei, doch da es Brauch war, mußte sie schweigen. Anschel wunderte sich über gar nichts mehr; er hatte für alles eine Bemerkung:

„Ist's denn mein Amerika? Es ist doch ihr Amerika, meinetwegen können sie tun, was sie wollen!“

Die Mutter wunderte sich nur über eines:

„Ein Mädcl geht mit einem jungen Mann, das kommt ja vor; aber warum macht sie sich keine Kleider? Warum kauft sie sich nicht Schuhe oder einen Hut wie andere Mädchen? Sie geht doch in Fetzen und Flickcn herum — was tut sie mit dem Geld, das sie verdient? Nach Hause bringt sie nur ein paar Dollar in der Woche, — was tut sie mit dem übrigen Geld? Und wenn man schon mit einem

jungen Menschen geht, — warum bringt sie ihn nicht her, stellt ihn nicht den Eltern vor?“

Darüber machte auch der älteste Bruder Dwojre Vorstellungen, offenbar nach einer langen Beratung mit der Mutter.

„Dwojre,“ begann er, „die Mutter ist eine ‚Grüne‘ und kennt die Verhältnisse nicht, aber ich weiß, wie es in Amerika üblich ist. Du gehst mit einem Boy, — allright, wir haben nichts dagegen. Aber warum bringst du ihn nicht her? Warum stellst du ihn nicht den Eltern vor? Ich nehme an, daß der junge Mann ein anständiger Mensch ist und die besten Absichten hat.“

Dwojre wurde weiß wie die Wand und — schwieg wie die Wand.

Das beunruhigte Sure Rifke und sie begann „den Himmel zu stürmen“. Jeden Tag lief sie zu ihrem Ältesten: „Schlojmele, was läßt sich da tun?“ Wenn Dwojre spät bei Nacht heimkam, saß die Mutter noch bei der Lampe und erwartete sie: „Meine Tochter, wo warst du so spät?“ Und es gab Szenen im Hause. Da griff der Älteste ein, kam zur Mutter und machte ihr Vorwürfe:

„Mutter, was tust du? Was wird geschehen, wenn das Mädcl sich zusammenpackt und ganz vom Hause weggeht? Das ist Amerika! Übrigens“, fügte er hinzu, „vielleicht hat sie dir noch gar nichts zu sagen, vielleicht ist sie noch nicht so weit mit ihm. Wenn es so weit ist, wird sie es dir sicher erzählen.“

So schwieg die Mutter aus Furcht, doch ihre Nächte waren schlaflos.

Wenn Dwojre am Abend aus dem Shop kommt, wartet Buchholz schon. Er steht bei dem Obstkiosk an der Ecke der 27. Street. Dwojre eilt stets mit ihrem bekannten, stillen Lächeln und freudig glänzenden Augen auf ihn zu, schmiegt sich an ihn und geht neben ihm, als wäre sie an ihn angewachsen. Er tritt neben ihr mit den großen Händen und den offenen Lippen, die aussehen, als wollte sein großer Mund das kleine Persönchen verschlingen. Sie gehen. Wohin? Das wissen sie selbst nicht. Es ist auch ganz einerlei.

Abend in New York, Winter. Die Kälte ist nicht zu spüren. Leichter Schnee fällt. Die Mantelkragen aufgestellt, schlendern beide dahin. Die Straßen sind voll mit Menschen, alle eilen, doch nicht zur Arbeit, sondern dem Vergnügen nach, und alle Gesichter strahlen. Aus den Restaurants, den Geschäften, den Kinos ergießen sich Ströme elektrischen Lichtes und erleuchten die mit frischem Schnee bedeckten, glitzernden Straßen. Aus den großen hell erleuchteten Fenstern des Restaurants blinken einladend weiß gedeckte Tische. Zierliche Damenfüßchen unter Seidenmänteln treten den frischen Schnee der Gehsteige nieder. Arm in Arm laufen Pärchen vorüber. Die Luft ist gelb, vom hell glänzenden Nebel des Schnees und des elektrischen Lichtes erfüllt. Die Straßen sind festlich, traulich, alles fühlt sich wohl darin.

Unter den Pärchen gehen Buchholz und Dwojre, oft Arm in Arm, ohne davon zu wissen. Es wird erzählt. Buchholz hat immer etwas zu erzählen. Jeden Abend entwirft er einen neuen Plan. Einmal wird nach Paris gereist — ein Künstler muß „Atmo-

sphäre“ haben und wie man in New York hungert, kann man in Paris auch hungern. Ein andermal geht die Reise nach Rom, nach Florenz, um die alten Meister Michelangelo, Botticelli und die Antike zu sehen: „Mein Freund Moscovici — ein lieber Kerl, der viel von Kunst versteht, aber ein fürchterlicher Lügner ist — ist heute zu mir gekommen und hat mir erzählt, daß er soeben mit dem jüdischen Millionär Sachs von Kohn, Sachs & Comp. gesprochen hat; der ist bereit, meinen ‚Simson‘ um zehntausend Dollar zu kaufen und will mich für seine Rechnung nach Paris schicken.“ Natürlich ist an Moscovicis Geschichte kein wahres Wort, sie ist eine seiner gewöhnlichen Lügen. So hat Buchholz einen neuen Plan: er trägt sich mit einer großen Idee, er will „Adam und Eva“ schaffen, doch in einer ganz neuen Auffassung: Adam soll wie ein Baum aussehen; er soll nicht zwei Hände haben, sondern sechs, die wie Äste aus seinem Körper herauswachsen. Sie sollen das Symbol der Generationen sein, die ihm entsprungen sind. Eva soll schwarz sein, eine Negerin, dunkel wie die Erde; denn sie ist die Mutter Erde. Und sie soll schwanger sein, mit einem großen Bauch. Buchholz will sofort in die South gehen, wo die Neger wohnen, um Modelle für diese Arbeit zu suchen. Indessen meldet sich der Hunger; er wird nicht gehört, denn es ist kein Geld vorhanden. Doch schließlich lassen sich die eindringlichen Mahnungen des Magens nicht mehr überhören und da findet sich bei Dwojre stets ein halber oder ein ganzer Dollar; dann geht man zu Childs oder in ein Fünf-Cent-Restaurant.

Manchmal wird auch ein Konzert besucht, natürlich wenn das nötige Geld dazu da ist. Doch wenn Wagner

gespielt wird, muß Geld da sein. Buchholz liebt die Musik und hat tiefes Verständnis für sie. Er versteht sie auf seine eigene Weise und deutet sie auf seine Art. Bald ist Musik für ihn ein stürmisches Meer, auf dem zwölf Schiffe mit geblähten Segeln untergehen, bald ein stürmischer Himmel, auf dem die Wolken miteinander Krieg führen, bald ein brennender Wald. „Doch am besten verstehe ich Musik, wenn ich mit Ihnen zusammensitze. Wenn Sie neben mir sitzen, höre ich die Musik besser.“

„Warum gerade mit mir besser?“ fragt Dwojre und ihre Augen leuchten in seine hinein.

„Warum, daß weiß ich nicht. Doch es ist so. Wenn ich auf Ihr Haar und Ihre Schultern sehen kann, dann verstehe ich besser, was das Orchester spielt.“

Manchmal ist Buchholz ganze Tage lang unsichtbar. Dann steht er irgendwo auf East-Side, dreht das Rad einer Wäscherolle oder schlichtet Holz auf einem Lagerplatz auf. Doch wenn Dwojre am Abend aus dem Shop kommt, erwartet er sie, sorgfältig gewaschen, mit nasser, gut gekämmter Mähne; wenn er sie kommen sieht, fuchelt er schon von weitem mit ein paar Dollarnoten und ruft:

„Wir haben Geld für Billetts.“

Sie schaut ihn an und erkennt in den müden Falten seines Gesichtes, daß er den ganzen Tag Holz geschleppt hat; sie wird traurig:

„Das stört Sie doch in Ihrer Arbeit!“

„Keine Idee, ich hatte heute gar keine Lust zu arbeiten, ich mußte meine Hände ein bißchen in Bewegung setzen, sonst wachsen sie ja an.“

Dwojre lacht. An diesem Abend gehen sie ins Konzert.

Auf dem Heimweg vom Konzert erklärt Buchholz Dwojre das Gehörte in seiner Sprache. Er modelliert die Musik geradezu: „Unbekannte Menschenmassen, ganze Völker ziehen durch einen tiefen uralten Wald, fällen die Bäume, wecken mit ihrem Lärm die wilden Tiere und lassen den ganzen Wald vor Schreck erbeben. Auf dem Gipfel des Berges liegt die Stadt. Im Schein der untergehenden Sonne sieht man von oben, daß sie kommen; die ganze Stadt gerät in Schrecken und Aufruhr, Menschen erscheinen auf den Mauern und ein Krieg auf Tod und Leben beginnt...“

An Sonntagen besuchen sie öfters die Lehrerin in Bronx, ihre einzige Bekannte. Miß Forster hat Buchholz' Arbeiten, auch den „Simson“, gesehen und ist der Überzeugung, Buchholz sei ein großes Talent, „auf das Amerika einmal stolz sein wird“. Sie schimpft auf die amerikanischen Millionäre, die Millionen für gefälschte alte Meister aus Europa hergeben, aber kein Verständnis für die neue amerikanische Kunst haben und die amerikanischen Künstler verhungern lassen.

Miß Forster hatte versprochen, einen Kunstkritiker, mit dem sie bekannt war, in Buchholz' Atelier zu bringen; der sollte Buchholz' Arbeiten ansehen und versuchen, für ihn ein Europastipendium zu erhalten. Seit Dwojre mit Buchholz ging, nahm sich Miß Forster des Paares liebevoll an. Ihr gefiel das Verhältnis der beiden und sie gewann das Mädchen (und durch Dwojre auch Buchholz) sehr lieb. Um ihnen zu helfen und ihnen das Leben leichter zu machen, lud sie sie zu sich ein. Sie pflegte Buchholz zu ermuntern, in Stunden des Zweifels ihm Zu-

versucht einzuflößen und ihm zuzureden, er möge bei seiner Arbeit bleiben; Dwojre gab sie den Rat, sie möge Buchholz begeistern und in seinem Vorhaben bestärken, dadurch werde sie sich große „Verdienste“ erwerben. Dwojre wußte nicht, was Miß Forster damit meinte. Sie und Buchholz hatten die Lehrerin sehr gern und sie tat ihnen viel Gutes. Bei der Lehrerin war immer ein Mittagessen zu haben, auch ein paar Cents, wenn es an Geld zur Heimreise fehlte.

Selbstverständlich entwarf Buchholz fast jeden Tag einen anderen Plan für eine Kolossalarbeit, der er sein „ganzes Leben“ widmen würde; was ihm noch am Tag vorher als das größte Werk erschienen war, das er schaffen würde, das wurde am nächsten Tag zur Seite geschoben und vergessen, um eines anderen kolossalen Werkes willen, das in den letzten Minuten auf dem Weg zu Dwojres Shop geboren wurde. Doch in den letzten Wochen sprach Buchholz nur von einem Werke, das er schaffen wollte, von der „Mutter“. Die „Mutter“, die er schaffen wollte, sollte keine ältere Frau sein, die schon Kinder hatte, sondern — „die Mutter als Mädchen, klein, zart, mit einem kleinen schwankenden Lockenkopf, mit kleinen, kaum sichtbaren Brüsten und einem runden, bebenden Bauch, steht auf halb verkrümmten Beinen und hält einen Apfel in der Hand; es soll Eva sein. Alle Mütterlichkeit, die Leiden und Freuden des Mutterseins soll sie zum Ausdruck bringen und soll lächeln — ein verführerisches und zugleich keusches Lächeln. Ich kann nicht sagen, wie das sein soll, doch ich stelle mir vor — so muß Eva ausgesehen haben, als sie Adam bat, daß er sie zur Mutter machen möge. Sie war ein kleines, noch unentwickeltes

Mädchen mit einem kleinen Köpfchen, doch in den Linien ihres Bauches war schon alle Mütterlichkeit der kommenden Geschlechter ausgedrückt, das Grundthema der ganzen Menschheit, das Begehren unseres todbringenden Lebens.“

„Und warum schaffen Sie das nicht?“

„Weil ich es nicht kann. Ich weiß nicht, ob ich imstande sein werde, das Ewige, Große, Mütterliche in dem kleinen kindlichen Bauch herauszubringen, das ganze mütterliche Leid, die ganze mütterliche Liebe, die Sünde und das triebhafte Begehren, das leicht weinerliche Lächeln auf ihren Kinderlippen.“

Dwojre schwieg.

„Manchmal ist mir alles zum Greifen nahe und es scheint mir, — ich brauche nur zu meinem Lehm hinzugehen und schaffe es sofort; dann wieder erscheint es mir so fern, daß ich Angst habe, es werde nur ein gewöhnliches Mädels herauskommen, leblos, ohne Ausdruck — mit einem Wort, nichts.“

„Sie können es, Chaskel.“

Buchholz erbehte.

„Sie haben mir doch selbst gesagt...“ Dwojres Lächeln scheint auf Buchholz' Gesicht.

„Ja, ich habe es vergessen; doch mein Name klingt so sonderbar in Ihrem Mund! Nennen Sie mich von heute an Chaskel, ich bitte Sie, nennen Sie mich so, nicht mehr Buchholz! Versprechen Sie es mir?“

„Ja“ — Dwojre nickt mit dem Kopf.

„Bravo, bravo, bravo,“ — Buchholz klatscht in die Hände — „natürlich kann ich es schaffen und ich werde es auch schaffen, Sie werden sehen! Morgen beginne ich daran zu arbeiten. Gefällt Ihnen die

Idee? Eine große Idee, nicht wahr? Die ‚Mutter‘ ist nicht eine Mutter, sondern Mutter und Kind zugleich. Gefällt Ihnen das?“

„Es gefällt mir sehr.“

„Verstehen Sie, was ich damit meine? Anfang und Ende verbunden, wie ein Rad, — verstehen Sie? — Mutter und Kind verbunden.“

„Nein, ich verstehe es nicht, aber es ist sehr schön, was Sie machen wollen, eine Mutter, die ein Kind ist; so sieht eine Mutter wirklich aus.“

„Glauben Sie, daß man es verstehen wird? Es wird wieder vom Staub bedeckt in meinem Atelier stehen und die Mäuse werden daran nagen.“

„Was geht das Sie an? Schaffen Sie denn für andere? Sie schaffen doch für sich selbst, nicht?“

„Doch woher werde ich Geld für den Marmor nehmen, ich muß es doch in Marmor machen“, sagte Buchholz bekümmert.

„Wir werden schon Geld dafür bekommen.“

Das Wort „wir“ gab Buchholz mehr Mut als alles, was Dwojre bisher gesagt hatte; unvermittelt faßte er nach ihrer Hand:

„Dwojre, wollen Sie, daß ich die Mutter mache?“

„Ja“ — Dwojre nickt mit dem Kopf.

„Ziehen Sie zu mir!“

Dwojre blieb mit einem Ruck stehen. Nach und nach neigte sich ihr Kopf zu Boden, als ob sie darin versänke; dann ging sie, ohne ein Wort zu sprechen, weiter.

„Wenn Sie neben mir sind, weiß ich, was ich will“, schrie Buchholz geradezu.

Dwojre gab keine Antwort.

Eine Minute später lachte Buchholz jäh auf.

„Warum lachen Sie?“ fragte Dwojre leise und ernst.

„Ich weiß nicht, was ich rede, verzeihen Sie mir — es war nur ein Scherz.“

Von diesem Thema wurde kein Wort mehr gesprochen. Bald darnach nahmen sie voneinander Abschied.

Dwojres Weg

Einige Tage vergingen, ohne daß sie einander sahen. Buchholz wartete beim Shop, doch Dwojre kam nicht. Das wiederholte sich Tag um Tag. Buchholz meinte, Dwojre sei böse wegen seines ungereimten Geredes vom Zusammenwohnen. Er war überzeugt, in ihren Augen sei er ein Strolch, ein Lump oder noch Schlimmeres. „Ihr sagen, sie möge zu mir ziehen, — dazu muß man wirklich ein ganz gemeiner Kerl sein!“ Buchholz war in jener Stimmung des Zweifels an sich selbst, die ihn von Zeit zu Zeit überfiel; da schien es ihm, er sei nicht wert zu leben, sei ein Schwindler, der sich und andere betrüge, seine Kunst sei wertlos, er sei nichts als ein ungehobelter, ungebildeter Kerl. In solchen Stunden hatte er Lust, einen Hammer zu nehmen und seine Bildwerke in tausend Stücke zu schlagen, damit alles zu Ende sei. Und da er kein Handwerk gelernt hatte und keine Bildung besaß, sah er keine andere Möglichkeit vor sich, als ein Tramp zu werden, ein Landstreicher, der von Stadt zu Stadt wandert, oder sich einem Hausierer als Packträger zu verdingen und ihm die Warenpakete über Land schleppen zu helfen. Denn in einem Shop zu sitzen, den ganzen Tag in vier Wänden eingeschlossen zu sein, wie es alle in New York taten, daran konnte sich Buchholz nicht gewöhnen,

und das nicht nur in Wirklichkeit, sondern nicht einmal in seiner Vorstellung.

Diese verzweifelte Stimmung beherrschte Buchholz die ganzen letzten Tage. Sein Gespräch mit Dwojre, das mit seinem lächerlichen Vorschlag an sie und ihrer schamhaft schweigenden Antwort geendet hatte, brachte ihn zur Überzeugung, alles, was er mit Dwojre gesprochen hatte, sei nicht aufrichtig; nicht nur seine Worte, sondern auch der Plan des großen unsterblichen Werkes, das er schaffen wollte, jener „Mutter“, die mehr als jedes andere Werk die Idee seiner Kunst offenbaren sollte, — auch dieser Plan sei Lüge, Pose, ausgedacht, um das unschuldige Mädchen zu verführen, um vor ihr groß zu tun und auf sie Eindruck zu machen, um sie zu fangen: „In Wirklichkeit steckt gar nichts dahinter. Alles ist leeres Gerede. Wären diese Ideen und Pläne wirklich aus tiefer Empfindung geboren, so hätte ich sie nicht ausgeplaudert.“ Daß er sie ausgesprochen hatte, erschien Buchholz als sicheres Merkmal dafür, daß seine Pläne unaufrichtig und unehrlich waren.

Wie immer, wenn er sich in solcher Stimmung befand, lag Buchholz auf seinem Bett, mit einem Soldatenhemd, dem Rock und den Stiefeln bekleidet und mit allen Tüchern und Lumpen zugedeckt, mit denen er im „Atelier“ seine Tonmodelle feucht hielt. Im Zimmer war es so kalt, daß die Ecken des großen Fensters, in denen Tücher und Kartonpapier die Sprünge in den Glasscheiben deckten, zugefroren waren. Die Tücher hafteten durch eine Eisrinde an den Scheiben im Fensterrahmen und die Sonne, die ins Atelier schien, hatte nur in der Mitte des Fensters eine mondgroße Fläche aufgetaut. Neben

dem Bett lag auf einem Stuhl ein Brot, das auf allen Seiten angebrochen war. Buchholz hatte es am Tag vorher in dem jüdischen Kramladen erstanden, wo er „Kredit“ hatte. Vierundzwanzig Stunden lag er schon so auf seinem Bett und dachte nicht daran aufzustehen. Die Modelle, die das „Atelier“ füllten, der „Simson“, der eben begonnene „Adam“ und die anderen standen wie gefrorene Leichen, in nasse Leichentücher gehüllt, da.

Buchholz dachte unaufhörlich darüber nach, was er nun anfangen sollte, für welche Arbeit er am besten geeignet wäre, und ließ verschiedene Beschäftigungen in seinem Kopfe Revue passieren: „Verkäufer in einem Kleidergeschäft in Downtown werden?? Nein, lieber einen Chauffeurkurs machen! Das würde mir am besten gefallen. Da bin ich den ganzen Tag auf der Straße, fliege mit meinem Automobil dahin, fahre allerlei Leute; das wäre interessant. Ich stehe mit meinem Auto vor den großen Hotels auf dem Broadway oder vor der Oper, sehe schöne, reich gekleidete Damen, fahre mit unbekannten, illegitimen Pärchen spät bei Nacht nach Coney Island in vornehme Hotels. Oder vielleicht Clerk in einem Hotel werden? Englisch kann ich, ein kräftiger Bursche bin ich auch, da komme ich in einem Hotel sicher unter. Wenigstens als Gepäckträger oder Schuhputzer in einem vornehmen Hotel. Da sieht man Leute aus aller Welt: Damen in Seidenkleidern und kostbaren Pelzen; die durchsichtigen Gewänder lassen ihre zartgeformten Beine frei, ihre Füße schweben leicht über die weichen Perser. Und auf allem liegt der Festglanz der elektrischen Lichter in den vornehmen Hotelhalls. Das wäre interessant!

Aber wo steht es denn geschrieben, daß ich überhaupt etwas werden muß? Ich will gar nichts werden, sondern als Landstreicher Amerika durchwandern, bald auf Lastzügen schwarzfahren, bald zu Fuß gehen, jeden Tag eine andere Stadt sehen und andere Menschen... Ich komme in die Wildnis, in die Westdistrikte, nach Kalifornien, — nach Los Angeles, wo im ewigen Sommer Orangen blühen... Nach Mexiko, zu Pferde mit wilden Cowboys..."

Während Buchholz unbeweglich auf seinem Bette liegend sein Landstreicherleben träumt, öffnet sich ganz leise die Tür: Jemand schleicht ins Zimmer, still wie ein Dieb. Buchholz sieht hin, er meint zu träumen. Oder ist es eine Vision?

In der Tür steht Dwojre, im kleinen Hut und kurzen Mantel, die gelbe, am Nacken ausgeriebene Fuchsboa um den Hals. Sie hält etwas in der Hand. Was ist es nur? Ein Koffer? Ein Paket? Was ist es?

Buchholz rührt sich nicht. Er glaubt zu träumen. Dwojres kleiner Seidenhut ist mit Schnee bedeckt, ihr gelblichbrauner Pelzkragen und die Locken kleben feucht am Gesicht. „Es muß wohl draußen schneien“ — geht es Buchholz durch den Kopf. Er rührt sich noch immer nicht.

Dwojre klopft den Schnee ab, stellt die kleine Handtasche neben der Tür nieder und kommt näher. Sie sagt mit ihrem bekannten weinerlichen Lächeln:

„Chaskel, warum liegst du im Bett?“

Buchholz springt pfeilschnell auf:

„Dwojre?“

„Ja,“ — sie nickt mit dem Kopf — „ich bin gekommen, um mit dir zu wohnen.“

Buchholz begreift nicht; er traut seinen Augen und Ohren nicht und steht mit offenem Munde da: „Dwojre!“

„Du hast doch gesagt...“ wieder lächelt sie ihn, Tränen in den Augen, an. Buchholz schweigt. Da er nicht weiß, was er tun soll, hebt er Dwojres Handkoffer auf und betrachtet ihn von allen Seiten.

„O, was für ein schöner Koffer!“

„Den habe ich noch von daheim.“

„Er sieht auch so heimatlich aus“ — Buchholz freut sich über den Koffer wie ein Kind.

„Ach, wie es bei dir aussieht!“ ruft Dwojre und beginnt sofort im Zimmer Ordnung zu machen.

„Mein Großvater hat genau so einen Koffer gehabt, so wahr ich lebe!“ — Buchholz betrachtet unaufhörlich Dwojres Koffer...

Ein wenig später saßen beide beim kleinen Eisenofen. Woher Buchholz das Geld für Kohle genommen hatte, wird ewiges Geheimnis bleiben. Das „Atelier“ war so schön in Ordnung, daß es nicht wiederzuerkennen war. Über dem ganzen Raum lag der Zauber einer leichten Mädchenhand. Eigentlich hatte sich nichts geändert und doch sah alles anders aus: Der Fußboden war gefegt, die Modelle waren in einen Winkel gerückt, der Tisch, der gehinkt hatte, war mit einem Male wieder gerade und stand aufrecht an seinem Platz. Alles lag, wo es hingehörte, die Bücher standen bei den übrigen Büchern, die Schmutzwäsche war sorgsam vor menschlichen Blicken versteckt.

So saßen beide beim geheizten Eisenöfchen, neben

dem ein ansehnlicher Sack Kohle lag, und Buchholz erzählte Dwojre wieder von seinen Plänen. Die hatten sich inzwischen mächtig verändert. Denn vor allem besaß Buchholz schon Geld. Er erinnerte sich, daß Moscovici ihm ein Geschäft mit einem jüdischen Buchhändler in Downtown vorgeschlagen hatte, der geneigt war, ihm den „Simson“ abzukufen und ihn in unzähligen kleinen Figuren gießen zu lassen; die wollte er um einen Dollar pro Stück verkaufen und Buchholz sollte zehn Prozent davon bekommen.

„Morgen bin ich bei Moscovici, er führt mich zu dem Mäzen und ich schließe ab. Drei Millionen Juden gibt es in Amerika, das sind drei Millionen ‚Simsons‘; zehn Prozent von den drei Millionen.. wieviel ist das? Es wird jedenfalls reichen, bis ich meine ‚Mutter‘ fertig habe. Na, und wenn die erst fertig ist, so wie ich will, mit dem lächelnden Bauch...!“

Doch bald änderte sich die Stimmung des begeisterten Buchholz:

„Ich weiß, daß ich mir das Herz aus dem Leibe reiße... daß ich meine Werke mit solchen Reden schände. Ich töte sie wie junge erstgeborene Kinder, noch ehe sie zur Welt kommen. Du weißt ja: ich bin ein Fleischerssohn. Mein Vater war Fleischer und ich habe auch...“ er brach jäh ab und sah Dwojre in die Augen.

„Nun und?“ fragte sie.

„In mir leben böse, schlechte Triebe, ich bin nicht fähig, etwas Edles, Zartes, Schweigendes zu fühlen. Ich kann nur große, mächtige, ungeschlachte Golems machen — das hat Freier einmal von mir gesagt —, weil ich selber ein solcher Golem bin; aber etwas

Edles, das Seele hat, werde ich nie schaffen können. Bist du auch der Ansicht Freiers, Dwojre?“

Sie sah ihn mit ihren großen Augen an; der Blick spiegelte ihr ganzes Mitleid mit seiner Hilflosigkeit wider. Dann nahm sie ihn sanft beim Rock und sagte liebevoll, mit Tränen in den Augen:

„Warum denkst du so von mir, Chaskel?“

„Ich meine, alle müßten so von mir denken. Manchmal glaube ich, daß es wirklich so ist, daß ich ein Fleischer bin, nichts als ein Fleischer, mit häßlichen und schlechten Trieben, keiner besseren, keiner edleren Empfindung fähig.“

„Ich habe keine schlechten Triebe in dir bemerkt, das haben schlechte Menschen dir einge-redet.“

„Glaubst du das wirklich? Und doch habe ich dich eben erst mit Lügen zu mir gelockt.“

„Das ist nicht wahr. Du hast mich nicht hergelockt. Ich bin selbst gekommen.“

„Du bist selbst gekommen, selbst gekommen; ich habe dich nicht hergelockt“, wiederholte Buchholz unaufhörlich.

„Ja“ — Dwojre nickte mit dem Kopf.

„Und warum habe ich ein so schlechtes Gewissen?“ fragte Buchholz sich selbst.

„Vielleicht deshalb, weil du nicht zufrieden bist, daß ich hergekommen bin?“ — Dwojre beantwortete seine Frage mit leicht kokettem Lächeln.

Buchholz kniete nieder, grub seinen Kopf in ihren Schoß und schluchzte:

„Dwojre!“

„Was willst du, Chaskel?“ fragte sie und streichelte mit ihrer kühlen Hand sein Haar.

„Ich weiß nicht, wer ich bin“, stammelte der Riese schluchzend in ihre kleinen Knie hinein.

„Du bist Chaskel, du bist Chaskel, Chaskel“ — sie lachte glücklich.

Dann gingen sie fort und aßen bei Childs Honigkuchen.

Die Honigkuchen versetzten Buchholz in ganz andere Stimmung. Seine großen Zähne leuchteten unaufhörlich aus seinem lachenden Mund.

Doch als sie heimkamen, blieb er bei der Tür seiner Wohnung stehen:

„Du wirst hier schlafen. Ich gehe zu Freier übernachten.“

Und ehe Dwojre noch Zeit hatte, etwas zu erwidern, lief Buchholz schon die Treppe hinab.

„Chaskel, wohin gehst du?“ rief sie ihm ängstlich nach.

„Es ist besser so“, antwortete Buchholz und setzte in großen Sprüngen die Treppe hinab.

Ohne Priester und Altar

Am nächsten Morgen — die Dämmerung erhellte eben erst das verschneite Fenster — zog sich Dwojre an, um fortzugehen. Eben dachte sie darüber nach, wohin sie den Türschlüssel legen sollte, damit Buchholz ihn finde, da öffnete sich die Tür und Buchholz trat ein, — das Haar zerraut, das Gesicht zerfurcht, unrasiert; er sah aus, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen. Schweigend lief er im Atelier auf und ab. Dwojre machte sich bei ihren Sachen zu schaffen und schwieg ebenfalls.

Endlich trat Buchholz auf Dwojre zu und sah ihr tief in die Augen:

„Warum hast du so rote Augen? Hast du geweint?“

„Nein.“

„Ja, du hast geweint, du hast geschwollene Lider“, sagte Buchholz.

Dwojre antwortete nicht.

„Und ich bin ein Schuft, ein gemeiner Kerl!“

„Warum beschimpfst du dich so?“

„Weil ich es verdiene.“

Sie schwieg.

„Glaubst du, daß ich zu meiner Mutter besser war? Nein. Sie hat mir eine Buttersemmel in den Cheder mitgegeben und ich habe mit den Füßen nach ihr gestoßen. Nie habe ich ihr eine Freude gemacht,

immer hat es mir Vergnügen bereitet, sie zu kränken, ja, Vergnügen bereitet, verstehst du? Ich hasse Mütter, o, wie ich sie hasse!“ — Buchholz zitterte vor Erregung.

Dwojre trat auf ihn zu und faßte seine beiden Hände:

„Chaskel, was hast du? Wo warst du die ganze Nacht? Du siehst ja schrecklich aus!“

„Ich bin vor meiner Hochzeitsnacht geflohen. In meiner ersten Hochzeitsnacht habe ich, statt ein Ehemann zu sein, ein Hund sein wollen, — verstehst du? Ein Hund mit den Hunden auf der Straße!“

Brennende Röte ergoß sich über Dwojres Gesicht und flammte tief ihren Hals hinab. Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann stoßweise laut zu weinen.

Buchholz warf sich ihr zu Füßen, kauerte neben ihr wie ein Hund, küßte ihre Schuhe, ihre Füße, ihr Kleid, ihre Hände. Dann sprang er auf, hob sie in seine Arme und trug sie wie ein kleines Kind auf den Händen im Zimmer umher:

„Du, mein Glück, meine Bestimmung, mein Schicksal, das bei mir eingetreten ist, sag’ doch, was soll ich tun? Was soll ich für dich tun? Soll ich mich aus dem Fenster stürzen?“

„Nein“ — Dwojre schüttelte den Kopf und ihre Augen lächelten unter Tränen.

„Verstehst du das, — ich habe mir mein Glück nicht gegönnt, verstehst du das?“

„Ja“ — Dwojre nickte mit dem Kopf.

„Mutter meiner Kinder!“ schrie er in wilder Ekstase.

Dwojre verschloß ihm mit ihrer kleinen Hand den Mund.

Nicht lange nachher saßen sie wieder beim geheizten Öfchen. Buchholz hatte Brot, Butter und ein Viertelpfund Kaffee geholt und Dwojre bereitete das erste Frühstück in ihrer Wirtschaft. Wieder sprachen sie von seinen Plänen. Es stellte sich heraus, daß Dwojre nicht mit leeren Händen gekommen war; sie hatte den letzten Wochenlohn, vierundzwanzig Dollar, mitgebracht. Nicht umsonst war sie Sure Rifkes Tochter; in ihrem Koffer fanden sich allerhand Dinge, darunter einige Leintücher, Handtücher und dergleichen.

Buchholz begriff nicht, wozu man derlei brauchte. Er wollte durchaus, sie sollten beide sofort auf die Erste Avenue zu den Italienerständen gehen und dort Hausrat einkaufen. Die Idee, zusammen mit Dwojre eine Häuslichkeit einzurichten, beherrschte ihn so und entflammte ihn zu solchem Enthusiasmus, daß er etwas tat, was er nie, selbst in den kritischsten Augenblicken seines bisherigen Lebens — und deren gab es nicht wenige — über sich gebracht hätte. Buchholz hatte einen Bruder, einen „Allrightnik“, der eine Möbelhandlung betrieb. Dem Bruder ging es sehr gut. Er hatte ein großes Geschäft in einem Souterrainlokal auf der Allan-Street. Buchholz, der mit seiner Familie zerfallen war und von ihr nichts hören und wissen wollte, hatte den Bruder schon sechs oder sieben Jahre nicht gesehen. Nie hatte er sich an ihn um Hilfe gewendet. Jetzt fiel ihm der Bruder ein; ohne Dwojre ein Wort zu sagen, ging er sofort an die Ausführung seines Planes.

Er rasierte sich sorgfältig, zog sein bestes Hemd an (seit Dwojre sich um seine Kleidung kümmerte, besaß Buchholz stets ein gutes Hemd) und beschwor Dwojre, das „Atelier“ nicht zu verlassen, bis er wieder käme. „Ich muß nur zu einem guten Freund gehen,“ sagte er, „es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, ich komme sofort wieder.“ Damit ging er und ließ Dwojre allein.

Dwojre packte inzwischen ihre Sachen aus und dachte darüber nach, wie das „Atelier“ in einen solchen Zustand zu bringen wäre, daß es bewohnbar sei. Sie ging daran, den Mist wegzufegen, den Buchholz, seit er dort wohnte, hatte liegen lassen. Aus dem Kehrriech zog sie alle verwendbaren Manschetten, Krägen, Hemden, Bücher, Bilderrahmen und andere Dinge hervor. Dann suchte sie einen Platz für die Orangenkiste, in der die Gläser und Teller, die sie für ihre Wirtschaft brauchte, stehen sollten. Während sie in die Arbeit, das Atelier in Ordnung zu bringen, vertieft war, öffnete sich die Tür mit einem Ruck und Buchholz trat ein; auf der Schulter trug er ein zusammengelegtes Eisenbett mit neuen Matratzen; ein Neger folgte ihm, der auf seinem Kopf einen Küchenschrank und einige Stühle balancierte.

Dwojre sah verwundert auf:

„Wo hast du die Sachen hergenommen?“

Buchholz ließ sie nicht lange staunen:

„Jetzt komm', ich habe zwanzig Dollar, wir wollen Geschirr und Besteck einkaufen.“

„Geschirr und Besteck?“ — Dwojre lachte — „Wozu brauchen wir Geschirr und Besteck? Werden wir denn zu Hause essen?“

Dwojre wusch sich, kleidete sich um und ging

mit Buchholz aus. Vor jedem Küchengerätegeschäft blieb er stehen; er wollte unbedingt Töpfe, Teller und Besteck kaufen. Dwojre hatte Mühe, ihn davon abzubringen. Als er in einem Eisenwarengeschäft einen kleinen Gasherd mit zwei Rechauds sah, wollte er ihn unbedingt kaufen und nach Hause schleppen.

„Wozu brauchen wir den Ofen? Wir haben doch einen Petroleumofen. Werden wir denn zu Hause essen?“

„Also, was brauchen wir?“

„Bettdecken!“ flüsterte Dwojre ihm zu.

Sie gingen zu den italienischen Ständen auf der Ersten Avenue; statt Bettdecken erstand Buchholz farbige orientalische Tücher, die, wie er erklärte, gleichzeitig sehr „dekorativ“ sein würden. Dwojre verhielt sich in diesem Punkte skeptisch:

„Dekorativ werden sie sein, aber wärmen werden sie nicht.“

Dann zog sie ihn in ein Weißwarengeschäft und kaufte dort Wäsche, Hemden, Handtücher und andere Dinge; Buchholz konnte durchaus nicht begreifen, wozu man derlei dummes Zeug brauchte.

Schließlich entschloß er sich, auf Dwojres Vorschlag, einen Korb für die Schmutzwäsche zu kaufen. Darin wurden die eben erstandenen Dinge verstaut, und auch die Teller, die zwei Töpfe und das Salzfaß untergebracht, die Dwojre Buchholz zuliebe gekauft hatte. Er nahm den Korb auf die Schulter, in der anderen Hand trug er den Gasherd (Buchholz hatte so lange gedrängt, bis sie den Gasherd kaufen mußten, um, wie er sagte, wenigstens einmal in der Zeit ein Mittagessen daheim zu kochen). So gingen sie mit ihrer Ausstattung nach Hause.

Während sie die Treppe hinaufgingen — Buchholz schleppte den Korb mit dem Ofen und Dwojre folgte ihm mit den Tellern und Gläsern, die sie ihm nicht anvertraute —, hörte Dwojre aus dem Stockwerk, wo sich ihre Wohnung befand, einen bekannten Seufzer. Sie erschrak. Als sie oben ankam, sah sie — ihre Mutter! Ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, sitzt Sure Rifke auf der Treppe, bewegt sich wie beim Beten hin und her und kneift sich die Wangen. An der Tür, die zu Buchholz' „Atelier“ führt, lehnt der Vater, die Hände auf dem Rücken, und sieht erwartungsvoll zur Treppe hin, die das Paar emporklimmt. Nicht weit von ihm steht Salomon, der Älteste, sehr ungeduldig; aus den nervösen Gesten, mit denen er die Eltern beruhigt, ist zu ersehen, daß er keine Zeit hat.

„Wir müssen nur erfahren, ob sie beim Richter waren,“ sagt er den Eltern leise, doch man kann jedes Wort hören, „in Amerika gibt es so etwas.“

Zu den letzten Worten seines Sohnes nickt Anschel zustimmend und lächelt sarkastisch. Wie er Buchholz mit dem Korb auf der Schulter und dem Gasofen in der Hand und Dwojre hinter ihm kommen sieht, wird er bleich vor Schreck; als er sich endlich wieder gefaßt hat, sagt er:

„Da kommt deine Tochter und auch dein Schwiegersohn mit der Ausstattung.“

Sure Rifke ist so niedergeschlagen, daß sie keine eigenen Worte findet, sondern einförmig, mit einem weinenden Ton, als läse sie im Frauengebetbuch, ihres Mannes Worte wiederholt:

„Meine Tochter, mein Schwiegersohn mit der Ausstattung.“

„Vater, was treibst du? Wir sind in Amerika, hier hat jeder Boy und jedes Mädel das Recht...“ Salomon beendet den Satz nicht, da das Paar inzwischen oben angelangt ist.

„Ich weiß, mein Sohn, ich weiß. Das ist Amerika!“ — Anschel nickt dem ankommenden Buchholz zu.

Wie Buchholz die Situation begreift, bleibt er, ohne den Korb von der Schulter zu nehmen, stehen und blickt Dwojre ratlos an. Doch Dwojre faßt sich bald. Sie erschrickt nicht, sie wundert sich nur; doch ihre Verwunderung kommt ein wenig gemacht heraus (offenbar hatte sie Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten):

„Vater, Mutter, wie kommt ihr her?“ fragt sie.

„Wir sind sehen gekommen, mit wem du durchgegangen bist, was für einen Millionär du dir ausgesucht hast — in Amerika geht man doch mit Millionären durch. Die Zeitungen schreiben davon...“

„Vater, Vater“ — ärgerlich winkt Salomon mit den Augen.

„Gehen wir ins Zimmer, dort können wir darüber besser sprechen,“ sagt Dwojre gelassen, „die Nachbarn könnten sonst herauskommen.“

„Sie hat recht!“ wirft der Älteste ein.

Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, kann Buchholz gerade jetzt den Türschlüssel nicht finden. Er stellt den Korb auf den Boden und es dauert eine gute Weile, bis er alle Taschen ausleert — dadurch läßt er Dwojres Angehörige den Inhalt seiner Taschen sehen und dies kann selbstverständlich seine Reputation in ihren Augen nicht gerade heben. Endlich findet er den Schlüssel, öffnet und läßt die Besucher eintreten.

Im „Salon“ angekommen, geht Anschel, den Stock in der Hand, hin und her und sieht sich in Buchholz' Häuslichkeit um, betrachtet eingehend die Tonfiguren, die in nasse Tücher gehüllt mitten im Zimmer stehen.

„Ich brauche nur den Palast anzusehen, dann weiß ich schon, wer der Graf ist“, sagt er halb für sich.

„Du hast mir einen Brief zurückgelassen, Tochter, daß du das Haus verläßt und nie mehr zurückkehrst“ — die Mutter zerknüllt ein Blatt Papier, das sie in der Hand hält. „Womit habe ich das verdient? Was habe ich dir getan, mein Kind?“ Sure Rifke hat ihre Sprache wiedergefunden.

„Warum betrauert ihr sie? Ist sie denn, Gott behüte, gestorben? In Amerika kommt so etwas vor“, sagt der Älteste mit gutem Humor, um die ganze Angelegenheit auf einen geraden Weg zu bringen. „Meine Eltern sind noch ‚grün‘, hängen noch an den Gewohnheiten von daheim“, wendet er sich an Buchholz. „Sprechen wir zur Sache: Meine Schwester ist vom Hause weg und so sind wir gekommen, um uns zu erkundigen, mit wem sie weg ist und wohin sie weg ist. Wir wollen Ihre Absichten wissen. Wir sind die Angehörigen und haben ein Recht, es zu wissen.“

Buchholz stand mitten im Zimmer und wußte nicht, was er tun und was er sagen sollte. Er nickte nur zu allem, was Salomon sprach, geistesabwesend mit dem Kopf, als wäre er mit ihm vollkommen einverstanden.

„Ein Mädchen geht mit einem Boy vom Hause durch, da wollen wir doch wenigstens wissen —

ist sie rechtmäßig getraut? War sie beim Richter?“

„Dwojre ist meine Frau, meine richtige Frau,“ — Buchholz schlägt sich an die Brust — „meine richtige Frau, yes, yes, meine richtige Frau“, schrie er so laut, daß Salomon erschrak.

„Da ist es doch alright, was wollt ihr haben?“ wendet sich Salomon an die Eltern und fügt erklärend hinzu: „In Amerika ist das üblich; wenn ein Boy ein Mädcl lieb hat, braucht er die Eltern nicht zu fragen. Er kann mit ihr zum ersten besten Richter gehen“, sagt Salomon zum Vater in begütigendem Ton (in seinem Innern war er sehr zufrieden, daß Dwojres Heirat ihn kein Geld kostete).

„Was ist alright? Sind sie getraut?“ fragt Ansel befehlend.

„Du hörst doch, sie ist seine Frau. Da haben sie gewiß geheiratet. Ich gratuliere herzlich! Ich bin Dwojres Bruder — Zlotnik, Salomon Zlotnik, von der Firma Aronson Shoe Company. Dwojre, warum schweigst du, warum stellst du mich nicht deinem Manne vor?“

„Was ist alright, was?“ ruft Ansel unaufhörlich dazwischen. „Sind sie beim Rabbiner getraut? Das will ich wissen — ja oder nein?“

„Warum schreist du? Was meinst du, — ist es denn die alte Heimat? Hier kann auch ein Richter eine Trauung vornehmen.“ Salomon will Buchholz beweisen, daß er kein „Grüner“ mehr ist, sondern über die amerikanischen Bräuche Bescheid weiß.

„Womit habe ich das verdient? Ich habe geglaubt, ich würde das Glück haben, dich an meinem Arm

zum Traualtar zu führen“, läßt sich nunmehr auch Sure Rifke hören.

„Gans, zum Traualtar führen! Wen zum Traualtar führen? Das ist Amerika! Komm, augenblicklich fort! Ich will nicht im Umkreis ihrer vier Ellen stehen! Ich will sie nicht mehr vor Augen sehen! Du siehst doch, das ist Amerika! Nicht getraut“ — Ansel zieht Sure Rifke hinter sich her.

„Warum hast du mir das angetan? Womit habe ich das verdient?“ — ein neuer Tränenstrom ergießt sich aus den Augen der Mutter, die ihre Arme nach Dwojre ausstreckt.

„Ich habe nicht anders können, Mutter“, antwortet Dwojre und blickt zur Seite.

„Dummes Weib, was stehst du hier? Mit wem läßt du dich ein? Das hat ja kein Herz! Augenblicklich kommst du mit!“ — Ansel zieht Sure Rifke fort.

„Es sind ‚Grüne‘, sie sind noch nicht lange im Lande“, entschuldigt Salomon seine Eltern vor Buchholz.

Als sie allein blieben, ging Dwojre auf Buchholz zu und schmiegte wie ein Lamm ihr Köpfchen an seine breite, starke Brust; er barg und schützte sie mit seinen großen starken Händen.

Sure Rifke versteht die Welt nicht mehr

Dwojres Fortgehen erschütterte so sehr den Bestand des Hauses, das sich im neuen Lande schon zu festigen schien, daß Sure Rifke den Boden unter ihren Füßen schwanken fühlte. Ansel ging aufgeregt und böse umher; Dwojres Name war seit der Szene in Buchholz' „Atelier“ nicht über seine Lippen gekommen, doch es war ihm anzusehen, daß er sie nicht einen Augenblick vergaß; er kränkte sich bei Tag und Nacht, und da er niemanden hatte, an dem er seinen Kummer und Ärger auslassen konnte, ließ er es Sure Rifke entgelten. Was sie tat, war ihm nicht recht. Das Essen schmeckte ihm nicht, die Arbeit gefiel ihm nicht und mit den Kindern lebte er in fortwährendem Hader.

Mit den älteren anzubinden, hatte Ansel Angst. Mosesleben war jetzt nach Dwojres Fortgehen (und bei den großen Ausgaben für die neue Wohnung, in die sie übersiedelt waren) der hauptsächlichste Ernährer der Familie; der nächste an Jahren, Jojne Gedalje (der sich jetzt kurz Jojne nannte), studierte wohl, doch bei Tag arbeitete er schwer, um der Mutter jede Woche ein paar Dollar für den Haushalt geben zu können. Ansel fragte sich, was er tun würde, wenn auch die zwei das Haus verließen? Dagegen ließ er an den jüngeren Knaben seinen

ganzen Unmut aus, als wäre es etwas Besonderes, daß man in Amerika nicht jeden Tag betete. Darüber geriet Ansel unauhörlich in Wut und fuhr auf die Jungen los: „Wann wirst du schon mit einer Schickse durchgehen? Wann wirst du dich taufen lassen? Das ist doch Amerika!“ Die Jungen blieben ihm die Antwort nicht schuldig und so gab es ständig Zank und Streit, der Sure Rifke das Leben noch schwerer machte.

Und gar die Nächte! Sure Rifke kann nicht schlafen und Ansel schließt auch kein Auge. Wenn er weiß, daß Sure Rifke wach ist, hält er an sich; doch sobald er sie schlafend glaubt, wirft er sich die ganze Nacht auf seinem Bett hin und her und seufzt: „O Gott! Nicht getraut!“

„Ansel, schläfst du nicht? Was hast du, Ansel?“

„Ich schlafe, ich schlafe“, brummt Ansel, um Sure Rifke zu beruhigen, und wendet sich so heftig nach der anderen Seite um, daß das Bett unter ihm ächzt.

„Soll ich vielleicht zu ihr hinaufgehen?“

„Mondkalb, wozu willst du hinaufgehen, was? Daß sie von ihm weggeht? Das ist doch noch schlimmer, begreifst du das nicht?“

„Nein, Gott bewahre, sie soll Hochzeit mit ihm haben, sie ist doch ein jüdisches Kind.“

„Sie sagt doch, daß sie mit ihm schon Hochzeit gehabt hat, nach amerikanischer Art, — wozu wirst du hinaufgehen?“

„Hat sie sich denn getauft oder aufgehängt?“ — Sure Rifke will ihre Tochter entschuldigen.

„Gans, Schaf, Kuh!“ — Ansel führt die ganze Menagerie vor.

Da schweigt Sure Rifke.

Doch es läßt ihr keine Ruhe. Wenn sie am Vormittag bei der Wäsche steht und sich daran erinnert, daß ihr Kind, ihre Tochter, ohne getraut zu sein, mit einem fremden Mann unter einem Dache lebt, da geht ein Beben durch ihren Leib, ihre Knie knicken vor Schreck ein und ihr Herz klopft bis zum Hals hinauf. Dann wirft sie das Tuch um und läuft auf die Straße: „Ach was, ich werde doch nicht auf Ansel hören und mein Kind allein lassen!“ Sie läßt die eingeweichte Wäsche stehen und läuft fort. Wohin? Sie weiß ja nicht einmal, wo ihre Tochter wohnt. Damals hat sie der Älteste hingeführt. So läuft Sure Rifke einige Häuser der Straße entlang und kehrt wieder zu ihrer Wäsche zurück.

Sie wartet, bis Mosesleben von seinem Dorfgang zurückkommt. Mosesleben ist klug, mit ihm kann die Mutter sich beraten. Mosesleben kommt, die Pakete auf der Schulter. Sure Rifke wartet, bis der Vater zur Arbeit geht. Wenn sie dann mit dem Sohn allein bleibt, bereitet sie ihm ein Frühstück, wie er es liebt: Eier mit gebratenen Zwiebeln; und da sie sieht, daß es ihm schmeckt, stellt sie sich neben ihn.

„Mein Kind, du sollst so leben und gesund sein, wie du mich zu Dwojre führen wirst, — ich muß sie sehen!“

„Mutter, das hat keinen Zweck,“ sagt Moses, „misch’ dich nicht drein, du wirst die Sache nur noch schlimmer machen! Wie sie sich gebettet hat, so mag sie liegen.“

„Es läßt mir aber keine Ruhe. Das Herz krampft sich mir zusammen, wenn ich daran denke.“

„Was wird das Ende deiner Einmischung sein? Er wird sie stehen lassen und auf und davon gehen. Weißt du denn, wie sie mit ihm steht?“

„Mein Kind, ich habe keine Ruhe, wenn ich daran denke, daß meine Tochter, ohne getraut zu sein, mit einem fremden Manne zusammenlebt!“ — Die Mutter kneift sich die Wangen.

„Was redest du, Mutter? Sie ist doch seine Frau! Sie haben ja bei Gericht geheiratet. Salomon hat dir schon gesagt, daß das in Amerika genau so eine Heirat ist wie eine beim Rabbiner. Begreifst du jetzt, weshalb ich dich nicht zu ihr führen will? Du wirst ihm Vorwürfe machen, — er ist ein amerikanischer Boy — und du kannst noch alles zerstören! Verlaß dich auf sie, sie weiß, was sie tut!“

„Mein Kind, ich werde dir keine Ruhe lassen, du mußt mich zu ihr hinführen! Ich will sie wenigstens noch einmal sehen. Ich schwöre, daß ich davon nicht sprechen werde; ich will sie nur sehen. Sie ist doch mein Kind, hat sie sich denn getauft oder aufgehängt?“ — Die Mutter bricht in Tränen aus.

„Aber, Gott bewahre! Alles ist allright, doch du sollst dich nicht dreinmischen!“

Es ist eigentlich nicht recht klar, warum die Zlotnik Brothers (so nannten sich Salomon und Moses jetzt) gegenüber Dwojre die Taktik der „Nichteinmischung“ einschlugen und die Mutter nicht zu ihr lassen wollten. Ansel wollte, wie gesagt, von ihr nichts wissen und nichts hören. Doch selbst die Söhne waren der Ansicht, es sei besser, wenn die Eltern sich nicht einmengten. „In Amerika mischt man sich in solche Angelegenheiten nicht ein, selbst die Eltern tun es nicht“, erklärten sie immer wieder.

Doch Sure Rifke war diesen Ermahnungen unzugänglich; sie jammerte, weinte und bat so lange, bis Moses sich ihrer erbarmte und sie eines Tages zu Dwojre führte, doch nicht in die Wohnung, sondern zu ihrem Arbeitsplatz.

„Sie arbeitet? Sie hat geheiratet und arbeitet noch? Was ist das für eine Ehe?“ fragte die Mutter verwundert.

„Fängst du schon wieder an? In Amerika mengt man sich in solche Angelegenheiten nicht ein! Weißt du denn, wie sie mit ihm steht? Und was wirst du tun, wenn er sie stehen läßt und durchgeht? Wird es dann besser sein?“ flüsterte Moses der Mutter ins Ohr.

„Gut, gut, ich verspreche dir, mein Kind, daß ich davon gar nichts reden werde. Das Herz wird mir brechen, aber ich werde nichts sagen.“

Mosesleben führte die Mutter zu Dwojres Arbeitsplatz und die Mutter stand auf der Straße und wartete, bis ihr Kind aus dem Shop kam.

Als sie Dwojre von der Ferne kommen sah, noch immer in das alte Kostüm und die Fuchsboa gekleidet, die Mosesleben ihr zu den Feiertagen gekauft hatte, da krampfte sich der Mutter Herz zusammen. „Wo ist deine Ausstattung, meine Tochter?“ sagte sie kopfschüttelnd zu sich und ging aus ihrem Versteck auf die Tochter zu.

„Guten Abend, Tochter.“

Dwojre fuhr erschreckt zusammen.

„Mutter, was tust du hier?“ sagte sie mit ihrem gewohnten guten Lächeln, als wäre nichts geschehen.

„Ich bin nur gekommen, um dich zu sehen. Du arbeitest noch immer, mein Kind? Hast geheiratet

und arbeitest?“ Tränen schießen in Sure Rifkes Augen.

„Arbeitest du denn nicht? Du hast doch auch geheiratet.“ — Dwojre umarmt die Mutter lächelnd.

„Ich arbeite für meine Kinder.“

„Und ich arbeite für meinen Mann. Du hast doch auch für deinen Mann gearbeitet.“

„Und wo ist deine Ausstattung? Noch immer dasselbe Kostüm und der Fuchs!“

„Warum hast du mir keine Ausstattung gemacht?“ fragt Dwojre lächelnd.

„Hast du's denn dazu kommen lassen? Es hat ja niemand gewußt, daß du heiratest, mein Kind!“

„Und wenn du es gewußt hättest, hättest du mir sie gemacht? Aus deinem alten Brautkleid?“

„Ich habe dir wirklich eine seidene Spitze weggelegt. Wenn Gott geben wird...“ Sure Rifke vergaß, was sie sich vorgenommen hatte.

„Möge das deine größte Sorge sein, Mutter! Sag' mir lieber, wie steht es mit deiner Gesundheit und wie kommst du ohne meinen Zuschuß in der neuen Wohnung aus bei so großen Ausgaben?“ — Dwojre umarmt die Mutter abermals.

„Es ist genug schwer, mein Kind. Ich pläge mich sehr und wenn der Erste kommt, weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht.“

„Und Moses?“

„Laß Moses nur; er tut, was er kann, mehr als er kann; nach Gott kommt gleich mein Moses. Was würde ich ohne ihn anfangen?“

„Du solltest vielleicht jemanden in Miete nehmen, an meiner Stelle. In der neuen Wohnung ist ja genug Raum.“

„Die Männer wollen es auch, doch ich will nicht. Ich warte noch immer auf dich, mein Kind, — vielleicht kehrst du zurück...“

„Ich zurückkehren? Und wo werde ich mein Kind lassen?“ lacht Dwojre auf.

„Dein Kind?“ fragt die Mutter.

„Ja, ja, Mutter. Du hast deine Kinder und ich habe mein Kind.“ Sie umarmt die Mutter und küßt sie. „Also, bleib’ gesund, Mutter, mein Kind wartet auf mich, ich muß nach Hause, das Abendessen herrichten“, sagt Dwojre, um einem Gespräch über ihre Heirat auszuweichen; überdies hat sie gesehen, daß Moses hinter einem Obststand steht und wartet.

„Dwojre, Dwojre!“ ruft ihr die Mutter nach.

„Ich werde dich bald wiedersehen, Mutter,“ sagt Dwojre, einer Tramway zueilend, „hier kommt mein Wagen.“

„Mein Kind, ich verstehe diese Welt nicht, ich verstehe sie nicht mehr, es ist Zeit, daß ich sterbe“, sagt Sure Rifke zu Moses, der sie erwartet.

Es blinken und blitzen Sure Rifkes Töpfe

Sure Rifke lag des Nachts auf ihrem Bett und dachte daran, was geschehen würde, wenn sie tot wäre. Sie ließ alle ihre Kinder an ihrem Auge vorbeiziehen: „Eigentlich sind alle meine Kinder schon versorgt und mein Leben hat keinen Zweck mehr. Schlojme hat geheiratet, Dwojre auf ihre Weise ebenfalls, Mosesleben wird sich schon Rat schaffen, das ‚Lernkind‘ Jojne erhält sich ebenfalls allein, auch die zwei Boys brauchen die Mutter nicht mehr; sie werden ohne mich groß werden.“

Sure Rifke geht es nur um Anschel und um ihr jüngstes Töchterchen: „Wie wird sich Anschel ohne mich zurechtfinden? Und wer wird Mascha ihr Schulkleidchen auswaschen? Wer wird auf Anschel acht geben? Wie wird er sich ohne mich zurechtfinden?“

Sure Rifke hat die Empfindung, daß ihr eine lange Reise bevorsteht, — für die muß sie sich schließlich doch vorbereiten und die Ihren allein lassen. Sie stellt sich das Haus vor, wenn sie nicht mehr da ist: Anschel steht früh auf, noch in der Dämmerung, und statt zu beten, steht er in der Küche und kocht Kaffee für die Kinder. Müde kommt er von der Arbeit heim, mühsam schleppt er seine Beine vorwärts, und statt sein Essen auf dem Tisch zu finden,

muß er es sich erst in der Küche zubereiten. Eine fremde Frau wird er sicher nicht ins Haus nehmen! Und Ansel steht beim Ausguß und wäscht das Kleidchen für Mascha, damit sie morgen in die Schule gehen kann. Während Sure Rifke damit beschäftigt ist, sich die Zukunft auszumalen, hustet Ansel plötzlich und weckt sie aus ihren Phantasien. Sie macht sich selbst Vorwürfe: „Weiß ich denn, was ich denke? Wie ist das möglich — ich fortgehen? Es ist noch nicht Zeit.“

Sie hat große Lust, weiter im Bett zu liegen und nachzudenken, nachzudenken, — bis sie einschläft. Sie ist müde und schläfrig. Alle ihre Glieder sind matt und liegen kraftlos auf dem Bett. Auch wenn sie wollte, könnte sie sich nicht zusammenraffen: „Die Müdigkeit ist so süß, o, wenn ich doch immer so liegen könnte, liegen!“

Die Uhr schlägt sechs. Sure Rifke weiß, daß sie aufstehen soll; sie muß aufstehen, es ist höchste Zeit. Ansel hat sicher schon die Augen offen, aber er wagt nicht, sich zu rühren, um sie nicht zu wecken; sie kennt ihren Ansel.

„Ich darf ja nicht mehr liegen, es wird doch spät“, denkt sie und steht doch nicht auf. „Warum stehe ich nicht auf? Was für einen Feiertag mache ich mir? Aber das Liegen ist so gut! Nie war’s so gut, im Bett zu liegen, wie jetzt.“

Sure Rifke sieht, wie Ansel die Füße aus dem Bett streckt und sich anzieht; am anderen Ende des Zimmers bewegt sich auch etwas, — Mosesleben ist erwacht. Wie wird das enden? Ihr tut heute nichts weh, im Gegenteil, sie fühlt sich so wohl, so leicht! Nur müde ist sie und will liegen.

„Sure Rifke,“ sagt Ansel, „fehlt dir etwas?“
„Nein. Ich weiß nicht, ich habe keine Lust aufzustehen.“

Darauf ist Ansel nicht vorbereitet. Daß sie keine Lust hätte aufzustehen, hat er noch nie von ihr gehört.

„Nun, wenn du keine Lust hast, bleib’ liegen.“

„Und wer wird dir das Frühstück machen?“

„Das Frühstück wird schon fertig werden.“

„Aber geh, geh’ “ — sie will sich erheben und kann es nicht.

„Ansel,“ sagt sie, „ich weiß nicht, was mir ist.“

„Du hast dich wahrscheinlich erkältet. Bleib’ den Tag über im Bett, dann wirst du dich am Abend wohler fühlen.“

„Du hast recht“, sagt sie und legt sich wieder nieder.

Ansel wundert sich, daß Sure Rifke so schnell nachgibt. „Das ist sonst nicht ihre Gewohnheit“ — kommt es ihm in den Sinn; er gibt sich einen Ruck und tritt an ihr Bett:

„Fehlt dir etwas? Tut dir etwas weh?“

„Nein. Mir fehlt nichts. Nur müde bin ich.“

„So bleib’ den Tag über im Bett, da wirst du dich ausruhen.“

„Ich glaube, das wird das Beste sein“, sagt Sure Rifke und streckt ihre müden Beine aus.

Ansel wundert sich. „Das ist sonst gar nicht ihre Gewohnheit“ — geht es ihm durch den Kopf.

Es war spät am Tag und Sure Rifke besann sich:
„Ich darf doch nicht liegen bleiben!“

In der alten Wohnung hatte sie Nachbarn gehabt, die Mascha hätte bitten können, das Abendessen anzurichten; hier in der neuen Wohnung hatte sie noch keine Zeit gefunden, die Nachbarn kennenzulernen; sie waren ihr fremd und fremde Leute wollte sie nicht belästigen. So beschloß Sure Rifke, liegen zu bleiben, bis die Kinder aus der Schule kämen.

Sie liegt in ihrem Bett und verfällt in Traumphantasien. Ihr ist, als sei sie gestorben, — es tut ihr so wohl, daß sie gestorben ist! Sie liegt im Bett, ihre Glieder sind lang ausgestreckt und sie muß sie nicht bewegen, muß nicht aufstehen, niemals mehr. Sie braucht sich keine Sorgen mehr zu machen, nicht an den Ersten zu denken; die Miete, die Wäsche und Kleider für die Kinder, die Rechnungen in den Geschäften — nichts geht sie an, alles ist in Ordnung, alles erledigt sich von selbst, die Wäsche wäscht sich selbst, die Kinder wachsen von selbst, das Essen wird von selbst gar, die Wohnung ist von selbst aufgeräumt und sie, Sure Rifke, muß nichts mehr tun als liegen, liegen, liegen.

Dann taucht ihre Kindheit vor ihr auf, Stück um Stück, wie die Blätter eines Buches. Ihre Mutter ist eingetreten, sie trägt den breiten, türkischen Schal mit dem Stirntuch. Sure Rifke wundert sich selbst, daß ihre Mutter da ist. Sie weiß, — ihre Mutter ist gestorben und liegt in Lentschitza begraben (Sure Rifke erinnert sich dabei, daß sie nicht einmal das Grab ihrer Mutter besucht hat, bevor sie nach Amerika fuhr). Wieso ist die Mutter jetzt in Amerika? Wie ist sie übers Meer gekommen? Ein Wunder — geht es Sure Rifke durch den Kopf —, ein Wunder!

Inzwischen hat sich das Zimmer verwandelt, jetzt ist es wieder die Kellerstube, aber zugleich das große Zimmer daheim in Gostynin. Ach, da sind ja auch die drei dicken Balken an der Decke! Der mittelste ist der dickste, von ihm hängt an einem Haken die kleine Hängelampe herab. Sure Rifke wundert sich: „Was ist das? Wo bin ich? In der alten Heimat? In Amerika?“ — Alle Wohnungen, die sie bewohnt hat, verschwimmen vor Sure Rifkes Augen zu einem Zimmer und es ist Freitagabend, ihre Töpfe stehen gewaschen und gescheuert auf dem Wandbrett. Dwojrele steht in einer Ecke beim Herd und wäscht sich den Kopf: Dwojrele ist noch ein kleines Mädchen, Jojne Gedalje noch ein kleiner Knabe und Itsche Majer liegt der Mutter noch im Arm.

„Ich muß doch aufstehen! Warum liege ich immer noch? Anschel wird bald aus dem Tempel kommen“ — Sure Rifke reißt sich aus ihrem Schlummer empor. Sie erwacht und sieht ihr Töchterchen, die kleine Mascha, die eben aus der Schule heimgekommen ist.

„Wo war ich nur?“ besinnt sich Sure Rifke — „In Amerika oder in der alten Heimat?“

Und sie bleibt weiter liegen, jetzt schon wach und mit offenen Augen. Sie blickt auf Mascha und beginnt zu begreifen, was mit ihr geschehen ist.

„Und was wird mit ihr sein? In wessen Obhut lasse ich sie?“ geht es Sure Rifke durch den Kopf.

Dieser Gedanke enthüllt ihr das ganze Elend ihres Kindes.

„Wer wird ihr den Kopf waschen?“ fragt sie sich. „Was für einen Feiertag mache ich mir?“ — gewaltsam erhebt sich Sure Rifke vom Bett und streckt

die Füße aus — „Es ist noch nicht Zeit, noch nicht Zeit!“

Sure Rifke tat ein paar Schritte; ihre Knie knickten ein, es schwindelte ihr vor den Augen, der Kopf schien sich vom Körper loszureißen und brennend irgendwo in der Höhe zu schweben.

„Ma, Mutter! Was hast du?“ — die Kleine lief auf die Mutter zu, die plötzlich umgesunken war.

Ma antwortete nicht.

„Ma, Ma!“ schrie das Kind und öffnete die Tür.
„Ma...“

Nachbarn kamen und trugen Sure Rifke auf ihr Bett.

Als Ansel von der Arbeit heimkam, fand er den ältesten Sohn und dessen Frau bei der Mutter Bett. Auch ein Arzt war da, der mit Salomon heimlich flüsterte. Die Kinder waren still, gingen auf den Zehenspitzen oder saßen in den Winkeln. Ansel lief zum Bett. Sure Rifke lag im Fieber und hatte glühendrote Wangen. Die wenigen grauen Haare, die das weiße Kopftuch freiließ, waren vom Fieberschweiß feucht und klebten an der Stirn. Sure Rifke sah eigentlich gesund aus; nie hatte Ansel sie so blühend, mit so roten Wangen gesehen. Nur ihre Lippen waren blau verfärbt. Sie lag mit offenen Augen da und blickte ängstlich umher. Als sie ihren Ansel beim Bett sah, schaute sie ihn mit großen Augen an, als wollte sie ihn um Verzeihung bitten, daß sie krank war.

„Surele, was hast du?“ — Ansel nannte seine Frau mit dem Kosenamen, den er ihr bloß in zärtlichen Augenblicken zu geben pflegte.

„Anschel“, stammelte sie und streckte ihm ihre harte, abgearbeitete Hand entgegen, die jetzt unnatürlich bleich war.

„Was hast du, Sureleben?“ fragt Anschel ängstlich.

„Ich weiß nicht, Anschel“ — sie schüttelt den Kopf.

„Was sagt der Doktor?“ — Anschel wendet sich an den Sohn und hält dabei mühsam seine Tränen zurück.

„Die Mutter muß ins Hospital.“

„Ins Hospital?“ fragt Anschel verwundert.

„Man weiß noch nicht, was ihr fehlt“, sagt der Älteste.

„Man weiß noch nicht, was ihr fehlt?“ — Anschel wiederholt verwundert des Sohnes Worte.

Der Sohn und die Schwiegertochter gehen nach Hause. Die Kinder ziehen sich in die Küche zurück. Anschel bleibt allein im Zimmer. Er sitzt an Sure Rifkes Bett und seine Augen blicken, ebenso wie die seiner Frau, ins Leere; er denkt an irgend etwas, wiegt sich wie beim Beten hin und her und schweigt; nur von Zeit zu Zeit fragt er:

„Surele, tut dir etwas weh?“

Sure Rifke schüttelt den Kopf.

Anschel sitzt am Bett und wiegt sich wie beim Beten hin und her.

„Anschel, geh' essen!“ Für diese wenigen Worte bietet Sure Rifke alle ihre Kräfte auf. „Die Kinder werden kochen.“

„Ich werde schon essen“ — Anschel macht eine Handbewegung, bleibt sitzen und wiegt sich weiter hin und her.

Dann kommt Moses, die Pakete auf den Schultern. Schon in der Küche merkt er, daß mit der Mutter etwas vorgefallen sein muß. Er errät es aus der Stille der Kinder.

„Was ist geschehen?“

„Ma ist krank.“

Moses legt hastig die Pakete nieder und geht mit leisen Schritten zur Mutter ins Zimmer. Er sieht den Vater an und erkennt ihn kaum, — der Vater scheint in den wenigen Stunden, die ihn Moses nicht gesehen hat, viel älter geworden zu sein, weit mehr grau und gebückt. Moses erschrickt und tritt mit leisen Schritten an das Bett. Der Vater fährt aus seinem Sinnen auf und bemerkt den Sohn:

„Ha, Mojsche?“

„Was fehlt der Mutter?“

„Die Mutter ist plötzlich krank geworden, sie muß ins Hospital.“

„Ins Hospital?...“ wiederholt Moses.

Die Mutter blickt mit großen glänzenden Augen auf den Sohn. Moses steht beim Bett und fängt den Blick der Mutter auf. Ihre Augen scheinen ihn um etwas zu bitten; sie blickt auf ihn wie ein stummes Tier, das nicht sprechen kann, und bittet ihn um etwas.

„Mutter!“ flüstert Moses.

„Willst du etwas, Sureleben?“ — Ansel neigt sein Ohr gegen ihre Lippen.

„Mein Sohn“, flüstern die Lippen der Mutter.

„Sie sagt ‚mein Sohn‘“ — Ansel wiegt sich andächtig hin und her.

Die Nacht wurde durchwacht. Immer wieder bat Moses den Vater, er möge sich im anstoßenden Zimmer niederlegen; doch Ansel schwie. Von dem Augenblick an, da er sich an das Bett seiner Frau gesetzt hatte, blieb er sitzen, wiegte sich unaufhörlich wie beim Beten hin und her und schwieg. Sure Rifke schaute ihn an und bat stumm mit den Augen, er möge sich niederlegen; manchmal bewegte sie auch die Lippen: „Ansel, Ansel!“

„Surele“ — Ansel neigte sein Ohr gegen ihre Lippen.

„Geh' schlafen, Ansel!“ flüsterte sie.

„Nein“ — Ansel schüttelte den Kopf und blieb sitzen.

Die Mutter war bei voller Besinnung und bemerkte alles, was um sie vorging, obwohl sie in hohem Fieber lag und vor Schwäche nicht schlafen konnte. Ihre Augen sprachen. Sie konnte sie keinen Augenblick schließen und durch sie führte sie ihre Gespräche, bald mit dem Mann, bald mit dem Sohn. Die Sprache ihrer Augen war die richtige; sie sagten das, was die Lippen nie auszudrücken imstande gewesen wären. Bald nahm sie von den Ihren Abschied, bald tröstete sie sie, bald bat sie um etwas. Die Mutter hatte die Augensprache gewählt, denn sie eignete sich besser für das, was sie sagen wollte. Moses wußte, warum ihn die Mutter ansah und was sie von ihm wollte, woran sie dachte; er versprach es ihr mit seinen Augen und die beiden Augenpaare verstanden einander. Die Mutter verlangte und er versprach alles zu tun, was sie von ihm wünschte; er übernahm es an der Mutter Krankenbett, wenn, Gott behüte, etwas geschehen sollte, für die kleinen Kinder zu

sorgen, bis sie erwachsen seien. Die Mutter hörte das Versprechen, das er in seinem Innern gab, und nach diesem Zwiegespräch der Augen wurde sie ruhiger. Eine Erleichterung kam über sie und sie gab sich freiwillig in irgend jemandes Obhut. Müde schloß sie die Augen und schien zu schlafen. Doch sie schlief nicht. Bald fuhr sie wieder auf, von einem beunruhigenden Gedanken gequält; etwas war noch nicht erledigt; wieder wandte sie sich mit ihrem bittenden, hilflosen Blick an Moses. Moses verstand, was sie meinte.

„Soll ich Dwojre rufen?“ flüsterte er.

„Was fällt dir ein?“ — Anschel fuhr auf.

„Ich glaube, die Mutter wünscht es“, sagte Moses und blickte dabei zur Mutter hin.

„Es ist doch noch Zeit, jetzt ist Nacht“ — Anschels Gesicht verzerrte sich schmerzlich.

Moses blickte zur Mutter hin, wie um sie zu beruhigen. Stumm nickte er mit dem Kopf und die Mutter verstand ihn. Sie senkte ihre Augenlider halb auf die starren Augäpfel und die großen gelben Augäpfel dankten ihm.

Als am nächsten Morgen die Wärter die Mutter auf der Tragbahre in das Hospital trugen, wurde sie durch das Weinen und Schreien ihrer Kinder für einen Augenblick wach. Auf der Tragbahre liegend, riß sie noch einmal die Augen auf. Sie war aber nicht mehr bei Bewußtsein.

Als man sie durch die Küche trug, fiel ihr Blick auf die Töpfe, die auf dem Wandbrett über dem Herd standen. Es war ihr, als blinkten und blitzten sie wie noch nie. Sie wunderte sich: „Wer hat mir die Töpfe für den Sabbat so blank gescheuert?...“

Im Tempel brennen Kerzen

Vor dem Gebäude des Hospitals gingen die Kinder, einsam wie verirrte Schäflein, mit roten, vom Weinen geschwellenen Augen auf und ab. Sie sprachen leise miteinander. Am Tor, hart am Tor stand Ansel. In den wenigen Tagen von Sure Rifkes Krankheit war er eingetrocknet und zusammengeschrumpft wie eine Zitrone. Die Haare seines Bartes waren steif und stachelig geworden. Unermüdlich stand er am Tor und wollte immer wieder hinein, doch jedesmal schlug der Pförtner die Tür zu. Ansel straffte sich, als wäre er ein einziger Muskel, und haderte immer wieder:

„Was heißt das — sie lassen uns nicht hinein?“

„Es ist so Vorschrift.“

„Ach, was! Vorschrift! Hier geht es um ein Menschenleben!“

Der Älteste, der neben Moses stand und mit ihm flüsterte, trat auf den Vater zu und suchte ihn zu beruhigen:

„Man wird dich bald hineinlassen. Ich habe mit dem Verwalter gesprochen. Sie wird in ein separates Zimmer überführt.“

„Sie wird überführt, sie wird überführt, das heißt, das heißt?“ Ansel biß sich die Lippen blutig.

„Mit der Mutter steht es sehr schlecht“, sagte

der Älteste und hielt sich die Hand vor die Augen.

„Das heißt, das heißt, das heißt?“ Anschel biß sich unaufhörlich in die Lippen. „Warum lassen sie uns dann nicht hinein?“ — er runzelte die Stirn.

„Sie werden uns bald hineinlassen“, sagt der Älteste weinend.

Moses verbirgt sein Gesicht in den Händen und weint laut, an einen Kandelaber gelehnt. Da die zwei Knaben, die in einiger Entfernung zusammen mit ihrem Bruder Jojne Gedalje stehen, die älteren Brüder weinen sehen, beginnen sie ebenfalls zu weinen.

Mascha ist nicht hier, Salomons Frau hat sie zu sich genommen. Nur Dwojre steht abseits von allen übrigen, sie trägt noch immer ihr Kostüm und die gelbe Fuchsboa. Niemand spricht mit ihr. Sie ist das einzige unter den Kindern, das nicht weint. Ihr Gesicht ist traurig-ernst und doch liegt auf ihren Lippen etwas wie ein Lächeln.

Niemand kümmert sich um Dwojre und niemand spricht mit ihr. Sie steht allein, abseits, als wäre sie aus der Familie ausgestoßen. Alle denken, daß sie irgendwie an der Mutter Krankheit mit schuld ist. Sie selbst ahnt diese Gedanken, doch sie hält sich nicht für schuldig und empfindet daher auch gar keine Reue. Trotzig und eigensinnig steht sie auf ihrem Platz und schaut ernst ins Weite.

In der Zeit, da Sure Rifke im Spital lag, sah Dwojre die Mutter zweimal. Einmal hatte die Mutter sie nicht gesehen; sie lag mit geschlossenen Augen da. Beim zweitenmal hatte die Mutter die Augen offen. Als Dwojre bei ihr eintrat, heftete die Mutter ihre Augen auf sie und schaute sie lange stumm an. Sie

sprach nicht, bewegte nicht einmal die Lippen, — sie schaute bloß. Dann wurden Sure Rifkes große Augen feucht. Als die Kinder, die anwesend waren, die Mutter weinen sahen, begannen auch sie zu weinen. Nur Dwojre weinte nicht. Sie stand bei der Mutter Bett und fragte:

„Mutter, erkennst du mich?“

Sure Rifke nickte langsam mit dem Kopf.

Moses, der dabei stand, konnte sich nicht zurückhalten und stieß schluchzend hervor:

„Dwojre, was hast du getan?“

Ärgerlich fuhr ihn der Älteste an:

„Moses!“

Anschel war nicht zugegen. Er wollte Dwojre nicht begegnen...

Jetzt stand Dwojre regungslos vor dem Hospital. Keine einzige Träne war während der Krankheit der Mutter in ihren Augen zu sehen.

Während die Kinder mit schweren Herzen draußen an den Türen und Mauern des Hospitals stehen — befindet Sure Rifke sich in einem großen Tempel. Er ist voll mit langen Sandkisten, in denen, zum Gedächtnis der Toten, große Kerzen stecken, wie es am Jom Kippur Brauch ist. Doch sie brennen nicht. An den Wänden des Tempels stehen auf den Wandbrettern blankgescheuerte blitzende Töpfe, alle für das Passahfest gereinigt. Sure Rifke wundert sich: „Wie kommen Töpfe in einen Tempel?“ Sie sieht die Töpfe näher an und erkennt sie: „Das sind doch meine Töpfe, die ich aus der alten Heimat mitgebracht habe, in denen ich das ganze Jahr das bißchen Essen koche!“ Sie erkennt einen nach dem andern — da ist der große bauchige mit dem ge-

sprungenen Rand, den sie von der Mutter geerbt hat, da ist der, den sie für das Passahfest gekauft hat. Was haben ihre Töpfe im Tempel zu tun?

Im Tempel sind viele Juden versammelt, alle tragen weiße Kittel, doch sie beten nicht — alle warten auf etwas. Und auf dem Almemor sieht Sure Rifke ihren Ansel vor einer offenen Thorarolle stehen, in den Gebetmantel gehüllt, den sie ihm für die Feiertage ausgewaschen hat. Er steht bei der offenen Thorarolle, doch er liest nicht vor. Sure Rifke wundert sich: „Worauf wartet man? Und warum liege ich im Bett? Ich sollte doch aufstehen!“ Doch sie kann es nicht. Sie ist ans Bett festgebunden.

„Warum bin ich angebunden?... Wo ist Ansel? Wohin ist er verschwunden? Er war doch eben erst auf dem Almemor und jetzt ist er nicht da. Niemand ist im Tempel!“ Ganz allein liegt sie in den kahlen vier Mauern und niemand ist da. Unter ihrem Bett öffnet sich eine Grube: „Ich werde mit dem Bett versinken und niemand ist da, Ansel ist nicht da, keines der Kinder ist da. Wo sind sie? Mutter, Mutter, ich bin in einem fremden Zimmer, ganz allein!...“

Erschreckt öffnet Sure Rifke die Augen und schaut sich um. Und sie sieht ihren Mann und ihre Kinder bei ihrem Bett stehen; alle sind da, auch Dwojrele; und Ansel steht ihr zu Häupten, wiegt sich hin und her und sagt etwas mit großer Andacht — sie sieht alles; sie sieht jeden einzelnen: Schlojmele und die Schwiegertochter, die ihr ein schwarzes Spitzentuch geschenkt hat, das sie tragen soll, wenn sie in den Tempel geht. „Dummes Kind, habe ich denn Zeit, in den Tempel zu gehen? Gott wird es

mir sicher verzeihen, ich habe doch für die Männer das Essen zubereiten müssen“, geht es ihr durch den Kopf. Warum weint Mojschele so? Sie will ihm sagen: „Weine doch nicht!“ Wenn er es nur hört — denkt sie —, wenn er es nur hört! Ach, Dwojre ist auch da!

„Ihr habe ich etwas sehr Wichtiges sagen wollen, etwas sehr Wichtiges; die ganze Zeit habe ich daran gedacht und gefürchtet, ich könnte es vergessen, und gerade jetzt habe ich's vergessen! Nein, ich darf es nicht vergessen“ — Sure Rifke reißt mit letzter Kraft die Augen auf und schaut Dwojre an. Sie will ihr etwas sehr Wichtiges sagen, aber die kleinen Kinder schreien so und machen es ihr unmöglich, sich zu erinnern, was sie Dwojre zu sagen hat.

Das Weinen der Kinder schneidet Sure Rifke ins Herz; überdies hat sie vergessen, was sie Dwojre zu sagen hat. Nein, sie darf es nicht vergessen, sie ist ja die Mutter! Jetzt, jetzt hat sie es: „Du sollst wie eine jüdische Frau leben, sonst werde ich im Grab keine Ruhe finden!“

„Jetzt ist es heraus! Sie hat mich sicher gehört, jetzt ist mir leichter, ein Stein ist mir vom Herzen gefallen, ja, ein Stein! Jetzt kann ich mich auch mit den kleinen Kindern befassen: Itschele, du sollst jeden Tag beten und nicht vergessen, nach mir den Kaddisch, das Totengebet, zu sagen; und den Vater sollst du gut behandeln. Versprechet mir, Kinder, daß ihr den Vater gut behandeln, seiner im Alter nicht vergessen werdet. Haben mich die Kinder nur gehört? Ja, ja, sie haben mich gehört, die Kinder haben mir am Totenbett versprochen, zu tun, worum ich sie gebeten habe. Jetzt ist mein

Herz leicht, ganz leicht! Es ist gut — so, jetzt kann ich die Augen ruhig schließen!“

Sure Rifkes Augen wurden starr, müde senkten sich die Lider auf die gelben Augäpfel; sie wandte den Kopf zur Wand.

Doch bald rief das Weinen der Kinder die Mutter wieder zurück: „Ma, darling Ma!“ „Liebste Mutter!“ Noch einmal riß Sure Rifke die Augen auf und sah todesstumm ihre Kinder an. Auch jetzt erkannte sie sie, nur ein wenig verschwommen, sie schienen miteinander vermengt. Doch ihre Ohren hörten deutlich Anschels Stimme. Er weinte nicht, er betete andächtig. Sie suchte ihn mit ihrem Blick, doch sie konnte ihn nicht finden. „Er steht über meinem Kopf und sagt die Gebete.“ Sie wurde ganz ruhig und gab sich willig in irgend jemandes Obhut...

Und dann flammen im Tempel die großen Kerzen in den Sandkisten auf. Es ist so hell im Tempel und alle Juden in den weißen Kitteln und den Gebetsmänteln haben zu beten begonnen. Ihre Stimmen klingen so andächtig. Und auf dem Almemor hinter Sure Rifkes Kopf steht Anshel im Gebetmantel und liest die Thora vor. „Seine Stimme ist so süß, er liest die Thora so innig, mit so viel Inbrunst. Möge er nur Kraft haben!“ — das war Sure Rifkes letzter Gedanke und mit ihm schlief sie beim Klang von Anschels Gebeten ein.

Aus der Nacht kam ihr jemand entgegen. Es war ihre Mutter, im breiten türkisch gemusterten Kleid, das Stirntuch um den Kopf; und sie sprach: „Mein Kind, hab' keine Furcht!“

Das Weinen der Kinder rief Sure Rifke nicht mehr zurück...

Durch die engen Gäßchen der East-Side bewegte sich ein Sarg, der mit dem schwarzen Tuch der Vereinigung „Anshe Emes Bnei Gostynin“ bedeckt war, gezogen von einem hohen, dünnen, weißen Roß. Hinter dem Sarge gingen Anshel und Sure Rifkes acht Kinder; seine Ränder haltend, geleiteten sie ihre Mutter mit Weinen und Jammern, das für einen Augenblick die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich lenkte. Dem Sarge folgten auch einige Landsleute, darunter Reb Itzikl, der Schammes. Ein Wagen fuhr dem Sarge nach, darin saßen Salomons Schwiegereltern mit ihrer Tochter. Auf Moses' Verlangen wurde der Sarg an der Essex-Street vorübergeführt, damit die Nachbarn aus der alten Kellerwohnung Gelegenheit hätten, der „Grünen“ die letzte Ehre zu erweisen. Vor der Kellerwohnung erwarteten tatsächlich die Nachbarn den Zug und begleiteten seufzend den Sarg ein paar Häuserblocks weit. Dann erinnerten sie sich ihrer Pflichten, nahmen mit stummen Blicken von dem Sarge Abschied und kehrten zu ihrem Tagewerk zurück. Bei der Williamsburg-Brücke verließen auch die Landsleute aus Gostynin und Salomons Schwiegereltern den Sarg; die Kinder, die vom Weinen müde waren, setzten sich in den Wagen. Nur Anshel wollte nicht weichen. Die Hand an den Sarg gelehnt, begleitete er Sure Rifke bis zum Friedhof. Die Passanten, die das alltägliche Bild eines Sarges sahen, dem ein einziger Jude folgte, hatten keine Ahnung davon, daß hier ein großer Held zur ewigen Ruhe gebracht wurde...

Das Opfer

Als Dwojre am Abend von der Arbeit kam, fand sie die Tür des Ateliers verschlossen und den Schlüssel an seinem gewöhnlichen Platz. Das war für sie nichts Neues, denn Buchholz pflegte das oft zu tun. Dagegen wunderte sie sich, daß der Ofen, in dem kein Feuer brannte, ganz kalt war; das war ein Zeichen, daß Buchholz den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen war. Dwojre machte sich, wie jeden Abend, daran, das Abendessen zu bereiten, nachdem sie im Ofen Feuer entzündet hatte. Sie erwartete, Buchholz würde jeden Augenblick kommen. Doch als ein gutes Stück Zeit vergangen war, ohne daß er kam, wurde Dwojre ein wenig unruhig. Allein zu essen hatte sie keine Lust, obwohl sie hungrig war. So setzte sie sich beim warmen Öfchen unter der Lampe nieder und wartete auf Buchholz. Dabei dachte sie an ihn, an sich und an noch etwas, das sie so sehr beunruhigte, daß sie sich sogar fürchtete, es könnte jemand ihre Gedanken hören...

Sie ahnte, daß Buchholz mit ihr nicht glücklich war. Gewiß, er liebte sie, doch er war nicht glücklich. Dwojre konnte das begreifen. Ihr Zusammenleben mit Buchholz hatte sie sich ganz anders vorgestellt. Sie hatte gehofft, es würde einem schönen Roman gleichen, wie er in den Büchern steht: sie werde für

ihn arbeiten und er werde sich ausschließlich seinem Ideal widmen, werde die Werke schaffen, über die er mit ihr gesprochen hatte, wenn sie beide im Nebelschein der elektrischen Lichter durch die Straßen spazieren gingen. Deshalb hatte sie alles aufgegeben und war zu ihm gezogen. Doch seit sie mit ihm wohnte, und das waren schon etliche Monate, tat er gar nichts. Er war traurig und schweigsam, ging ziellos in den Straßen umher oder saß müßig im Kaffeehaus. Seine Arbeit hatte er vergessen. Er schuf nicht nur nichts Neues, sondern vollendete auch das Alte nicht und sprach auch nicht mehr davon. Und das große Werk, von dem er geträumt hatte und so begeistert gewesen war, daß Dwojre es für ihre Pflicht hielt, es ihm schaffen zu helfen, schien aus seinen Gedanken verschwunden. Ein paarmal hatte Buchholz Dwojre gebeten, sie möge ihm nackt Modell stehen, und hatte dann einige Skizzen von ihrem Akt gemacht; doch auch die vollendete er nicht und aus allen Plänen und Ideen wurde nichts.

Dwojre erkannte, daß Buchholz mit ihr nicht glücklich war. Seine Traurigkeit und das Fehlen jeglicher Inspiration in der letzten Zeit sagte ihr das. Manchmal — das fühlt Dwojre — will Buchholz seine Trauer und Resignation im Rausch seiner wilden Liebe ertränken... Doch der nüchtern graue Tag geht wieder auf und verscheucht die schönen Träume der berausenden Nacht.

„Wenn dem so ist, wozu sitze ich hier beim Ofen und bei der Lampe, die mein und doch nicht mein ist? Warum störe ich ihn? Mit welchem Recht komme ich jeden Abend aus dem Shop hieher? Fortgehen? Irgendwo mit einer Freundin in einem

Zimmer wohnen und allein sein? Es wäre vielleicht das Beste!“

Dwojre versuchte nicht, sich ihre eigene Lage vorzustellen, wenn sie allein bleiben würde, sondern vor allem dachte sie an Buchholz; sie wollte ergründen, was für ihn besser sein würde, — das Leben mit ihr oder ohne sie. Und etwas sagte ihr, daß er ohne sie zugrunde gehen würde: „In seiner Unbeholfenheit wird er sich keinen Rat wissen. Er wird wieder nach Downtown gehen und Schwerarbeit übernehmen, bis er etwas findet, was ihm paßt, — und darin wird er untergehen! Oder noch schlimmer, — er wird sich einem Händler verschachern, für den er Büsten nach pikanten Photographien herstellen muß, und dabei wird er unglücklich sein!“ Dwojre war vollkommen sicher, daß Buchholz sie brauchte. Sie durfte ihn nicht verlassen, sie mußte, ob er nun mit ihr glücklich war oder nicht, bei ihm bleiben, solange er sie brauchte! So sah sie ihre Aufgabe.

Erst als ihr klar wurde, was sie für Buchholz tun müsse, begann sie an sich zu denken. Ihre kleine Stirn verwandelte sich in ein Meer von Runzeln und die noch unmerkliche Linie, die sich seit ein paar Wochen in den Winkeln ihres Mundes eingrub, trat jetzt beim Schein der Lampe deutlich hervor. Seit den letzten zwei Wochen wußte sie, daß sie schwanger war... Und wenn es so weiterging, so mußten daraus Folgen entstehen, die für sie und für ihn schwerwiegend würden...

Zu dem Leben, das sie in sich fühlte, hatte sie noch kein Verhältnis. Das Unerwartete, das in ihr wuchs, war ihr so fremd, daß sie noch keine Empfindung dafür hatte, außer der Angst, das, was

geschehen war, werde, obwohl so nah und ihr eigen, doch für ewig alles zertrümmern, was ihr als notwendig und heilig erschien und dem zuliebe sie bereit war, sich zu opfern: daß nämlich Chaskel unbedingt frei sein mußte, um seine künstlerische Sendung zu vollenden, und daß sie an nichts gebunden sein durfte, damit sie nur ihm helfen könne. Dem zuliebe hatte sie ihr Heim verlassen, dem zuliebe hatte sie alle Brücken abgebrochen, alles unterdrückt, was ihr bisher teuer war. Denn sie hat frei sein wollen, will frei sein und sich voll und ganz dem geben, dem sie sich geben will, dem sie sich geben muß. Das Neue, das in ihr lebt, ist freilich so ganz und gar anders, ist ihr eigen — doch sie wehrt sich dagegen. Und dieses Neue ist so plötzlich gekommen, so unerwartet!

Sie war auf diese neue Empfindung gar nicht vorbereitet, sie sah darin nur eine Störung dessen, was sie tun wollte und mußte, und diese Störung fürchtete sie. Diese Angst beherrschte sie ganz und verdrängte alle anderen Gefühle, die das Neue erwecken konnte...

Dwojre wußte noch nicht, was sie tun sollte, sie fürchtete noch, daran zu denken; doch eines wußte sie bereits: „Was immer auch geschehen mag, er darf nichts davon wissen; Chaskel darf nicht den leisesten Verdacht haben, daß es so ist... Alles, was ich zu tun habe, muß ich selbst tun, ohne ihn...“

Lange saß Dwojre, in solche Gedanken vertieft, ihre kleine Stirn runzelte sich und ihr Herz klopfte. Endlich hörte sie Buchholz kommen. Daß er eintrat, hörte sie, doch sie sah es nicht. Seit das geschehen war, woran sie laut zu denken sich fürchtete, war

er ihr noch teurer, näher und lieber geworden, sie liebte es, seinen Schritt zu hören, ihn in der Nähe zu fühlen und ihn nicht zu sehen, mit geschlossenen Augen dazusitzen, ihn zu hören und an etwas zu denken... So saß sie auch jetzt, die Augen geschlossen, im Schatten des großen Zimmers und lächelte, als er eintrat:

„Chaskel, bist du es?“

„Ja.“

„Wo warst du so lange? Ich habe auf dich gewartet.“

„Ich habe Arbeit bekommen, eine Stelle“, antwortet er.

„Arbeit, eine Stelle?“ — Erstaunt öffnet Dwojre die Augen und blickt ihn an. Sie erschrickt. Seine Kleider sind schmutzig, mit Kalkstaub bedeckt, sein Gesicht mit Farbe beschmutzt.

„Ich habe schon lange dort unterkommen wollen. Das ist eine Arbeit, bei der ich viel Geld verdienen kann. Da“ — er zieht aus der Tasche einige Dollar hervor.

„Was für eine Arbeit?“

„Grabsteine gravieren.“

„Grabsteine?“

„Ich kann dort jederzeit Arbeit bekommen, ich kenne das Handwerk gut. Ich muß mich nur in der ‚Union‘ organisieren, dann kann ich immer Arbeit haben. Bisher wollte ich’s nicht, ich wußte nicht, wozu es gut wäre. Wenn ich ein paar Dollar brauchte, um die Miete fürs Atelier zu bezahlen, so bin ich ein paar Tage hin arbeiten gegangen. Doch jetzt habe ich mich entschlossen, ständig dort zu arbeiten, ich werde als Mitglied in die ‚Union‘ eintreten und an-

fangen, Geld zu verdienen, ein Mensch zu werden — aus dem da (er deutete auf seine Modelle) wird ohnehin nichts werden.“

Dwojre schwieg. Aus ihrem Schweigen fühlte Buchholz, er müsse sich verteidigen:

„Es ist weit, in Brooklyn, deshalb bin ich so spät heimgekommen.“

Sie ging auf ihn zu.

„Warum tust du das?“ fragte sie und sah ihm dabei, wie es ihre Gewohnheit war, tief in die Augen.

„Was denn, soll ich Büsten nach Photographien machen? Ist das vielleicht besser?“

Dwojre senkte den Kopf; sie schien sich die Frage noch einmal zu stellen.

„Und was wird mit deiner Kunst sein, wenn du arbeiten gehst?“

„Gar nichts wird mehr sein“ — Buchholz machte eine resignierte Handbewegung.

„Warum sprichst du so, Chaskel?“ — Dwojre sah ihn flehend an.

„Ich muß doch etwas tun! Ich kann doch nicht müßig herumsitzen, nicht warten, bis aus dem Schädel da etwas herauskommt, und dich für mich arbeiten lassen“, schrie Buchholz auf.

„Warum hast du früher ‚müßiggehen‘ können?“

„Früher war es etwas anderes, da habe ich allein gehungert, das ist niemanden etwas angegangen, niemanden; wenn ich wollte, habe ich gearbeitet, wenn ich wollte, bin ich hier gelegen wie ein Hund auf seiner Matte, und wenn ich Lust hatte, habe ich mit den ‚Menschlein‘ gespielt, die ich selber geschaffen habe.“

„Und was ist jetzt anders?“

„Jetzt, jetzt... jetzt habe ich das Gefühl, als läge ein Strick um meinen Hals, als läge eine Last auf mir. Ich kann die da doch nicht anrühren!“ — er deutet auf seine Modelle. „Wo soll ich die Kraft dazu hernehmen, wenn du den ganzen Tag im Shop sitztest und für mich arbeitest?“

„Ich arbeite für dich? Ich arbeite für uns. Du hast selbst gesagt, daß wir beide eins sind“, sagte Dwojre verschämt und so leise, daß er sie kaum verstand.

Buchholz war gerührt, nicht über die Worte, sondern über die Art, wie Dwojre sie sagte. Er wollte auf sie zugehen und sie umarmen; dann wäre das Ende das gewöhnliche gewesen, — Buchholz hätte sie auf seine Arme genommen und wie ein Püppchen im Atelier umhergetragen. Doch diesmal ging er nicht auf sie zu, er blieb stehen und biß sich wütend auf die Lippen.

„So arbeite auch du nicht, hungern wir beide! Wandern wir beide wie die Tramps durch die Straßen, verstehst du? Ich will nicht hier sitzen und mich jeden Tag am Ofen wärmen wie ein ‚Lernkind‘, das seinen Freitisch hat, während du für mich arbeitest; woher soll ich da die Kraft zu dieser Arbeit nehmen?“

„Ich bin keine Künstlerin. Ich brauche keine Stimmung für meine Arbeit“ — Dwojre lächelte — „und ich kann auch keine andere; was kann ich anderes als Kleider nähen? Und ich bin ja glücklich, daß ich etwas für dich tun darf, damit du dich deiner Arbeit widmen kannst. Was ist denn mein Leben ohne das?“ fügte sie leise hinzu.

„Ich will aber nicht, daß du arbeitest! Wenn

du arbeitest, werde ich auch arbeiten. Entweder arbeiten wir beide oder wir tun beide nichts.“

„Und wovon werden wir leben?“ fragte Dwojre.

„So werden wir eben nicht leben, werden beide hungern und frieren. Wer sagt, daß man leben muß, daß man arbeiten und essen muß? Entweder werden wir beide arbeiten oder beide zusammen hungern. Versprichst du mir das, ja?“

Dwojre versprach es ihm lächelnd mit einem Kopfnicken. Und der Abend endete in der gewöhnlichen Weise: Buchholz trug Dwojre auf den Schultern im Atelier hin und her und träumte von großen Werken.

Als Dwojre am nächsten Morgen sehr früh aufstand und zur Arbeit gehen wollte, hielt Buchholz sie auf; er vertrat ihr den Weg und verschloß die Tür.

„Du wirst nicht gehen! Wenn du gehst, gehe ich auch, gleich nach dir.“

„Aber Kind, einer von uns muß doch arbeiten. Du kannst solche Arbeit nicht tun, du bist für etwas anderes geschaffen, daher muß ich sie tun. Es ist doch auch nur vorläufig, bis wir es zu etwas bringen, bis du dein großes Werk schaffst — dann werde ich ja nicht mehr arbeiten gehen müssen.“

„Glaubst du daran?“ fragte Buchholz ernst.

„Ja, ich glaube daran,“ — Dwojre schaute ihm tief in die Augen und sagte mit dem ganzen Ernst, der in ihrem Blick lag — „ich glaube, daß du ein großer, großer Künstler bist, daß du geboren wurdest, um große Werke zu schaffen.“

Buchholz schwieg lange. Dann faßte er Dwojre an der Hand und riß sie mit seiner ganzen Kraft

an sich. Er wollte etwas sagen, hielt jedoch an sich und sagte statt dessen:

„Aber heute wirst du nicht arbeiten gehen! Nur heute nicht! Ich bitte dich darum. Heute wollen wir durch die Straßen bummeln. Sieh nur, es hat geschneit! Komm rasch, sonst wird der Schnee weggekehrt, bevor wir hinunterkommen.“ Freudig zog Buchholz Dwojre mit sich auf die Straße.

Die Idee

Es war höchste Zeit. Länger konnte Dwojre nicht warten, nicht bloß der Leute halber, sondern auch ihretwegen. Sie bekam Angst, das, was in ihr erwachte, könnte ihr zu nahe, zu sehr ihr eigen werden und sie würde nicht mehr imstande sein, sich davon zu befreien...

Das aber war bei ihr beschlossene Sache. Sie sah „es“ als totes Ding an, als eine Art Krankheit, die sie so schnell wie möglich los werden mußte — plötzlich begann sie davor Angst zu bekommen, sie fürchtete, sie werde bald nicht mehr tun können, wozu sie entschlossen war; denn sie begann zu dem „Ding“ eine Beziehung zu bekommen.

„Ich muß es tun, für Chaskel muß ich es tun — ich darf nicht, ich darf nicht,“ — Tränen traten in ihre Augen — „keinen Tag darf ich länger warten.“

Doch wem sich anvertrauen? Mit wem sich beraten?

Als sie eines Abends heimging und darüber nachdachte, fiel ihr Miß Forster, die Lehrerin in der Abendschule, ein. Vor Dwojres Augen wurde es hell. „Warum habe ich bisher nicht an sie gedacht? Sie ist eine Frau, eine fortschrittliche Frau und sie hat oft gesagt: ‚Kleines Mädel, so oft du einen Kummer hast, komm’ zu mir!‘ — Bei ihr werde ich mir Rat

holen. Ich will nichts von ihr als einen Rat," sagte sich Dwojre, „in solchen Dingen kann nur eine Frau raten.“

Sie fuhr zu Miß Forster. Ihr vertraute sie sich an und fügte entschuldigend hinzu:

„Ich darf kein Kind haben. Ich kann Buchholz nicht zum Sklaven machen, daß er für mich arbeitet. Was wird aus ihm werden? Wenn er merkt, daß ich in anderen Umständen bin, wird er mich nicht arbeiten lassen, wird Bestellungen auf Büsten nach Photographien annehmen, wie er es schon tun wollte, und aus ihm wird nichts werden“ — Dwojre konnte ihre Tränen nicht zurückhalten.

„Kleines Mädel, weine nicht!“ — die Lehrerin umarmte sie zärtlich.

„Ich weiß nicht, ob es gut ist, was ich tue, doch ich kann nicht zugeben, daß Buchholz meinetwegen sich für sein ganzes Leben zugrunde richtet, daß aus ihm wird, was aus uns allen wurde — ein gewöhnlicher Arbeiter. Er ist ja ein ganz anderer Mensch.“ Dwojre schluchzte in ihre kleinen Hände. „Er ist doch zu etwas Höherem bestimmt; soll er mir zuliebe zugrunde gehen?“

„Weine nicht, weine nicht!“ — Wie eine ältere Schwester zog die Lehrerin Dwojre an sich — „Ich verstehe dich.“

„Wenn Sie mir nicht helfen, so werde ich einen anderen Ausweg suchen. Ich werde kein Kind haben“, sagte Dwojre fest und bestimmt, trocknete ihre Tränen und beruhigte sich.

„Ich werde dir helfen. Ich verstehe alles“, tröstete Miß Forster.

„Aber es muß gleich geschehen, nächste Woche,

wenn die Feiertage sind! Buchholz fährt aufs Land. Er darf nichts davon wissen. Ich werde genug Zeit haben.“

„Ich werde mich erkundigen. Komm' am Sonnabend wieder, dann werde ich dir Antwort geben. Ich habe einen Freund. Den will ich fragen. Ich glaube, daß ich dir helfen kann.“

Dwojre faßte Miß Forsters Hand, beugte sich darüber und sagte:

„Wie soll ich Ihnen danken?“

„Hast du Buchholz sehr lieb?“ fragte Miß Forster plötzlich.

Dwojre nickte:

„Ja!“

„Und doch willst du es tun?“

„Ich muß, — nein, ich will“, antwortete Dwojre, preßte trotzig die Lippen zusammen und sprach kein Wort mehr.

„Du bist ein gutes, kleines Mädel“ — Miß Forster umarmte sie...

Am Sonnabend erfuhr Dwojre, sie müsse sich für die Feiertage bereit halten, um einige Tage in einer Anstalt zu bleiben, die eine bekannte Fortschrittsfreundin eröffnet hatte, um den Arbeiterfrauen mit Rat und Tat die Überproduktion von Menschenmaterial für den Handelsmarkt verringern zu helfen...

Nun begann für Dwojre die Mühe, Buchholz fortzubringen. Er war aufmerksam geworden, denn er hatte bemerkt, daß sie mit einer Sorge umherging, die sie ihm verbarg, und wollte durchaus, sie solle ihm sagen, was ihr fehle.

„Die Kinder zu Hause machen mir Sorge. Ich

werde für einige Tage nach Hause gehen und mich um sie kümmern müssen, damit dort alles wieder ins Geleise kommt.“

„Tu' das!“ sagte Buchholz.

„Ich fürchte aber, daß du mir nachlaufen wirst. Du weißt ja, daß man bei mir zu Hause sehr böse auf uns ist“ — Dwojre wollte sich auf jede mögliche Weise sichern.

„Ich werde nicht kommen“, versicherte Buchholz.

„Weißt du, — fahre doch für ein paar Tage fort, jetzt ist überall guter Schnee, das wird dich erfrischen und du wirst wie neugeboren zurückkommen.“

Buchholz nahm diesen Vorschlag gern auf.

„Gut,“ sagte er, „ich werde zu einem befreundeten Farmer fahren.“

„Warte damit bis zur nächsten Woche! Da ist ein Doppelfeiertag, ich bin ohnehin frei und werde für ein paar Tage nach Hause gehen, und du fährst aufs Land.“

Doch Buchholz fortzubringen fiel Dwojre gar nicht leicht. Im letzten Augenblick hatte er sich's in den Kopf gesetzt, die Feiertage mit ihr zu verbringen, damit auch sie sich ein wenig erhole. Mit großer Mühe gelang es ihr endlich, ihn zu seinem befreundeten Farmer zu schicken. Erst als sie sicher war, daß er die Stadt verlassen hatte und zu dem jüdischen Farmer gefahren war, bei dem er oft während des Sommers arbeitete, traf sie ihre Vorbereitungen, um die Anstalt aufzusuchen.

Als sie, ein Paket Wäsche unterm Arm, von ihrer Wohnung zur Anstalt ging, hatte sie einen kleinen Park in ihrer Nachbarschaft zu passieren. Es war ein herrlicher Wintertag, wie ihn nur New York

schenken kann. Die Sonne schien wie im Sommer. Der Park war voll mit Schnee, den der Frost hatte hartwerden lassen. Mütter mit Kinderwagen füllten die Wege. Kinder in weißen Trikotkleidern mit weißen Wollhandschuhen lieferten einander lustige Schneeballenschlachten. Die Mütter nahmen die in weiße Wolle gehüllten Kinder, um die ein süßlich-fetter Milchduft lag, aus den Wagen, hoben sie hoch empor, der Sonne zu, freuten sich ihrer, lachten und spielten mit ihnen. Dwojre blieb einen Augenblick stehen. Ein Gedanke blitzte durch ihren Kopf. Sie sah sich im Park mit einem Kinderwagen; darin liegt ihr Kind, das ein kurzes Näschen mit breiten Nasenlöchern hat und ein Kinn, ganz wie Buchholz; es ist in weiße Wolle gehüllt; sie führt es durch den Park in Sonne und Schnee. — Einen Augenblick nur blieb sie stehen, doch rasch erinnerte sie sich der schweren Pflicht, die sie zu erfüllen hatte, und ging hastig weiter.

Ein paar Tage später kam Dwojre wieder heim. Zum Glück war Buchholz noch nicht zurückgekehrt und sie hatte Zeit, sich für sein Kommen so vorzubereiten, daß er nichts merken sollte. Buchholz kehrte noch am selben Abend zurück. Er kam frisch und aufgeräumt. Die Tage auf dem Lande in Schnee und Eis hatten ihm wohl getan. Er wollte noch am selben Abend mit Dwojre in ein Kino oder in ein Kaffeehaus in Greenwich Village gehen. Vom Lande hatte er auch einige Dollar mitgebracht, die er bei seinem Farmer mit Holzabfuhr aus dem Walde verdient hatte. Um ihn nichts merken zu lassen, wollte Dwojre seinem Wunsche folgen und mitgehen, obwohl sie sich noch sehr schwach fühlte und sich

kaum auf den Beinen halten konnte. Langsam zog sie sich an. Sie lachte viel und tat alles, um die gute Stimmung aufrecht zu halten; dennoch bemerkte Buchholz ihre Schwäche.

„Was hast du, warum bist du so bleich? Bist du nicht wohl?“ fragte er.

„Aber nein, was fällt dir ein? Ich bin noch ein bißchen müde, zu Hause gab's sehr viel zu tun.“

„Wie geht es deinen Leuten zu Hause? Wie sieht es jetzt dort aus?“

„Sie kommen ohne mich aus“, sagte Dwojre und wurde traurig.

„Du bist so traurig! Ich weiß nicht, was du hast. Irgendeine Veränderung ist mit dir vorgegangen. Und du bist so bleich.“

„Das scheint dir nur so. Ich bin bloß müde.“

„Vielleicht gehen wir heute nicht aus. Wir wollen das lieber auf ein anderes Mal verschieben, du bist zu müde.“

„Nein, ich möchte gern ausgehen, ich will ein bißchen vergessen“, erwidert Dwojre und stellt sich zum Spiegel, um ihr Haar in Ordnung zu bringen.

Buchholz betrachtet sie. Sie hält die Füße so komisch und interessant, genau so wie ein neugeborenes Kalb! Sie steht so schwach und schief, hält sich mühsam auf den Beinen! Ein leichter Wind könnte sie umblasen.

Buchholz hat einen Einfall. Er reißt die Augen weit auf, als sähe er eine Erscheinung. In seinem Kopf wird es hell, er erinnert sich an etwas. Eine Vision taucht vor ihm auf, eine Erscheinung, die er einmal gesehen hat, in einem anderen Leben,

auf einer anderen Welt. „So wird sie stehen,“ murmelt er vor sich hin, „so wird sie stehen, meine ‚Mutter‘, so verkrümmt, als hätte sie dünne Drahtfüße wie ein neugeborenes Kalb, das sich noch nicht recht auf den Beinen halten kann.“

„Du bist so still geworden“, ruft Dwojre vom Spiegel her, als hätte sie Buchholz’ Gedanken erraten.

„Nichts, nichts“, antwortet Buchholz und wendet keinen Blick von ihr. Doch Dwojre kann nicht lange stehen.

„Ich bin heute so müde“, sagt sie und sucht einen Sessel, um sich zu setzen.

Buchholz bemerkt etwas an dem Platz, wo Dwojre eben gestanden ist. Sein Herz krampft sich zusammen. Hastig wendet er den Blick ab, damit sie nicht merke, daß er etwas gesehen hat... In seinem Hirn hämmert ein Gedanke: „Wie ein verwundetes Tier“... Dann kommt ein Gefühl, das sein Hirn, sein Herz, ihn ganz beherrscht:

„Mein Eigen.“

„Wir werden heute nicht ausgehen“, sagt Buchholz, während er sich erhebt und den Mantel, den er schon angezogen hat, wieder ablegt.

„Warum?“ fragt Dwojre verwundert. „Ich bin nur ein bißchen müde. Das geht bald vorüber“, sagt sie, noch immer im Sessel.

„Ich habe keine Lust,“ entgegnete er, „wir bleiben zu Hause.“

Sie wollte aufstehen, doch er ließ es nicht zu: „Bleib’ sitzen, bleib’ sitzen!“

„Ich muß doch etwas zum Essen vorbereiten.“

„Nein, nein, bleib’ nur sitzen, ich werde das

besorgen! Du rühr' dich nur nicht, ich bitte dich, ich werde schon alles vorbereiten.“

Dwojre fürchtete, er könnte etwas gemerkt haben, und fragte lächelnd:

„Was hast du nur heute?“

„Ich will das Essen anrichten. Warum muß denn immer du es anrichten? Kann ich das nicht auch? Du wirst gleich sehen, wie ich's treffe! Bleib' nur sitzen!“

Flink machte er sich im Zimmer zu schaffen und schob den Tisch und die Stühle so hin und her, daß er rasch den Platz beim Spiegel verstellte, wo Dwojre gestanden war, damit sie nicht darauf käme, er hätte etwas bemerkt...

Dann nahm er seinen Mantel, um etwas zum Essen zu holen. Ehe er ging, beschwor er sie:

„Ich bitte dich sehr, rühre dich nicht vom Fleck! Du darfst gar nichts tun, bis ich zurückkomme! Ich werde gleich Wasser wärmen, heute werde ich alles besorgen.“

„Aber warum nur? Bin ich denn krank?“ — fragte Dwojre mit Herzklopfen, da sie fürchtete, er könnte etwas gemerkt haben.

„So. Ich will es so. Darf ich nicht? Es macht mir Vergnügen, heute für dich das Abendessen zu kochen. Das ganze Jahr bereitest du es für mich, heute will ich es für dich bereiten. Ich bitte dich, tu' mir den Gefallen! Du wirst hier auf dem Sessel sitzen wie eine Königin, wie eine kleine Prinzessin, und ich werde dein Sklave sein, dein schwarzer, starker Sklave, der in seine Herrin verliebt ist und ihr das Essen anrichtet, ja?“ — er lacht sie an.
„Versprich es mir, ja?“

„Was hast du nur heute, Chaskel?“

„Das werde ich dir später sagen, später. Ich bin berauscht von einer großen, großen Idee“ — in großen Sätzen lief Buchholz die Treppe hinab.

Sein Kopf, sein Herz, seine Sinne waren von zwei Empfindungen beherrscht: das erste war das Gefühl des „Eigenen“, hervorgerufen durch das, was er gesehen hatte; das zweite war der Gedanke an sein Werk, das, wie durch einen Blitz vom Himmel erhellt, plötzlich vor ihm stand. Die beiden Empfindungen verschwammen ineinander. Daß er jetzt sein Werk so schaffen wollte, wie er Dwojre gesehen hatte, war nicht mehr etwas, was von außen her zu ihm kam, sondern es wurde sein eigen. Das tiefste Geheimnis des Lebens, von dem die Menschen selbst vor ihren Nächsten zu sprechen sich schämen, wollte er ausdrücken, in einem Werk: „Die blutende Mutter“...

Der Gedanke, der ihn beherrschte, berauschte ihn. Er kaufte ein, was nötig und was nicht nötig war. Dwojre erschrak, als sie sah, daß Buchholz mit einigen Flaschen Milch in den Taschen zurückkehrte.

„Wozu hast du so viel Milch gebracht? Wer soll sie austrinken?“

„Ich will mich heute mit Milch betrinken“ — Buchholz lachte.

„Mit Milch? Warum?“

„Verstehst du, — sie wird wie ein Kalb sein, ein neugeborenes Kalb, das sich noch kaum auf den Füßen halten kann.“

„Wer?“

„Die ‚Mutter‘. Verstehst du?“ — er trat auf sie

zu, hob sie auf seine Arme und trug sie sanft zum Bett. Er huschelte seinen großen Kopf in ihren Hals, ihre Brust, ihren Schoß und murmelte unverständliche Worte...

„Was hast du, Chaskel?“ fragte sie ängstlich.
Buchholz antwortete nicht.

Das Werk

Zum erstenmal spürte Buchholz im Ton lebendiges Fleisch mit Blut und pulsenden Adern und formte ihn auf dem Drahtskelett mit der Sicherheit eines Meisters, der weiß, was er will. Die Idee, die seine Gedanken beherrschte, gab ihm Kraft, die Zweifel zu verjagen, die sonst wie Schatten herankrochen und ihn mit schwarzen Schleiern umhüllten. Zum erstenmal modellierte er nach einem lebenden Körper, nach einem Wesen, das ihn begeisterte. Und er zwang das Lebende, der Gestalt ähnlich zu werden, die er im Spiegel seiner Idee sah...

Es waren die glücklichsten und hellsten Wochen ihres Zusammenseins. Das Leben hatte eine Idee und einen Inhalt bekommen. Dwojre wurde verständlich, was sie getan hatte; im Glanz ihres Glückes wurde es gerechtfertigt und geläutert. Noch mehr: jene Tat, an die zu denken sie sich fürchtete, wurde in ihr geheiligt. Statt Reue empfand sie Zufriedenheit und hätte sich ihres Tuns rühmen können...

Für Buchholz kamen Tage rastlosen Schaffens. An solchen Tagen hatte er keine Bedürfnisse. Ihm genügte seine Arbeit.

Die Stunden des Tageslichtes reichten ihm nicht aus. Der Shop nahm ihm Dwojre bei Tag. Doch

wenn sie nur ein paar Stunden Tageslicht dem Shop stehlen konnten, so taten sie es mit Vergnügen. Die Samstagnachmittage und die Sonntage gehörten dafür ganz ihnen, außerdem die Abendstunden. Bei Gaslicht konnte Buchholz nicht arbeiten. Es warf zu gelbe Reflexe, die die Konturen verwischten. So wurden Wachskerzen angezündet, die mit ihrem weichen, warmen Schein die Melodie der Linien wiedergeben halfen. Der Kerzenschein wurde auch stark für die Zeichnungen ausgenützt, die Buchholz dann bei Tageslicht in Ton übertrug. Der Marmor war nicht aufgegeben worden, doch das Geld dafür war nicht aufzubringen. Überdies brannte Buchholz darauf, seine Idee in Ton herauszubringen; später konnte das Werk mit Hilfe eines Arbeiters in Stein gehauen werden.

Er arbeitete intensiv und angestrengt. Manchmal mußte ihm Dwojre drei bis vier Stunden ohne Pause nackt in dem schlecht geheizten Atelier Modell stehen. Ihre Haut runzelte sich vor Kälte. Diese Runzeln halfen ihm, die Reinheit und Unschuld des Aktes noch deutlicher darzustellen. Dwojre ertrug alles, nahm es auf sich wie einen Fasttag, wie ein Gebet, wie eine heilige Handlung, mit dem ganzen Ernst und der vollen Ergebenheit an die heilige Arbeit, die Buchholz tat und an die sie mit frommer Naivität glaubte.

Mitten in die Arbeit fiel die Miete. Zwei große Sorgen hatte Dwojre, seit sie ihren eigenen Weg ging, die gleichen Sorgen, die ihre Mutter bei Nacht nicht hatten schlafen lassen. Die Sorgen um den Mietzins und um die Kohle waren offenbar als Erbe von der Mutter auf die Tochter übergegangen. Was

man für den Lebensunterhalt brauchte, verdiente Dwojre durch ihrer Hände Arbeit im Shop für beide. Doch wenn der Erste nahte und die Miete für das Atelier zu bezahlen war, da wußte Dwojre nie, woher sie das Geld nehmen sollte. Immer wieder schwuren sie einander heilige Eide, jede Woche ein paar Dollar abzusparen und wegzulegen, — doch bald gab es ein Konzert, bald hatte Buchholz am Abend Lust, auswärts zu essen. Diesmal erledigte Dwojre diese ihre Sorge um den Mietzins in aller Stille, ohne daß Buchholz etwas davon wußte, damit sie, wenn er sich an die Miete erinnerte, ihm sagen könnte, alles sei bereits erledigt. Doch diese Vorsicht war unnötig — Buchholz erinnerte sich gar nicht daran.

Die Gestalt wuchs unter seinen Händen und eines Tages stand sie wie eine Erscheinung mitten im Zimmer.

Es war Dwojre und doch wieder nicht Dwojre. Es war eine andere Dwojre, die irgendwo in unbekannten Welten lebte, und Buchholz hatte sie aus diesen Welten hervorgezaubert. Das Gesicht war ein bekanntes, das Gesicht eines Mädchens von daheim. Jeder, der es sah, sagte, er habe dieses Gesicht schon irgendwo gesehen, doch wo und wann, daran könne er sich nicht erinnern. Buchholz selbst wußte nicht, ob ihm das Werk gelungen war oder nicht. Es war etwas anderes herausgekommen, als er gewollt hatte. Er hatte sie nicht, wie er es ursprünglich beabsichtigte, wie ein „neugeborenes Kalb, das noch kaum auf den Füßen steht“, dargestellt. Mitten in der Arbeit verwarf er diese Idee und schuf die Gestalt auf starken Beinen, auf denen sie fest und sicher stand wie ein Granitfels. Doch die Beine

waren sehr lang und schmal, im Verhältniß zum Körper sogar zu lang und zu schmal. Buchholz wußte das. Er schien es absichtlich gemacht zu haben, um dadurch etwas Bestimmtes hervorzuheben. Die Hüften waren breit und stark, der Bauch spitz wie bei einer Schwangeren. Auf dem Gesicht lag lächelnde Keuschheit, doch in den Blick legte der Künstler etwas wie stolze Unverschämtheit; sie schien mit übermütigem Selbstbewußtsein in die Welt zu schauen, stolz auf ihren schwangeren Leib wie auf etwas, womit nur sie beschenkt worden war... Die ganze Figur machte einen natürlichen und doch zugleich unnatürlichen Eindruck. Im ersten Augenblick sah sie geradezu komisch aus. Doch wenn man sie genauer ansah, erschienen Gesicht und Gestalt so bekannt wie eine Erscheinung, die man einmal im Traum erblickt hat. Wer die Figur sah, konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Ach, ich kenne sie doch, ich habe sie schon einmal gesehen“ — doch wann und wo, dessen konnte sich niemand erinnern...

Als Buchholz fertig war, war er überzeugt, er habe das größte Werk der Welt geschaffen. Er raste vor Freude und rief immer wieder, die Figur von allen Seiten betrachtend:

„Ja, eben das habe ich wollen! Wie ein Vogel, verstehst du? Die Mutter der Mütter, etwas, was noch nicht da ist und doch da ist.“

Ein paar Tage später aber kam solche Nieder geschlagenheit und Verzweiflung über ihn, daß er das Werk zertrümmern wollte. „Ein Krüppel, den ein Krüppel gemacht hat“ — er gab sich und der Figur die häßlichsten Schimpfnamen und wußte

nicht, wozu er noch auf der Welt sei. Wütend schlug er ein Tuch um sie, um sie nicht zu sehen.

Erst später, als er die Figur einige Zeit nicht gesehen hatte, war ihm bange nach ihr. Er zog die Hüllen ab und betrachtete sie. Da erschien sie ihm als fremdes Werk, das nicht er geschaffen hatte. Ihre Originalität, ihre Unbeweglichkeit, in der doch so viel Leben lag, sprang ihm geradezu in die Augen und wieder war er glücklich. Zufriedenheit füllte sein Herz und sättigte es. Jetzt war das Werk wieder sein eigen. Er hatte den Menschen geschaffen, nicht wie er ist, sondern wie er wollte, daß er sei...

Daß es ihm gelungen war, sie so zu schaffen, daß sie wie eine Erscheinung aussah, machte ihn besonders stolz: „Es ist meine Schöpfung. So wollte ich, daß sie aussieht, und so sieht sie aus, mag man mir tun, was man will! So sieht sie aus, die ‚Mutter‘, meine Mutter, aller Mutter.“

Dann kamen die Kenner. Freier fand heraus, Buchholz werde zu „sentimental“ und zu „lyrisch“. „Daran ist nur seine Heirat schuld“, sagte er leise zu Moscovici, damit es Dwojre nicht höre.

„Diesmal ist es dir nicht gelungen. Die Sache steht nicht auf der Höhe,“ orakelte Freier, „sie ist mir zu lyrisch und daß du lyrisch wirst, Buchholz, ist nicht gut. Deine Stärke sind breite Schultern, Riesen, das da ist nichts für dich“ — Freier schüttelte den Kopf.

Und Moscovici sagte:

„Nach der Theorie der Komposition ist das Werk nicht harmonisch, die Komposition muß wie ein griechischer Tempel angelegt sein, von unten hinauf; doch das da geht von oben herab.“

Buchholz stand mit offenem Munde da und wußte nicht, ob er „lyrisch“ geworden war und ob sein Werk wie ein griechischer Tempel angelegt sei oder nicht. „Warum gerade wie ein griechischer Tempel?“ fragte er sich. „Doch wenn es Moscovici sagt, so muß etwas daran sein, er hat Komposition gelernt.“

Buchholz ärgerte sich sehr darüber, daß sein Werk nicht „kompositorisch“ sei, wie sich Moscovici ausdrückte; doch in seinem Innern, in seinem innersten Innern fühlte er, daß es so sein mußte, und erklärte eigensinnig:

„So ist es und so muß es sein.“

„Meinetwegen,“ — Freier zuckte mit den hohen Schultern — „aber ich sage dir, es ist lyrisch. Und dann, deine ‚Madonna‘ sieht doch aus, als hätte man sie schon irgendwo gesehen, — ich erinnere mich nur nicht, wo.“

„Das ist es eben!“ — Buchholz lachte — „Das habe ich ja wollen.“

Dwojre stand dabei und hörte, wie man Buchholz' Werk herabsetzte und davon in einer Weise sprach, die ihr wehtat. Sie fühlte sich mit dem Werk verbunden. Es hatte zuviel Eigenes, zuviel Persönliches und Intimes von ihrem Leben in sich. Sie hätte es am liebsten vor fremden Blicken versteckt, damit keiner es sehe. Und jetzt standen Leute davor und betrachteten es mit nüchternen und fremden Augen! Dwojre fühlte sich persönlich beleidigt und beschämt, und das tat ihr weh. So ging sie zur Figur hin, deckte das feuchte Tuch darüber und sagte lachend:

„Das hat Chaskel für uns allein geschaffen, sonst für niemanden, — nur für uns, nicht wahr, Chaskel?“

Buchholz dachte über ihre Worte nach; es schien

ihm sonderbar, daß er das nicht gewußt und nicht daran gedacht hatte: Er hatte doch wirklich dieses Werk für niemanden als für sie beide geschaffen! Die nicht wissen, was er dabei gedacht hatte, die werden es nie verstehen. Und er ging auf die Figur zu, schob sie fort und versteckte sie, wie man vor fremden Blicken etwas Eigenes, Intimes versteckt. Dabei murmelte er Dwojres Worte:

„Das ist für niemanden geschaffen worden, — nur für uns allein.“

Zum erstenmal trat ihm selbst die Idee seines Werkes klar vor Augen.

Sure Rifke wacht

Der Schnee fiel im Zickzack. Herab oder hinauf — das konnte man nicht unterscheiden. Die ganze Welt schien mit karierten Netzen umgeben zu sein, die sich unaufhörlich bewegten. Zwei Pakete über die Schulter geworfen, das eine vorne, das andere hinten im Gleichgewicht, bahnte sich Moses Zlotnik mühsam den Weg durch das weiße Schneenet, das den ganzen Raum zwischen Erde und Himmel umspannte. Moses machte sich keine Sorgen; es war noch früh am Tag und den Weg kannte er gut. Er ging zu einem deutschen Farmer, einem seiner Kunden, dessen Ratenzahlung fällig war; da Moses auch erfahren hatte, der Deutsche habe Geburtstag, wollte er die Gelegenheit wahrnehmen, der Farmerfrau das halbe Dutzend Handtücher und die zwei Leintücher zu verkaufen, über die sie schon seit längerer Zeit mit ihm verhandelte. Die Gegend „gehörte ihm“. Er kannte jedes Haus auf dem Wege von Redhill bis nach Tottenville in Staten Island; obwohl die einzelnen Häuser voneinander weit entfernt lagen und die Gegend stark bewaldet war, kannte er sie doch gut; machte er doch zwei- bis dreimal in der Woche den Weg. Heute ist der Fünfzehnte, der Tag, an dem man Schulden zahlt, an dem die Farmer die Ratenzahlungen vorbereiten,

die sie dem Hausierer zu leisten haben. Und Moses weiß: wenn er diesen Tag vorübergehen läßt, ist es schwer, die Raten hereinzubekommen.

In Redhill hatte ihm ein Farmer ein gutes Mittagessen vorgesetzt, das wohligh seinen ganzen Körper wärmte. Der Wind und der Schnee erfrischten sein junges Blut, er fühlte sich gut zu Fuß und voll Energie; so schritt er gegen den Wind, wie um ihm zu trotzen, und beschäftigte sich in Gedanken mit den großen Plänen, die ihm schon lange im Kopf lagen:

„In der Bank habe ich auf Buch 280 Dollar bar, die ich jederzeit beheben kann. Meine Außenstände betragen mehr als 300 Dollar, sie sind so gut wie bares Geld, gut wie Gold. Meine Ware ist etwa 150 bis 160 Dollar wert. Die Gegend ist gut, die Kunden sind hauptsächlich Deutsche, die pünktlich zahlen — wenn man alles zu Geld macht und das ganze Geschäft verkauft, so gibt das gut 700 bis 800 Dollar, vielleicht gar volle 1000. Bei meinem Ansehen unter den Partiewarenhändlern in den Kellerlokalen der Allan-Street — habe ich es da notwendig, Pakete zu schleppen?“

Vielleicht heiraten, ein gescheites Mädel von daheim zur Frau nehmen, die ein paar Dollar Bargeld hat? Für einen Kaufmann ist Kapital die Hauptsache. Vor Moses' Augen wirbeln Ziffern: 1000, 1500, 2000, 3000. — „Nein, soviel nicht,“ sagt er sich, „etwa 1200 bis 1500. Man könnte vielleicht ein gut eingeführtes Geschäft vom Schwiegervater übernehmen und mit den Schwiegereltern zusammenarbeiten.“

Bald aber fällt ihm etwas ein. „Nein,“ sagt er sich, „die Zeit ist noch nicht gekommen. Erst muß

Mascha erwachsen sein. Das habe ich der Mutter versprochen. Und ich werde Wort halten.“ Er denkt lange, lange Zeit nach, es wird ihm ein wenig unbehaglich und er bedauert sich selbst: „Warum muß ich so lange warten?“ Doch da erinnert er sich des Gesichtes der Mutter: „Nein, es muß so sein, ich muß ihnen helfen, vorwärts zu kommen! Der Vater weiß sich ohne mich keinen Rat. Die Aufwartefrau muß bezahlt werden, man muß auf die Kinder acht geben, Jojne Gedalje braucht dann und wann noch eine Aushilfe — auch er muß doch einmal fertig werden.

Doch halt, warum nicht mit Salomon in Kompagnie gehen? Er seufzt oft, wenn er am Freitagabend zum Vater kommt: „Mit dem Schwiegervater in Kompagnie ist nicht das Rechte“. Wozu braucht er sie, die „Deutschen“, er soll seine paar Dollar herausnehmen und wir gehen in Kompagnie: „Brothers Salomon...“ Nein, zuerst Moses: „Moses and Salomon Zlotnik“.

Moses sieht schon ein langes Schild mit Goldbuchstaben funkeln, das über drei Fenster geht. Er und Salomon sind die Chefs; Salomon ist der „inside-man“, er kümmert sich um die Fabrik, um die Arbeiter und die Angestellten. „Ich bin der „outsider“; ich besorge den Wareneinkauf, den Kredit, schaffe die Verbindungen. Der Vater arbeitet nicht mehr, wir geben ihm alles, was er braucht. Er wohnt in einer netten Wohnung im Haarlem und betreut die Kinder. Die zwei größeren Burschen, Itsche und Note, sind in unserem Geschäft tätig. Der Vater ist nur mit der Jüngsten zu Hause, er geht würdig durch die Straße, einen Stock mit Goldknopf in der Hand.“

Moses hatte schon lange ein merkwürdiges Kältegefühl verspürt, das nicht von innen, sondern von außen kam; die Kälte drang von außen her bis auf die Haut, aber innen war es warm. Moses war erhitzt von den schweren Paketen, die er trug, und von dem schwierigen Marsch gegen Wind und Schnee. Dennoch war sein ganzer Körper von den Händen bis zu den Füßen kalt und feucht. Bisher hatte er sich darum nicht weiter gekümmert; seine Phantasien über „Brothers Moses and Salomon Zlotnik“ beschäftigten ihn so, daß er nicht einmal merkte, daß seine Füße, die bisher auf harten Steingrund traten, seit einiger Zeit in einer Schneedecke versanken und daß es immer schwerer war, sie herauszuziehen. Er sah sich um und besann sich: „Wo bin ich eigentlich?“

Durch den Schnee, der jetzt von allen Seiten her wehte, konnte er den Weg nur wie durch einen Schleier sehen. Er begann seitwärts zu gehen, da es ihm schien, dort sei der rechte Weg; mit einem Male fand er sich von Gesträuch und Zweigen umgeben, die „bis an den Hals“ im Schnee staken; nur ihre Arme ragten aus der weißen Schneedecke heraus, als flehten sie, man möge sie retten.

„Wohin bin ich geraten?“ fragte sich Moses und begann zurückzugehen, den tiefen Löchern nach, die seine Füße im Schnee ausgetreten hatten; er meinte, so werde er am leichtesten wieder zu dem Wege zurückkehren, von dem er abgekommen war.

Es dauerte lange, bis er wieder harten Boden unter seinen Füßen fühlte. Nun war er, wie es ihm schien, wieder auf dem richtigen Weg und begann mit festen Schritten weiterzugehen. „Es wird spät,

es wird spät“, sagte er sich und wollte den Stand des Tages durch den Schneeschleier feststellen; doch im Schnee erschien alles grau. Himmel und Erde waren nicht zu unterscheiden, es gab weit und breit nur ein eintöniges Grau. Ebensogut konnte es sehr früh am Tage sein, wie sehr spät.

Moses hatte jetzt den Wind hinter sich; das beschleunigte seine Schritte, als würde er vorwärtsgetrieben.

„Hier in der Nähe muß doch irgendwo das rote Haus des irischen Farmers sein, das zwischen Redhill und der Farm des Deutschen liegt“, sagte sich Moses. „Der irische Farmer läßt keinen Juden über seine Schwelle, deshalb bin ich ihm immer ausgewichen, doch jetzt, bei so einem Wetter, werde ich versuchen, hier Einlaß zu finden. Bei diesem Wetter wird er mich wohl nicht hinausjagen.“

Wieder versuchte Moses vom Weg abzubiegen, um zu sehen, ob nicht in der Nähe ein Feld lag, das zu dem roten Haus gehörte. Wieder geriet er in das Gestrüpp und Gesträuch, das aus dem Schnee ragte, und seine Füße versanken in dem Sumpfboden, der sich unter der Schneedecke befand.

„Ich bin in einem ausgeschlagenen Wald“, sagte sich Moses, „wie komme ich hieher? Ich habe hier noch nie einen ausgeschlagenen Wald gesehen. Aus diesem Wald muß ich herauskommen, bevor es Nacht wird!“ beschloß er und begann mit der ganzen Energie und Kraft seiner Jugend zurückzulaufen.

Moses vertraute seinem Orientierungssinn. Er konnte sich auch keine Gefahr vorstellen: „Schnee, — was kann mir der Schnee anhaben?“ Kälte

spürte er nicht mehr, im Gegenteil — sein ganzer Körper war warm und erhitzt. Mit raschen, langen Schritten ging er zurück.

Als er ungefähr eine halbe Stunde gegangen war, ohne ein Haus zu sehen, ohne einem Wagen oder einem Menschen zu begegnen — sooft er es versuchte, ein paar Schritte seitwärts zu machen, fand er sich von Gestrüpp und Gesträuch umgeben —, begann er unruhig zu werden.

„Wo bin ich nur? Der Weg muß doch einmal ein Ende nehmen und mich irgendwohin bringen!“ — Mit festen und raschen Schritten ging er weiter.

Bald jedoch wurde er von dem schnellen Marsch und den schweren Paketen, die er trug, müde. Sein ganzer Körper war mit Schweiß bedeckt und der Wind leckte die Schweißtropfen ab; starre Kälte durchzog ihn von den Haaren bis zu den Fußspitzen. Er blieb stehen, legte die Pakete ab und setzte sich nieder, um sich auszuruhen.

Dabei merkte er durch den Schneeschleier, der sich vor seinen Augen bewegte, wie das monotone Grau dunkler wurde. Alles verwischte und vermischte sich und wurde zu einem undeutlichen Fleck. Darüber wehte der Schneeschleier hin, endlos, unaufhörlich. Moses war es, als hätte er sich in dem Schneenetz verfangen und werde nie mehr herausfinden.

Es wird immer dunkler. Ob die Dunkelheit von oben oder von unten kommt, läßt sich nicht erkennen, sie entsteht aus sich selbst. Und der Schneeschleier, der bisher weiß war, wird blau.

„Warum sitze ich hier? Es wird Nacht!“ — Moses sprang hastig auf, warf die Pakete über die Schulter und setzte seinen Weg fort.

„Ach, Mutter, hilf mir,“ — ein Seufzer entrang sich seiner Brust — „sonst muß ich hier umkommen!“

Er geriet wieder auf den Weg, den er gekommen war. Und plötzlich stand er vor einer Mauer von Bäumen; im Nebel und Schneetreiben waren sie nicht früher sichtbar, als bis er ganz nahe war und geradezu an sie stieß.

„Soll ich hineingehen? Dort werde ich mich sicher verirren!“ sagte er sich. „Und von der anderen Seite komme ich doch!“ Ratlos blieb er stehen.

„Mutter,“ entrang es sich ihm wieder, „was soll ich tun?“

Ihm wurde heiß; sein Körper dampfte vor Hitze und Angst, die Hände und Füße, auf denen dichter Schnee lag, wurden bald feucht. Die Feuchtigkeit drang bis an den erhitzten Körper. Er fühlte, wie das Hemd an seinem Rücken klebte. Bei jedem Schritt spürte er schlüpfrige Feuchtigkeit in den Schuhen, als wären sie voll Kot.

„Was soll ich tun?“ fragte er sich. „Nein, in den Wald gehe ich nicht! Dort verirre ich mich sicher. Ich werde zurückgehen, wie lange es auch dauern mag, — irgendwohin muß ich ja kommen!“

„Mutter, hilf mir“ rief er laut und begann zurückzugehen.

Da hörte er einen Hund bellen. Er blieb stehen. Das Bellen kam vom Walde her. Ohne viel zu überlegen, ging er in den Wald hinein, von der Hoffnung getrieben, die das Bellen des Hundes in ihm erweckt hatte.

Es war schon ganz finster und der Schneeschleier war so dicht, daß man nicht auf zwei Schritte vor sich sah. Moses ging nicht, sondern lief, obwohl

der Schnee im Walde immer höher wurde und seine Füße immer tiefer einsanken.

Bald sah er ein Dach zwischen den Bäumen, dann eine Mauer; er schöpfte Atem und ging langsam auf das Haus zu.

Doch er sah kein Licht. Das wunderte ihn. „Wenn ein Hund da ist, muß jemand im Hause sein!“ sagte er sich und ging näher heran.

Nichts rührte sich. Die Türen und Fenster waren mit Laden verschlossen. Von innen her war das Bellen des Hundes zu hören.

Moses ging auf die Tür zu. Der Hund wurde immer unruhiger, rannte gegen die Pforte und bellte; doch kein lebendes Wesen kam heraus.

Moses klopfte kräftig an. Der Hund hinter der Tür wurde wild. Er rannte so fest gegen sie, daß es schien, er würde sie sprengen und Moses anfallen. Doch kein Mensch kam.

„Habe ich Glück!“ sagte sich Moses. „Niemand hier! Ich stelle mich unters Dach.“ Er trat unter den Dachvorsprung, um sich vor dem Schnee zu schützen. Der Hund bellte unaufhörlich. Als Moses jetzt auf einem Fleck stand, fror es ihn arg. Seine Füße wurden schwer, als hingen Eisenketten an ihnen, sie klebten geradezu am Boden, auf dem sie standen. Die Kleider, auf denen der Schnee erstarrt war, wurden in der Kälte steif; Moses fühlte, daß das Hemd auf seinem Leibe hart wurde wie Blech. Er zitterte vor Kälte, seine Zähne schlugen unwillkürlich aufeinander. Es klang wie Gläserklirren. Unter den Nägeln der Hände und Füße spürte er ein Stechen wie von glühenden Nadeln.

„Mutter, ich werde zugrunde gehen,“ jammerte

er, „ich muß hier zugrunde gehen... Wer wird sich dann um sie kümmern? Sie werden sich ohne mich nicht helfen können... Mutter, hilf mir, ich bin doch noch so jung!“

Zwei Tränenströme ergossen sich aus seinen Augen. Und durch die Tränen sah er im dunklen Schleier des wirbelnden Schnees ein Gesicht. Es schreckte ihn nicht — es war Sure Rifkes Antlitz.

„Mutter!“ schrie Moses und streckte der Erscheinung hilfeflehend die Hände entgegen; sie währte nicht länger, als ein Blitz niederfährt.

„Du wirst mir helfen! Du wirst mir helfen!“ rief er, nahm seine zwei Pakete auf und begann mit zäher Verbissenheit zu laufen, ohne zu wissen, wohin seine Füße ihn trugen.

Obwohl die Nacht zwischen den Bäumen im Schnees Schleier gefangen lag, lief Moses doch mit raschen Schritten; er rannte gegen Äste und Bäume, doch er achtete dessen nicht; instinktiv den Weg fühlend, der sich zwischen den Bäumen wand, lief er weiter. Er war sicher, daß er zu einem Ziel kommen mußte.

Bald blieb er stehen. Seine Augen glänzten vor Freude und sein Herz hüpfte. Zwischen den Bäumen sah er deutlich einen Lichtschein. Etwas abseits vom Wege, zwischen Schnee und Bäumen versteckt, stand ein Haus und aus den Fenstern schien das Licht einer Lampe. Atemlos lief er auf die Tür zu.

Vor ihm stand ein großer, hagerer Farmer mit rotem Gesicht, roten Haaren und einem kurzen roten Bart. Moses sah ihn wie eine Traumerscheinung und fiel ohnmächtig in seine starken Arme.

Der Farmer nahm ihm die Pakete ab, setzte ihn

auf den erstbesten Stuhl und rief ins nächste Zimmer mit lauter Stimme:

„Holla, holla! Jemand ist zu uns gekommen!“

Noch viele Jahre später, als Moses schon Chef der Firma „Brothers Moses and Salomon Zlotnik“ war, erzählte er immer wieder von dem Wunder, das ihm in jener Nacht passiert war, als die Mutter ihn rettete:

„Wie kam ein roter Farmer dorthin? Ich habe ihn doch niemals vorher gesehen...“

In Bermanns Keller

Miß Forster begann an Buchholz Anteil zu nehmen. Seit Dwojre sie um Rat gebeten hatte, stand ihr das Paar sehr nahe.

Sie dachte daran, wie sie Buchholz in der Öffentlichkeit bekanntmachen könnte. Schon lange plante sie, amerikanische Journalisten zu ihm zu bringen, damit die Zeitungen über ihn und sein Atelier berichteten. Bisher war es ihr nicht gelungen. Einmal aber lud sie Buchholz für Sonnabend in Bermanns Keller ein, wo sie ihn mit dem Redakteur einer großen amerikanischen Tageszeitung bekanntzumachen gedachte, der etwas für ihn tun könnte.

Der Sonnabend, da Dwojre ihren Wochenlohn heimbrachte, bot ausgezeichnete Gelegenheit, in Bermanns Keller zu gehen; überdies waren Freier und Moscovici der Ansicht, mochte das neue Werk, das Buchholz geschaffen hatte, gut oder nicht gut, proportioniert oder nicht proportioniert sein, in jedem Falle müßte es begossen werden. Überdies hatte auch Buchholz Lust „zu bummeln“. Nach jedem Werk sammelte sich in ihm so viel Emotion an, daß er sie auf irgendeine Weise ausgeben mußte.

Zu dieser Zeit begann Bermanns Keller gerade berühmt zu werden. Vor allem pflegten ihn Künstler und Schriftsteller gern aufzusuchen, einen Abend

port zu verbringen und „Atmosphäre“ einzuatmen... Damals war der Keller noch ein gewöhnliches Restaurant für Geschäftsleute aus der East-Side, die mit ihren dicken Frauen oder molligen Freundinnen ein schmackhaftes und stark gewürztes Abendessen einnehmen wollten. Die Attraktion des Kellers aber war Bermanns Cymbalspiel. Bermann, der Eigentümer des Restaurants, hatte gar nichts von dem Aussehen eines Restaurateurs, der so stark gewürzte fette Speisen verabreichte, wie man sie bei ihm bekam. Sein Gesicht war das eines Künstlers; und das war er auch wirklich, wenn er seine Melodien aus der Walachei auf dem Cymbal spielte. Er war ein junger Mann mit einem feinen, blassen Gesicht, und seine dünnen, flinken Finger liefen wie der Wind über die Saiten seines Instruments. Die gewöhnlichen Besucher seines Restaurants hatten wenig für die schluchzenden und wehmütigen Seufzer der walachischen Melodien übrig, die seine Hämmerchen den Saiten des Instrumentes so wunderbar zu entlocken wußten, daß es schien, Bermann habe das Singen und Weinen der weiten rumänischen Felder in den rauchigen, dunstigen Keller gezaubert... Durch einen Zufall hatte ein jüdischer Dichter den Keller entdeckt und brachte alle seine Freunde hin. Bermann fand nun offene Ohren und offene Herzen für seine Weisen, und sein Cymbal klang noch viel schöner.

In diesem Keller kam man spät am Sonnabend — zu der Zeit, da man darauf rechnen konnte, daß die Geschäftsleute schon gegessen hatten und mit ihren Frauen nach Hause gegangen waren — zur Feier der Vollendung von Buchholz' „Mutter“ zusammen.

Etwas Geld war diesmal vorhanden. Dwojre hatte ihren Wochenlohn heimgebracht, Freier hatte versprochen, ebenfalls Geld beizusteuern, und Moscovici erklärte, er bringe bestimmt den Direktor der flämischen Kunstgalerien hin, der alle Werke Buchholz' auf einmal erwerben und die ganze Zeche zahlen werde. Im Keller war es dumpf und dunstig von den verschiedenen rumänischen Gerichten, die in der Küche schmorten; der Rauch ballte sich in Wolken über den Köpfen. Die Tische waren noch von den Geschäftsleuten und deren Frauen oder Freundinnen besetzt. Ihr Aufstieg war an den langen Ärmeln der Seidenhemden zu erkennen, die aus den Rockärmeln heraus über ihre Hände fielen... Satt von dem fetten Essen, angesäuselt vom Wein, sentimental von den walachischen und jüdischen Melodien, die Bermanns Cymbal hatte ertönen lassen, hatten sie erhitzte Gesichter und glänzende Augen bekommen und Augen und Hände tasteten gutgelaunt die Frauen ab, die neben ihnen saßen. Aus den Rauchwolken drang Bermanns Musik und dann und wann begleitete ein breitschultriger Jude aus Bessarabien das Cymbal mit einem Fingerschnalzen, einem Jauchzer oder einem brummenden „Tararam“; dazu vergönnte er sich eine Salzmandel oder — einen Griff an eine reizvolle Stelle seiner Nachbarin...

Als Buchholz mit seiner Gesellschaft in den Keller kam, wurden sie zu einer Gruppe von Künstlern, Schriftstellern und Dichtern aus der East-Side gerufen, die sich schon vorher bei einem Ecktisch versammelt hatte. Der Führer dieser Gruppe war der jüdische Schriftsteller Nadel mit seinem wunderbar edlen Kopf, der aus Elfenbein geschnitzt schien.

Ein herrliches Feuer strahlte aus seinen schwarzen blitzenden Augen. Er war ein Mann in mittlerem Alter, schwächling und von jünglinghafter Frische und Haltung. Sein magerer Körper war wie von dem ewigen Durst verzehrt, der in ihm loderte — dem Durst nach Liebe, Brüderlichkeit, Menschlichkeit... Etwas Sympathisch-Herzliches lag auf dem begeisterten Gesicht, aus seinen Augen blickte unendliche Güte und menschliche Schwäche wie bei einem Kinde...

Nadel war bereits in bester Stimmung, das bezeugten die leeren Flaschen, die auf dem Tisch standen, und seine leeren Taschen, die er umkehrte, um ein Trinkgeld für die Kellner und die Musiker zusammenzubringen. Sein Herz begehrte Frauen und Liebe, und schon am frühen Abend hatte er die Entdeckung laut verkündet: „Ohne Frauen ist die Welt öde, selbst mit Wein und Poesie.“ Er hatte verlangt, man möge ihm sofort, „auf der Stelle“, eine Frau zum Tisch bringen, und wenn man sie aus dem Boden kratzen müßte: „Es ist einerlei, wie sie aussieht, nur eine Frau muß es sein!“ Dann begann er auf die Geschäftsleute zu schimpfen, die durch ihr Geld Glück bei Frauen haben: „Die schönsten Frauen nehmen sie uns fort!“

Eben wollte er auf einen Tisch zugehen und eine Frau „gewaltsam entführen“. Als er aber Dwojre mit Buchholz eintreten sah, rief er sie noch von weitem an den Tisch und nötigte Dwojre, sich neben ihn zu setzen, um, wie er sagte, den Geschäftsleuten damit zu beweisen, daß die schönste Frau (das versicherte er Dwojre mit heiligen Eiden) bei den Schriftstellern sitze, nicht bei ihnen...

Das Gespräch am Tisch drehte sich außer um Frauen und Poesie auch um den Begriff „Ewigkeit“; darauf kam man immer wieder, wenn man an einen Schriftsteller, um ihn gegen den anderen auszuspielen, das Maß der „Ewigkeit“ legte; das geschah jedesmal, wenn man ein wenig getrunken hatte und sein Selbstlob zu singen begann.

Auch diesmal erging man sich in allerlei alten und neuen Definitionen des Begriffes „Ewigkeit“; doch Nadel wurde das Gespräch zu ernst und er zog es ins Komische.

„Ewigkeit oder nicht Ewigkeit — eines ist sicher: eine Frau ist ewig. Seht sie euch an,“ — er deutete auf Dwojre, die neben ihm saß — „ist sie nicht ewig? Eine Frau hat Ewigkeit, das lasse ich mir nicht nehmen. Die wahre Ewigkeit ist bei der Frau. Seht sie euch nur an, ihr Haar, ihr Gesicht, ihre glänzenden Augen, und saget mir — ist in ihr nicht Ewigkeit? Doch vielleicht meint ihr nach euren philosophischen Theorien, ich müßte die Ewigkeit nur in der Tat fühlen, zum Beispiel in einem Kuß, was...? Buchholz, erlaube, daß ich sie küsse, ich will die Ewigkeit im Augenblick fühlen, in der Tat des Augenblicks, oder besser — in der augenblicklichen Tat.“

Alle wurden von der heiteren Stimmung angesteckt, in die Nadel sie gebracht hatte.

„Verwehre ich dir denn, sie zu küssen? Ich habe ja hier nichts zu sagen“, rief Buchholz.

„O nein, Bruderherz, du mußt ihr befehlen, daß sie sich küssen läßt, sonst hat sie Angst vor dir, ich kenne euch!“

Dwojre wurde rot und lachte. Sie fühlte sich ein wenig sonderbar berührt, doch ihr gefiel die Gesell-

schaft, auch das Spiel, das Nadel mit ihr trieb, und sie half mit:

„Buchholz hat in diesem Falle gar nichts zu reden!“

„Bravo, bravo!“ — Nadel klatschte in die Hände. „Für dieses Wort muß ich Sie sofort küssen, und wenn es mich meine ganze Ewigkeit kosten sollte“ — er umfaßte Dwojre und küßte sie; Dwojre ließ es gutgelaunt geschehen.

„Ja, die Philosophen haben recht,“ rief Nadel, nachdem er Dwojre geküßt hatte, „es gibt wirklich eine Ewigkeit im Augenblick, das habe ich jetzt selbst gefühlt.“

„Sehen Sie! — Und Buchholz hat ein Werk geschaffen, in dem liegt wirklich Ewigkeit“ — warf Moscovici unvermittelt ein.

„Wirklich?“ fragte Nadel verwundert.

„So wahr ich lebe! Ich schwöre es bei der Ewigkeit!“ sagte Freier. „Ich habe es gesehen, es ist ein ewiges Werk“, fügte er in überzeugtem Ton hinzu.

„Wirklich?“ sagte Nadel mit gemachtem Staunen. „Buchholz, wie macht man das? Wie erwischt man die Ewigkeit? Lehren Sie mich das, ich bitte Sie.“

„Durch sie!“ — Freier deutete auf Dwojre.

„Durch sie?“ fragte Nadel verwundert.

„Es ist das größte und modernste Werk, das in der Bildhauerei seit Rodin geschaffen wurde“ — Moscovici vergaß plötzlich seine frühere Kritik völlig. „Die Komposition ist wie ein Lied, es trägt Spuren wirklicher Ewigkeit. Ich bin überzeugt, — das Metropolitanmuseum erwirbt es und es wird der Stolz des ganzen Judentums sein. Der große Antiquitätenhändler Davidson von den Flämischen Kunstgalerien bietet schon einen Haufen Geld dafür,

so einen Haufen“ — Moscovici türmte mit einer Handbewegung einen Haufen über dem Tisch auf.

„Wenn es von ihr kommt,“ — Nadel deutete auf Dwojre — „so bin ich überzeugt, daß es ein großes Werk ist, jawohl, ein großes Werk. Dafür muß ich sie noch einmal küssen“ — Nadel setzte seine Worte sofort in die Tat um. „Menschen, warum sitzt ihr da? Ein solches Werk muß man mit Champagner begießen, unbedingt mit Champagner... Kellner, Kellner!“

„Was wünschen Sie, Mr. Nadel?“ — der Kellner eilte herbei.

„Bringen Sie einen Siphon Sodawasser, wir wollen Champagner machen! Herr Bermann, ich bitte Sie, spielen Sie etwas für uns, Ihre Stammkunden sind ja schon weggegangen“ — er deutete auf den leeren Keller.

Es war schon spät und die gewöhnlichen Besucher, die Geschäftsleute, die im Keller das Abendessen nahmen, waren bereits fortgegangen. Übriggeblieben waren nur die Gruppe an Nadels Tisch und vereinzelte Pärchen, die in den Ecken saßen. Der Zigarren- und Zigarettenrauch hüllte alle ein. Die Stimmung im Keller wurde anheimelnd und ein Gefühl des Fremd- und Naheseins zugleich umfaßte alle Gäste, die noch im Keller saßen. Alle waren gut gelaunt, die einen vom Wein, die anderen von der Musik. Und wie es in solchen Lokalen zu vorgerückter Stunde der Fall ist, alle fühlten sich einig, bekannt und vertraut, als gehörten sie einer Familie an.

Bermann liebte es, vor diesem späten Publikum zu spielen, und in der anheimelnden Stimmung seiner Gäste fand er den richtigen Ton auf seinem Cymbal.

Auf den Tischen tauchten frische Weinflaschen auf. Das Cymbal seufzte unter Bermanns Händen.

Plötzlich herrschte tiefe Stille. Bermann spielte ein Volkslied; die Melodie gehörte zu denen, die man in jedem Hof hört. Gerade deshalb rief das Lied tiefe Traurigkeit hervor. Elegisches lag darin und die Saiten des Cymbals seufzten, weinten und flehten. Doch sie weinten und stöhnten nicht um eines Unglücks willen, nicht kummervoll, sondern sie schienen vor Freude und Lust zu weinen. Sie gaben die Unendlichkeit, die Unbegreiflichkeit unserer Freude wieder, die Trauer und die Kürze, die unserer Freude eigen ist, den Tod, der auf das Ende unserer Freude lauert.

„Tschort poberij! Der Teufel hol's! Ewig oder nicht ewig, es ist eine Freude, zu leben... Buchholz, laß mich noch einmal deine kleine Frau küssen, ich bitte dich!“ rief Nadel zu Buchholz hinüber.

Miß Forster

Plötzlich öffnet sich die Tür und es tritt — Miß Forster ein; hinter ihr ein baum langer Amerikaner, der sich in der Tür wie ein dünner Baum in die Winde beugt. Als ob sie die fröhliche Stimmung neu entfachen wollten, treten sie mit lustigem Lachen ins Lokal; offenbar ist es nicht ihre erste Station. Sie wollen bei einem leeren Tischchen Platz nehmen, doch Miß Forster bemerkt in der Gesellschaft Buchholz und Dwojre und führt den Amerikaner sofort zum Tisch. Dort stellt sie ihm Buchholz vor:

„Siehst du, Gregory, das ist mein Freund Buchholz, der größte lebende amerikanische Bildhauer. Das einzige, was er braucht, ist ein wenig Reklame, die erwartet er eben von dir. Und die da“ — sie deutet auf Dwojre — „ist seine kleine Freundin, russisch durch und durch. Die Herren sind alle meine Freunde, — Dichter, Schriftsteller, Gelehrte und Denker. An diesem Tisch gibt es mehr Geist als im ganzen übrigen Amerika.“ Damit schiebt Miß Forster ihren Arm so nonchalant in den Gregorys, daß alle staunen. „Das ist unser alter Freund Gregory, der lange Gregory vom ‚Journal‘, Ire durch und durch, das könnt ihr an seiner grünen Krawatte erkennen. Und ich bin Miß Forster. Darf man bei euch Platz nehmen? Buchholz, stelle uns deine Freunde vor!“

Buchholz stellte die Gesellschaft vor. Für jeden einzelnen hatte Miß Forster ein freundliches Wort und ein Kompliment. Als Nadels Name genannt wurde, rief sie freudig: „Sind Sie der berühmte Dichter?“ Damit gewann sie sofort Nadels volle Sympathie. Jedem sagte sie freundlich, sie habe schon oft von ihm gehört und sei überaus erfreut, seine Bekanntschaft zu machen. Der starke Druck ihrer kleinen, weichen Hand und das aufrichtig liebenswürdige Lächeln ihrer kleinen Lippen und ihrer schwarzen glänzenden Augen schufen bald ein Band der Vertraulichkeit zwischen ihr und der Gesellschaft und hielten die gute Stimmung von früher aufrecht. Gern wurde ihr am Tische Platz gemacht.

Die einzige Schwierigkeit bildete das Englischsprechen; man mußte dem „Goj“ zuliebe englisch sprechen und das störte die Stimmung. Doch Miß Forster wußte auch da Rat:

„Laßt euch nicht stören, spricht ruhig weiter jiddisch! Er versteht jedes Wort, und was er nicht versteht, braucht er auch nicht zu verstehen. Laßt euch nicht stören, kümmert euch nicht um ihn!“

„Wenn man in unsere Gesellschaft kommt, muß man Einstand zahlen“, rief Nadel mit lustigem Lachen.

„Womit?“ fragte Miß Forster.

„Mit einem Kuß oder mit einer Flasche Wein, Sie haben die Wahl.“

„Sie können beides haben“, erwiderte Miß Forster lachend.

„Nein, beides nicht,“ — Nadel bestand auf seinem Schein — „also meinetwegen Wein, tschort poberij,

zwei Flaschen, nein, drei Flaschen Wein für unsere Gäste! Herr Bermann, etwas auf dem Cymbal zu Ehren der Gäste! Es sind vornehme Gäste, bedeutende Amerikaner. Der Mister da ist ein berühmter amerikanischer Schriftsteller und die Miß ist eine große... was für eine große eigentlich?“ unterbrach sich Nadel fragend.

„Freundin“, lachte Miß Forster.

„Nein, eine große Schönheit, mein Wort!“

Bald stand neuer Wein auf dem Tisch. Bermanns Spiel brachte nicht nur Miß Forster, sondern sogar den schweigenden Amerikaner aus der Ruhe und er ließ sich einen Kognak geben.

„Heute bummeln wir die ganze Nacht! Wir gehen nicht schlafen; heute dürfen wir nicht nach Hause gehen! Zwei solche Schönheiten sind an unserem Tisch,“ — plötzlich umarmte Nadel beide — „nein, heute gehen wir nicht schlafen. Gehen wir nach Greenwich Village! Dann wollen wir zu Buchholz ins Atelier gehen, ja, zu Buchholz ins Atelier wollen wir auch gehen, um sein neues Meisterwerk anzusehen. Wissen Sie schon, er hat ein neues Meisterwerk geschaffen! Man erzählt, daß sie (er deutete auf Dwojre) sein Modell war. Es soll ein geniales Werk sein.“

„Ich weiß, daß er ein großer Künstler ist“, sagte Miß Forster.

Buchholz wurde über und über rot vor Scham.

„Also, werden Sie mit uns in Buchholz' Atelier gehen?“

„Alles, was Sie wollen“, erwiderte Miß Forster.

„O, so hab' ich's gern! Das nenne ich mir ein Mädel!“

„Alles, was Sie wollen.“ Ich liebe Sie, ich liebe Sie schon um dieses Wortes willen. Leute, was schweigt ihr? Zwei so schöne Frauen sind in unserer Mitte, die schönsten Frauen der Welt! Sie (er deutete auf Dwojre) ist wie eine Knospe, die sich erst zu entfalten beginnt, und sie (er deutete auf Miß Forster) eine Rose, eine rote Rose in voller Blüte. Seht nur, wie reif sie ist! Ihr Körper ist wie eine Rose, wie eine blühende Rose. Leute, was sitzt ihr da wie die Holzklötze? Ich mag euch nicht! Seht euch doch die Rose an! Und seht euch die Knospe an! Warum sagt ihr nichts? Hol' euch der Teufel!“

„Was sollen wir tun?“ fragte Freier ernst.

„Heute ist alles erlaubt, man darf alles, alles auf der Welt darf man, hört ihr, alles! Buchholz, Sie dürfen kein Anhänger des Privateigentums sein! Ich bin Sozialist. Heute bin ich Sozialist. Ich glaube nicht an Privateigentum. Heute ist alles erlaubt, alles“ — er umarmte Miß Forster und drückte einen langen Kuß auf ihren kräftigen, vollen Rücken, zugleich streichelte er Dwojres Haar. „Auch Sie bekommen einen Kuß... Sie auch, doch Sie sind eine Knospe, eine kleine Knospe.“

„Leute, retten wir die Frauen aus seinen Händen,“ rief Freier, „er blamiert uns ja vor den Leuten. Man wird glauben, wir seien Wilde.“ — Freier trat elegant auf Miß Forster zu und sagte, sich gentlemanhaft verbeugend, in ernstem Ton:

„Ich bin dafür nicht verantwortlich.“

Nadel geriet in Verlegenheit.

„Habe ich Sie beleidigt?“ fragte er Miß Forster in kindlichem Ton.

„Das tut nichts,“ — Miß Forster lächelte — „ich

habe Sie gern, Nadel, Sie sind ein großer Dichter, Sie dürfen alles.“

„Jetzt sehe ich — Sie sind ein großer Mensch, ein großer Mensch“, sagte Nadel gerührt, küßte ihr die Hand und beruhigte sich.

Die fröhliche Stimmung, in die Nadel alle versetzt hatte, schien auf Buchholz nicht gewirkt zu haben; er wurde traurig und ernst. In der letzten halben Stunde war etwas in ihm vorgegangen. Unaufhörlich sah er Miß Forster an, verschlang sie geradezu mit seinen Blicken. Er hatte sie schon mehrmals getroffen und kannte sie, doch noch nie hatte er sie in solchem Licht gesehen, nie hatte sie so tiefen Eindruck auf ihn gemacht...

Manchmal bewirkt ein zufälliges Wort eines Fremden, daß wir die Dinge in einem ganz anderen Lichte zu sehen beginnen. So war es auch diesmal. Nadels Phrase „Miß Forster sieht aus wie eine rote Rose in voller Blüte und Dwojre wie eine Knospe“ öffnete Buchholz die Augen.

An diesem Abend sah Miß Forster wirklich wie eine Rose, eine blühende rote Rose aus. Aus dem tiefen Dekolleté ihres weinfarbenen Kleides erhob sich ihr biegsamer rosiger Körper. Das Kleid war aus so dünnem, leichtem Stoff und seine Falten legten sich so eng an Miß Forsters kräftigen, graziösen Leib, daß nicht nur die Linien und elastischen Bewegungen, sondern alle Grübchen und Heimlichkeiten dieses Körpers zu sehen waren. Das war kein Kleid, — Miß Forster schien einen durchsichtigen Tüllschlafrock zu tragen... Das reiche schwarze Haar fiel in glattem Scheitel über ihren Kopf und verdeckte die Ohren. Doch die hohe Haarkrone war so

locker, daß sie jeden Augenblick auseinanderzufallen und über Hals und Nacken zu gleiten schien. Ihre Augen waren kleine, schmale, japanisch geschnittene Rosinenaugen; Mund und Kinn hatten so viel graziöse Anmut, daß sie die Falten ihrer hohen Stirn verjüngten und der tiefen Linie, welche die Jahre oder die Sorgen auf ihrem Hals gezogen hatten, noch mehr weiblichen Reiz gaben. Alles an dieser Frau war reif, nicht nur ihr voller Körper; den klugen Augen war es anzusehen, daß ihre Seele reif war, und diese Reife gab dem vollen, aber biegsamen Körper besonderen Reiz.

Unwillkürlich begann Buchholz in Gedanken die neben ihm sitzende stille und traurige Dwojre mit Miß Forster zu vergleichen; Dwojre mit ihrem Lockenkopf und dem zarten Hals sah neben Miß Forster wie ein Kind neben einer Frau aus...

Neben ihm saß ein Kind, eine kindliche Frau, die ihm bekannt, nahe, vertraut, innig lieb und zu eigen war, doch so zu eigen, wie sein eigenes Blut, wie eine Schwester, wie eine Mutter — ohne sie konnte er sich sein Leben nicht mehr vorstellen. Ihm gegenüber aber saß unerreichbar eine reife Frau, deren reifer Körper und reife Seele reizte, in der zugleich mit der ganzen erdhaften Üppigkeit, die ihr rosiger Körper ausströmte, eine wundervolle Grazie wohnte, die in unbekannte Welten, in die Zauberwelten ihrer reifen und erfahrenen Seele, trug...

Buchholz fühlte in diesen seinen Gedanken nichts Unrechtes; im Gegenteil, ihm war es, als sei Dwojre schon so sein eigen, daß er diese Gedanken nicht allein, sondern zusammen mit ihr dachte. Er sah sich stets mit Dwojre zusammen, als wären sie ein

Wesen; und es schien ihm, daß er zusammen mit Dwojre diese schönen Gedanken dachte, die er Lust hatte zu denken, die so gut zu denken waren — es tat ja so wohl, an dem rosigen Körper, den schönen klugen Augen, an der ganzen schönen Frau, die hier saß, seine Phantasie zu entzünden...!

Buchholz beobachtete jede Bewegung der Miß Forster und verschlang sie mit seinen Blicken. Er beneidete Nadel nicht und trug ihm nicht nach, daß er sie geküßt hatte. Nadel beneidete man nicht und trug ihm auch nichts nach; er durfte alles. Buchholz hatte nur den innigen Wunsch, so nahe neben Miß Forster zu sitzen wie Nadel, um den Duft-hauch ihres Mundes und ihres blühenden Leibes einzuatmen...

Vor Entzücken konnte er kein Wort hervorbringen. Er saß still da und starrte auf Miß Forsters nackte volle Arme: „Sie sind so voll“ — ging es ihm durch den Sinn — „und doch so schwebend leicht! Ihre Finger sind so schmal, so vornehm schmal, als hätte jemand sie ausgesaugt, damit sie so schmal werden!“ Wenn sie aufstand, betrachtete Buchholz ihre Füße; er merkte, wie leicht sie auftraten, wie schwebend der Gang war und wie klein diese Füße waren: „Ein so kräftiger, blühender Körper und so kleine Kinderfüßchen, chinesische Füßchen! Ich kenne sie doch, ich kenne sie so lange,“ — besann er sich — „warum habe ich sie bisher nicht gesehen?“ Sooft er Miß Forster bisher gesehen hatte, hatte sie keinen besonderen Eindruck auf ihn gemacht; im Gegenteil, etwas Fremdes, Unnahbares an dieser Frau hielt ihn fern. Und ihr Gesicht, die Fältchen um die Augen und die tiefe Furche um ihren Hals zeugten von

Jahren und Erlebnissen — Buchholz sah in ihr ein älteres Mädchen. Jetzt aber übte eben das, was er bisher an ihr als nicht schön empfunden hatte, einen besonderen Reiz. Die Furche um ihren Hals erschien ihm als fraulicher Schmuck. „Wieviel anmutige Weiblichkeit liegt in dem weißen, vollen Hals,“ — ging es ihm durch den Sinn — „wieviel Leiden liegen in der tiefen Halsfurche; es ist, als hätte ihr jemand einmal mit einer Seidenschnur den Hals zugezogen!“ Das Fremde und Unzugängliche, das ihn stets von ihr ferngehalten hatte, zog ihn gerade jetzt an: „Sie ist nahe und doch fern, sie lacht, ist fröhlich, läßt sich von Nadel küssen und hält doch ihn und die anderen in meilenweisem Abstand. Auch jetzt gibt es eine Grenze, eine unsichtbare Grenze zwischen ihr und allen am Tische. Das ist Frauenstolz, Frauenwürde!“

Unwillkürlich zog er in seinen Gedanken Vergleiche zwischen ihr und Dwojre und stellte fest: „Ein Mädchen aus unseren Kreisen wird nie wissen, wie weit sie gehen darf...“

Er schämte sich dieses Gedankens. Mitleid mit Dwojre stieg in ihm auf, und er bemühte sich, Dwojres besonderen Reiz ausfindig zu machen. Unwillkürlich ging er auf sie zu und streichelte ihr Haar. Doch seine Blicke bohrten sich in die Runzeln auf Miß Forsters Gesicht und immer wieder in die Furche ihres Halses. Diese Furche schien ihm ein eigenartiges Licht auf ihr Gesicht zu werfen, das Licht des Geistes, der Klugheit, die Buchholz sich wünschte und vor der er Achtung hatte.

Er stand auf, näherte sich schüchtern der Gruppe, in der Miß Forster saß, und begann zaghaft, zur Lehrerin gewendet:

„Ich möchte Ihnen meine neue Arbeit zeigen. Ich bitte Sie, kommen Sie in mein Atelier“, sagte er; sein Gesicht, seine Augen, sein Mund waren eine Bitte.

„Mit dem größten Vergnügen. Wann willst du uns deine Sachen zeigen?“

„Noch heute, gleich jetzt. In einer halben Stunde beginnt es zu dämmern, das wird sehr gutes Licht geben.“

„Ausgezeichnet, wir gehen zu dir. Gregory! Komm' her, Gregory!“ — sie rief den Amerikaner, der schweigend in einem Winkel saß und zusah, wie Nadel die Frauen abküßte. „Ich vernachlässige dich heute den ganzen Abend, du hast mich für ‚nice time‘ mitgenommen und ich vernachlässige dich. Eine schöne Partnerin hast du dir ausgesucht! Aber an allem ist die Rasse schuld. An allem ist die alte Heimat schuld. Wenn ich mit denen zusammenkomme, brauche ich euch nicht. Mit ihnen zusammen ist es warm und gut, mit euch ist es kalt, fremd, anglosächsisch, verstehst du? Hieher gehöre ich eigentlich, zu ihnen, zu Nadel. Sieh' ihn dir nur an: Ist er nicht wunderbar?“

„Er ist allright, Isabel!“ erwiderte der Amerikaner und drückte Miß Forster kräftig die Hand. Buchholz beneidete ihn.

„Du wirst mit mir in sein Atelier gehen! Ich will, daß du seine Arbeiten siehst, er ist ein großer Künstler, und ich will, daß du ihm hilfst, hörst du?“

„Gut, wie du es wünschst.“

„O, dear old Gregory! Du Ärmster, du siehst wie eine Ziege aus, die unter Wölfe geraten ist. Wie unterhältst du dich?“

„Es ist die schönste Zeit meines Lebens, Isabel!“ versicherte der Amerikaner; seinem Gesicht und seiner Haltung war nichts davon anzumerken.

„Wenn dem so ist, so setz' dich wieder in deinen Winkel und rauche deine Pfeife, Nadel wird schon für uns alle die Unterhaltung besorgen. Ich habe hier noch etwas mit dem kleinen Spitzbuben zu besprechen“ — sie deutete auf Dwojre. „Wenn es Zeit ist, werde ich dich rufen.“

Sie setzte sich zu vertraulichem leisem Gespräch mit Dwojre in eine Ecke.

Nadel stellte inzwischen die Welt auf den Kopf. Nachdem er alle Frauen, die sich noch im Lokal befanden, abgeküßt hatte, brachte er es so weit, daß die anderen Männer dasselbe taten. Er vermengte die Paare so untereinander, daß sie sich selbst nicht auskannten und nicht wußten, wer zum andern gehörte... Nadel rief unaufhörlich den Männern und Frauen zu, sie seien „Egoisten“ und Anhänger des „Privateigentums“. Er predigte den Männern: „Ihr laßt es euren Mädchen nicht gut gehen. Vielleicht will sie einen anderen Mann küssen! Warum verwehrst du es ihr? Sei nett, laß sie den küssen, den ihr Herz begehrt...“ Auf diese Weise beschwor er ohne sein Wissen und Wollen Tragödien herauf. Dann bewog er alle Gäste zum Tanzen und wirbelte sie wie ein Sturmwind durcheinander. Er brachte es so weit, daß schließlich der kühle lange Gregory mit einer brünetten Kleinen einen wilden Zigeunertanz aufführte...

Doch Buchholz brannte darauf, die ganze Gesellschaft so schnell wie möglich in sein Atelier zu bringen. Noch nie in seinem Leben hatte er so unbändige

Lust gehabt, seine Arbeiten jemandem zu zeigen, wie jetzt Miß Forster. Er wollte in ihren Augen gewinnen, wollte sich vor ihr mit etwas hervortun, mit dem Besten, was er hatte — mit seiner Kunst. Als es zu dämmern begann, schleppte er die ganze Gesellschaft in sein Atelier.

Ungeduldig lief Buchholz voraus und flog die Treppen zu seinem Atelier empor. Das Glück seines Jenseits hätte er für den Augenblick gegeben, da er in Miß Forsters Augen Anerkennung finden würde. Er riß die Tücher, die als Vorhänge dienten, vom Fenster. Ein eigenartiges Licht, aus Tag und Nacht gemengt, drang ins Atelier. Buchholz stellte seine Figuren auf. Rechts den „Simson“, links den „Adam“ und in der Mitte im Vordergrund sein jüngstes Werk „Die Mutter“. In dem grauen Licht der Morgendämmerung bekamen die Figuren etwas Phantastisches. Die Konturen verschwammen. In den dichten grauen Schatten, mit denen das Atelier jetzt erfüllt war, schienen die Figuren zu schweben, sich wie Sphinxen aus Nebelwolken zu erheben. Der „Simson“ stand in seiner mächtigen Kraft da, lachend und spielend wie ein Kind. Der mystische „Adam“, dessen sechs Händepaare sich in die Höhe reckten, die „Mutter“ mit ihren seltsam hohen Beinen, dem herausfordernden Blick ihrer Augen, wie eine Heldin, die jemanden beschützt, — sie alle sahen aus wie Götter, wie die alten Götter, denen die Menschen einst dienten.

Die Festigkeit, die Sicherheit, das Selbstbewußtsein und die primitive Kraft des Künstlers, der diese Werke wie auf eines Gottes Geheiß geschaffen hatte, fielen in die Augen; selbst Moscovici und Freier waren jetzt nicht imstande, ihre Kritiken anzu-

bringen. Nadel erklärte mit einem Faustschlag auf den Tisch:

„Das sind die größten Werke des zwanzigsten Jahrhunderts und sie werden eine Revolution in der bildenden Kunst hervorrufen.“

Der kühle Amerikaner sprach kein Wort. Er fragte Buchholz bloß:

„Was ist das für eine Schule? Klassisch oder modern?“

Darauf konnte ihm Buchholz nicht antworten.

Doch Miß Forster, die die Bildwerke lange, schweigend, mit enthusiastisch flammendem Gesicht betrachtet hatte, ging auf Buchholz zu, faßte seine beiden Hände und drückte sie fest:

„Du bist ein großer Künstler, du hast die primitive Urkraft eines Gottes.“

Buchholz schwieg. Er sah ihr zum erstenmal in die Augen. Seine Unterlippe bebte vor Erregung. Seine Zähne schlugen aufeinander, er vergaß sich und hielt ihre Hand lange in der seinen.

Miß Forster errötete unter seinem Blick, senkte die Augen und zog sachte und leicht ihre kleinen, glatten Finger aus seiner großen Hand. Doch Nadel, der alles bemerkt hatte, wandte sich an Miß Forster:

„Geben Sie ihm einen Kuß! Sie müssen ihn küssen, er hat es verdient! Er ist ein großer Künstler.“

Miß Forster wurde rot wie ein Schulmädchen und sagte lachend:

„Ich weiß gar nicht, ob er es will.“

„Sie sehen doch, daß er darnach brennt!“ — Nadel neigte ihre beiden Köpfe gegeneinander und sprach auf sie ein: „Küssen Sie ihn, Sie müssen ihn küssen! Er hat es verdient.“

Buchholz trank gierig den Nelkenduft ihres Körpers und wurde berauscht.

Beide erröteten wie Kinder und ihre Herzen klopften.

Doch Miß Forster faßte sich bald. Sie entzog sich Buchholz' Armen, ging auf Gregory zu und umarmte ihn:

„Dear Gregory, du mußt es tun! Du mußt es für mich tun! Du wirst damit etwas Gutes und Nützliches tun.“

„Allright, Isabel,“ sagte Gregory gelassen und zog sein Notizbuch heraus, „gib mir den Stoff!“

Miß Forster setzte sich neben ihn und begann ihm die Primitivität und Kraft der Werke Buchholz' zu erklären.

„Isabel, du kennst den Stoff nicht, den ich brauche. Gib mir Tatsachen! Wie alt ist er?“ — er deutete auf Buchholz — „Was hat er bisher getan?“

„Der junge Mann hier“ — Moscovici nahm das Wort — „hat, obwohl er kein Stückchen Brot im Hause hatte, dennoch einen Mäzen alle Treppen hinuntergeworfen, weil er ihm vorschlug, für Geld ein Kompromiß mit seiner Kunst zu schließen und Werke zu schaffen, die ihm nicht gefielen.“

„Das ist der Stoff. Eine erstklassige Geschichte für die erste Seite meiner Zeitung!“ rief der Amerikaner aus, jetzt zum erstenmal wirklich begeistert. „Ein hungriger Künstler wirft einen Mäzen die Treppe hinab und will kein Kompromiß mit seiner Kunst eingehen, — das ist die Geschichte!“

Und Gregory machte fieberhaft Notizen...

Als sie — es war schon hoch am Tage — Abschied

nahmen, trat Freier auf Miß Forster zu und sagte ganz unvermittelt:

„Ich bin nicht verantwortlich für alles, was er“ — er deutete auf Nadel — „den ganzen Abend hindurch aufgeführt hat.“

„Idiot! Ich bin verantwortlich. Ich allein bin für alles verantwortlich!“ — Nadel schlug heldenhaft an seine schmale Brust.

Das große Los

Ein paar Tage später erschien in der Sonntagsnummer einer der größten New Yorker Zeitungen ein Artikel über Buchholz. Er handelte mehr von Buchholz' Leben als von seiner Kunst und trug einen Titel, der über die ganze Seite lief: „New Yorks größter Künstler lebt unbekannt in einer Dachstube.“ In dem Artikel war erzählt, wie Buchholz lebt und wie er seinen Lebensunterhalt erwirbt: „Bei Tag steht er an einer Wäscherolle auf der East-Side und arbeitet für das trockene Brot, bei Nacht formt er aus Ton seine großen Meisterwerke. Er hat keine Schule besucht, seine Werke schafft er alle aus der eigenen Intuition. Seine Werke kennzeichnet eine ungeheure primitive Kraft.“

Selbstverständlich hatte Gregory nicht vergessen, zu erzählen, wie Buchholz verschiedene Vorschläge von Händlern und Mäzenen gemacht wurden, die er alle zurückwies, obwohl er hungerte, und daß er physische Arbeit leisten mußte, um sein Leben zu fristen. „Seine junge schöne Frau arbeitet in einem Shop,“ — hieß es weiter — „nur deshalb, weil die erwähnten Vorschläge gegen seine künstlerische Überzeugung waren.“ Dann kam ein ausführlicher Bericht über einen Skandal mit einem Händler, den Buchholz die Treppe hinuntergeworfen hatte.

Dem Artikel waren Bilder von Buchholz selbst, seinem Atelier und seinen Werken beigegeben, die Miß Forster für ihren Freund Gregory besorgt hatte. Der „Simson“, der die ganze Länge der Seite ausfüllte, machte auch in der Photographie starken Eindruck, die anderen Werke weniger, da sie verwischt herausgekommen waren. Der Artikel schloß mit der Aufforderung: „Wer wird dem großen amerikanischen Künstler helfen, mit einer Ausstellung seiner Meisterwerke in die Öffentlichkeit zu treten?“

Noch am selben Tage bekam Buchholz den Besuch des Direktors der Flämischen Kunstgalerien, Mr. Davidsons, dessen Besuch Moscovici so lange angekündigt hatte, ohne daß er eingetroffen wäre. Davidson war ein kleiner, magerer, beweglicher Jude, mit einer großen Brillantnadel in der Krawatte. Es bewahrheitete sich, was Moscovici gesagt hatte: Davidson wollte sämtliche Werke Buchholz' „in Bausch und Bogen“ erwerben, nicht nur die, die er bereits geschaffen hatte, sondern auch die, welche er in den nächsten zehn Jahren schaffen würde. Er sprach von Zehntausenden von Dollars und versprach Buchholz, ihn im Weißen Hause einzuführen und den Präsidenten der Vereinigten Staaten für eine Büste zu gewinnen; dann werde Buchholz Aufträge für Büsten von Rockefeller, Jacob Schiff und anderen „großen Millionären“ bekommen. Dabei zog Davidson einen Kontrakt hervor und reichte ihn Buchholz zur Unterschrift.

Doch Miß Forster stand Wache. Sie hatte Buchholz eingeschärft, er möge ja nichts unterschreiben, sie werde für ihn schon die richtigen Personen ausfindig machen.

In den nächsten Tagen kamen andere Leute, betrachteten Buchholz' Bildwerke und tuschelten geheimnisvoll miteinander. Sie reichten ihm wieder Papiere zur Unterschrift, und wenn Buchholz ablehnte, gingen sie fort. Bald wurde es wieder ruhig und man hörte längere Zeit gar nichts.

Ein paar Wochen später kam Miß Forster ins Atelier; sie brachte eine „Lady“ und zwei Amerikaner mit. Der eine davon war Mr. Gregory, der den ganzen Rummel gemacht hatte; er und der andere Amerikaner betrachteten sehr ernsthaft Buchholz' Skulpturen. Der fremde Amerikaner war ein berühmter Kunstkritiker — Miß Forster hatte Buchholz zugeflüstert, das sei der berühmte Mr. Davis. Er war ebenso schweigsam wie Gregory. Lange betrachtete er Buchholz' Bildwerke, ohne ein Wort zu sprechen; doch als er die „Mutter“ sah, kam ein wenig Wärme in sein Gesicht und seine Augen begannen zu leuchten. Er geriet über die Arbeit in Begeisterung; diese fand darin ihren Ausdruck, daß er hastig die Asche seiner Pfeife ausklopfte und sie frisch stopfte. Lange und ernsthaft betrachtete er die Statue, besah sie von allen Seiten und wendete sich dann an die fremde Dame, eine ältere Lady, deren Gesicht von der Sonne gebräunt war (Buchholz wunderte sich die ganze Zeit, wieso das Gesicht der Dame mitten im Winter sonnverbrannt sein konnte):

„Ohne Zweifel haben wir es hier mit einem originellen und starken Talent zu tun, von eigenartiger primitiver Kraft, tiefem Empfinden und starker Intuition, jedoch unkultiviert und roh. Dadurch wird oftmals die Kraft in Brutalität verwandelt.“

Hierauf zog er Buchholz ins Gespräch und fragte ihn, wo er zeichnen gelernt habe. Als Davis erfuhr, daß Buchholz bisher eigentlich keine Kunstschule besucht und nur in der Evening-School einer jüdischen Erziehungsanstalt ein wenig zeichnen gelernt hatte, wandte er sich an die fremde Dame:

„Alles, was der junge Mann braucht, ist ein bißchen Europa, — Rom und Paris, damit er sieht, was andere vor ihm geschaffen haben, und nicht immer aufs neue Amerika zu entdecken glaubt“ — dabei lächelte er freundlich zu Buchholz hinüber.

„Und wie denken Sie über eine Ausstellung seiner bisherigen Arbeiten?“ fragte Miß Forster den autoritativen Mr. Davis in einem Ton, in dem man einen Arzt über einen Kranken befragt.

„Gewiß, die Sachen sind Kunstwerke, besonders die Mädchenfigur, — Mut und Selbstbewußtsein fehlen ihm nicht, im Gegenteil, er hat etwas zu viel davon. Ein wenig mehr Zweifel, junger Mann!“ — wandte er sich an Buchholz. „Daß Ihnen die Ausstellung am Ende nicht den Kopf verdreht!“ — ermahnte er ihn scherzend.

Der Besuch verabschiedete sich von Buchholz und Dwojre sehr herzlich. Die alte Lady mit dem zur Unzeit von der Sonne gebräunten Gesicht beglückwünschte Buchholz und sagte beim Abschied, er möge sich bei Mr. Davis für den guten Rat bedanken, und man werde sehen, was man für ihn tun könne. Mr. Davis drückte ihm warm die Hand mit den Worten: „Amerika ist bereits entdeckt. Das werden Sie in Rom, in Florenz, in Paris sehen.“

Buchholz verstand nicht, was diese Worte bedeuteten. Doch als Miß Forster sich von Dwojre ver-

abschiedete, umarmte sie sie sehr herzlich und flüsterte ihr freudig zu:

„Die sieben mageren Jahre sind vorüber, kleine Dwojre, jetzt beginnen die sieben fetten Jahre...“

Einige Tage später brachte Miß Forster dem Paar die frohe Botschaft, die Lady, die bei ihnen vor einigen Tagen zu Besuch gewesen war, sei eine bekannte Philanthropin auf der East-Side, und es sei ihr auf Grund der Empfehlung des berühmten Kunstkritikers Davis gelungen, für Buchholz ein Stipendium von fünftausend Dollar für eine zweijährige Europa-reise von einem bekannten jüdischen Philanthropen zu erhalten, der hauptsächlich New Yorker Künstler förderte. „Die kleine Dwojre muß selbstverständlich mitkommen“, fügte Miß Forster freudig hinzu. Ferner hatte Mr. Davis eine bekannte Galerie auf der Fünften Avenue bewogen, eine Ausstellung von Buchholz' Bildwerken zu veranstalten; das alles war Gregorys Artikel in der Zeitung zu verdanken.

Miß Forster erzählte im Detail und mit enthusiastischer Freude, wie es auf Grund von Gregorys Artikel gelungen war, zunächst die „Social-Worker“, deren Repräsentantin die erwähnte Lady war, zu gewinnen; die Social-Worker-Lady hatte den Millionär ausfindig gemacht, und der hatte Mr. Davis entsendet, damit er seine fachmännische Meinung abgebe. Das Ergebnis war ein Brief von Mr. Davis und der Social-Worker-Lady an Miß Forster, in dem sie sie ersuchten, dem Künstler den Erfolg ihrer Bemühungen mitzuteilen.

„Und jetzt, meine kleine Dwojre, gibt es keinen

Shop mehr, keine Arbeit und keinen Kummer! Jetzt kommt Europa: Rom, Florenz und Paris, Paris mit allem, was dein Herz begehrt. Was sagst du jetzt?“ fragte sie voll Freude.

Dwojre antwortete nicht. Eine Traurigkeit, deren Grund sie nicht kannte, hatte sich um ihr Herz gelegt und sie schwieg.

„Du schweigst?“ fragte Miß Isabel.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Dwojre, „ich begreife, daß das alles ein großes Glück für Buchholz ist, doch es freut mich nicht. Es macht mich irgendwie traurig.“

„Warum?“

„Ich hätte gewünscht, es wäre auf andere Weise gekommen... Ich habe es mir ganz anders vorgestellt,“ sagte Dwojre mehr zu sich, „ganz anders.“

„Für jeden Fall ist Paris sehr schön, und du wirst schon auf den Geschmack kommen“, sagte Miß Forster ein wenig frostig.

„Ich weiß es, ich danke Ihnen ja sehr! Wir sind Ihnen so viel Dank schuldig. Sie haben so viel für uns getan!“ — zu Tränen gerührt, drückte Dwojre Miß Forsters Hände.

„Darüber mach’ dir keine Sorge, du wirst mir von Paris aus danken“, erwiderte Miß Forster, zog ihre Jacke an und ging, wie es Buchholz schien, ein wenig kühl.

„Warum hast du das getan? Warum? Warum?“ Buchholz rannte erregt durch das Zimmer, als Miß Forster gegangen war.

„Ich weiß es nicht, ich habe es so gefühlt“, entschuldigte sich Dwojre, die ihren Fehler einsah.

Buchholz konnte es noch immer nicht glauben, daß „der Haupttreffer“, wie er es nannte, wirklich gekommen war. An Miß Forsters Mitteilungen hegte er keinen Zweifel; alles, was aus Miß Forsters Munde kam, war für ihn Tabu; bloß daß sie hier gewesen war, daß sie berichtet hatte, daß sie sich für ihn interessierte und an ihn dachte, war Buchholz mehr wert als der „Haupttreffer“ selbst.

„Aber sicher wird etwas dazwischenkommen“, sagte er zweifelnd, „und alles wird zunichte werden, ja, irgend ein Unglück wird geschehen; da ich ein Schlemihl bin, werden die Schiffe des Philanthropen untergehen und er wird ein armer Mann werden. Oder es wird ein Krieg ausbrechen, New York wird von einem Erdbeben zerstört werden. Wenn es sich darum handelt, daß mir das Glück vor der Nase davonläuft, so kann alles mögliche geschehen, sogar eine Naturkatastrophe, damit ich nur ja kein Glück habe“ — schloß er seine skeptischen Betrachtungen.

Doch eines Morgens, an einem herrlichen Frühlingstag, da, wie es in den Romanen steht, alle großen Glücksfälle eintreten, brachte die Post Buchholz einen eingeschriebenen Brief. Darin lag (Buchholz traute seinen Augen nicht) ein Scheck auf sage und schreibe fünfhundert Dollar und eine kurze Mitteilung des Sekretariats des Philanthropen, die besagte, das Geld werde Buchholz zur Durchführung seiner Reisevorbereitungen übermittelt. Das Schreiben schloß mit der Bitte, das Bureau zu verständigen, wie er die Geldsendungen wünsche, viertel- oder halbjährig.

Als Buchholz den Brief mit dem Scheck bekam, war Dwojre nicht mehr zu Hause, da sie bereits zur Arbeit gegangen war. Im ersten Augenblick war

er so überrascht, daß er den Mantel umwarf, um Dwojre im Shop aufzusuchen.

Als er auf die Straße kam, wehte ihm der frische Frühlingswind entgegen. Die Sonne schien so golden, daß die Straßen festlich geschmückt aussahen; sie trocknete die Gehsteige und saugte die schmutzige Feuchtigkeit des Vortages auf; es schien, als wollte sie die letzten Spuren des Winters verwischen. Die Schaufenster mit ihren Dekorationen, die Läden mit ihren Schaustellungen, das ganze Getriebe der Straße waren so, daß es Buchholz schien, die Schaufenster, die Geschäfte und das ganze Straßengetriebe seien nicht für Handel und Wandel da, sondern als Spielzeug für einen Festtag. Er lief wie ein Sturmwind durch die Straße. In der Tasche hielt er krampfhaft die Hand mit dem Brief und dem Scheck. Er hatte Lust, alle Vorübergehenden anzuhalten, ihnen das Ereignis zu berichten und den Scheck zu zeigen — er fühlte sich reicher als alle; mit dem Gelde, das er in der Tasche hatte, konnte er, so schien es ihm, die ganze Welt kaufen.

Tief in seinem Innern erwachte ein Verlangen. Einen Augenblick lang kam es ihm vor, daß er nicht zu Dwojre lief, sondern zu Miß Forster; sie werde er mitnehmen, sie werde an seiner Seite durch die Straßen, durch die Fünfte Avenue schlendern, sie beide würden Einkäufe in den Geschäften besorgen, die Einkäufe für ihre gemeinsame Reise nach Europa, — Reisekoffer, Hemden, Schuhe, Mäntel; sie würden heute zusammen in einem erstklassigen Restaurant essen, am Abend zusammen ins Theater gehen und Seite an Seite sitzen; er werde ihren Atem fühlen und vielleicht gar sie bei der Hand halten, ihre Hand

drücken... Buchholz blieb stehen, schüttelte seine Phantasien von sich ab und machte sich selbst Vorwürfe:

„Was bin ich doch für ein gemeiner Kerl! Ein Schuft! Was denke ich da? Wie darf ich das?“

Aber während er sich diese Vorwürfe machte, spürte er den duftigen Atem der Miß Forster, den Duft von roten Nelken, den ihr rosiger Busen ausströmte...

Mit einem Satz war er im Shop und ließ Dwojre herausschreien:

„Du mußt sofort mit mir weggehen, zieh' dich an und komm'!“

„Was ist geschehen?“ fragte Dwojre erschrocken.

„Das da“ — Buchholz zeigte ihr den Brief mit dem Scheck.

Dwojre sah nicht ein, warum sie ihre Arbeit unterbrechen sollte.

„Wenn ich am Abend nach Hause komme, werden wir überlegen, was wir zu tun haben.“

Ihre Kühle ärgerte ihn; er wollte sich heute ein Fest bereiten und sie zerstörte ihm die Stimmung. Er schrie:

„Ich will nicht, daß du arbeitest! Du brauchst nicht mehr zu arbeiten! Mir paßt es nicht, daß du noch arbeitest.“

Dwojre tat es leid, daß sie Buchholz' Freude zerstört hatte; um ihn zu versöhnen, lächelte sie ihm zu. Sie ging in die Werkstätte, nahm für den Rest des Tages Urlaub, kleidete sich an und ging mit ihm.

„Also, was werden wir zunächst tun? Womit sollen wir anfangen?“ fragte sie, sich an ihn schmiegend,

mit liebevollem Lächeln wie in den guten alten Zeiten, um ihn in Stimmung zu bringen.

„Zunächst tun wir gar nichts! Zunächst bummeln wir durch die Straßen und sehen uns die Schaufenster an, als hätten wir keinen Pfennig Geld, wie wir es früher einmal getan haben! Doch wenn uns etwas sehr, sehr gefällt, dann kaufen wir es.“ — Buchholz freute sich wie ein Kind.

„Nein, Chaskel, zu allererst kaufen wir ein großes, großes Bukett Blumen und bringen es Miß Forster, sie hat doch all das gemacht.“

„Ja, Dwojre, ja!“ rief Buchholz begeistert und drückte gerührt Dwojre mitten auf der Straße an sich. „Wir werden sie bitten, mit uns mitzugehen, und werden alle drei durch die Straßen bummeln, was?“

Dwojre wurde es traurig zumute, — wie ihr schien, ohne rechte Ursache, und sie senkte den Kopf.

Doch Buchholz bemerkte nichts. Der Gedanke, Miß Forster mitzunehmen, den ihm Dwojre eingegeben hatte, begeisterte ihn so, daß er sich beeilte, ihn in die Tat umzusetzen.

„Komm, Dwojre, rasch, wir müssen noch den Scheck einlösen, wir haben ja kein Geld!“

Dankbar umarmte er Dwojre.

„Ich habe dich lieb! Ich habe dich so lieb“ — mitten auf der Straße streichelte er ihr Haar.

Im Netz des Glücks

Buchholz hatte mit seiner Ausstellung alle Hände voll zu tun. Miß Forster half ihm viel. Er beriet sich mit ihr in allen Dingen und war daher wenig zu Hause und viel mit Miß Forster beisammen.

Dwojre erschien dies ganz natürlich. „Miß Forster versteht ja so viel von Kunst“, sagte sie sich.

Sie war auf Miß Forster nicht eifersüchtig, denn sie hatte zu viel Hochachtung und Respekt vor ihr, als daß sie einen Verdacht gegen sie gewagt hätte oder eifersüchtig gewesen wäre. Sie bedauerte nur, daß sie selbst Buchholz nicht helfen und mit ihm nicht den ganzen Tag zusammen sein konnte wie die andere...

Selbstverständlich arbeitete Dwojre nicht mehr, so gern sie es auch getan hätte. Zur Arbeit zog es sie aus zwei Gründen: Erstens war ihr das Leben ohne Arbeit langweilig und zweitens konnte sie noch immer nicht glauben, daß sie nicht mehr arbeiten mußte. Es schien ihr, als verbrächte sie ihre Tage im Müßiggang. Doch Buchholz schlug solchen Lärm, daß Dwojre nicht einmal eine leise Andeutung wagte, sie wolle zur Arbeit zurückkehren, und es überhaupt vermied, mit ihm über diesen Punkt zu sprechen.

„Wir fahren bald weg. Wie lange werden wir denn überhaupt noch hier sein? Nur bis zur Ausstellung.

Wir müssen ja die Reisevorbereitungen treffen“, predigte er ihr unaufhörlich.

Sei es, daß Dwojre selbst sich ein solches Glück nicht vorstellen konnte, sei es, daß eine Ahnung es ihr voraussagte — sie war sicher, daß sie nicht mit Buchholz fahren, daß irgend etwas geschehen werde, und sie erwartete es geradezu. Wohl fürchtete sie, daran zu denken, doch sie konnte sich nicht einmal in Gedanken damit abfinden, daß ihre Arbeitstage wirklich und wahrhaftig zu Ende waren und ein neues Leben für sie beginnen sollte.

Warum sie so dachte, wußte sie nicht. Sie hatte keine Ursache, an Buchholz zu zweifeln oder irgend jemanden zu verdächtigen. Buchholz' Verhältnis zu Miß Forster erschien ihr ganz natürlich; sie hatte ihr gegenüber das gleiche Gefühl begeisterter Achtung und Dankbarkeit wie Buchholz. Und doch — „Warum ist mir so traurig zumute? Und warum habe ich, wieviel auch Buchholz von der gemeinsamen Europa-reise spricht, doch nicht den Glauben daran, daß diese Reise erfolgen wird, und warum denke ich gar nicht an die Vorbereitungen zu dieser Reise?“

Es schien, als lege die Armut, in der Dwojre bisher gelebt hatte, ihre schwere Hand auf sie und spräche: „Ich werde dich nicht aus meinem Machtbereich lassen....“

Die Tage, da sie nicht mehr zur Arbeit ging, sondern bloß wartete, waren für Dwojre die schlimmsten und unseligsten. Buchholz begriff ihre Stimmung nicht. Er ging strahlend umher in der Sonne des Glücks, die für ihn zu scheinen begann, Dwojre aber saß dabei wie ein Klageweib, still, schweigend, traurig. Ihr gewohntes frohes Lächeln, das ihm stets Freude

gemacht hatte, wenn er sie ansah, war verschwunden. Nur ein trauriger Abglanz dieses Lächelns war noch auf ihren kleinen Lippen geblieben, die sich verzogen, als wollten sie weinen. Ihre Augen wurden in diesen Tagen noch größer und noch glänzender und sie begann mehr durch sie zu sprechen als bisher.

Buchholz wurde wie die Unruhe eines Uhrwerks von seinem Gefühl und seinem Temperament in den Kampf zwischen Miß Forster und Dwojre gerissen, der in seinem Herzen nicht einen Augenblick lang ruhte, seit er Miß Forster mit anderen Augen zu sehen begonnen hatte. Vergeblich war jeder Einwand, jeder heilige Vorsatz, vergeblich waren seine Selbstvorwürfe und Rechtfertigungen. Buchholz war nicht der Mann, um nach Vorsätzen zu leben. Er stand stets dort, wo sein Gefühl war... Kaum hatte er etwas bestimmt und einen festen Entschluß gefaßt, kam das Gefühl und zernagte ihn. Hatte er sich endlich ganz für Dwojre entschieden und jede andere Möglichkeit ausgeschlossen, so stieg die Sehnsucht nach Isabel empor und fraß geradezu tödlich an seinem Herzen... Die Welt erschien ihm tot, das Leben uninteressant, ohne Würze... Was für ein Glück kann es bieten ohne jenes leidenschaftliche Begehren nach Miß Forsters Duft?... Hatte er sich dagegen wieder diesem Gefühl ganz ergeben, so erwachten Reue und Gewissen, ja noch mehr, es entstand eine Leere in ihm, daß er erschrak. Ihm schien es, als würde ihm der Boden unter den Füßen weggezogen. Er lief rasch, um den festen Boden unter seinen Füßen durch Liebesbezeugungen an Dwojre wiederzugewinnen...

„Warum nicht beide? Mein Gefühl für sie ist doch so wahr und klar!“ — er sah nicht ein, daß weder Dwojre noch Miß Forster zu jener Gattung von Menschen gehörten, die mit der Hälfte zufrieden wären...

„Warum ist es so?“ fragte sich Buchholz. „Warum sind Menschen so unglücklich, daß sie einander ihr Glück nicht gönnen? Es könnte doch so gut sein“ — so stellte er die Frage, die schon gar viele vor ihm gestellt hatten, und konnte keine Antwort darauf finden...

Sooft Buchholz nach einer Begegnung mit Miß Forster heimkam, erwachten sein Herz und Gewissen für Dwojre. Gerade heute war Miß Forster so freundlich zu ihm gewesen. Nachdem er mit ihr über die Aufstellung seiner Skulpturen in der Galerie einig geworden war, hatte sie ihn in einen eleganten Tearoom geführt und mit ihm zusammen den Tee genommen. Sie lächelte ihn an; er spürte den Nelkenduft ihres Busens und war glücklicher als je.

Zu Hause — Miß Forster hatte ihn zur „kleinen Dwojre“ heimgeschickt — fand er Dwojre allein im dunklen Atelier sitzen. Als Buchholz ihren traurigen Schatten an der Wand sah, der ihm mehr von ihrer Stimmung erzählte als ihre Person, da erfaßte ihn ein so warmes Gefühl für sie, daß er auf sie zuging und mit zärtlichem Vorwurf sagte:

„Warum sitzt du allein im Dunkeln?“

„Es ist nichts“ — sie versuchte ihm zuzulächeln. Buchholz erkannte an Dwojres Augen, was sie zu unterdrücken gesucht hatte, ohne daß es ihr gelungen war.

„Du hast geweint!“ — er zog sie an sich und

spürte des Salz ihrer Tränen auf seinem Munde, als er sie auf die Augen küßte — „Warum hat du geweint?“

„Es ist nichts. Ich hatte Lust, ein wenig zu weinen“ — beteuerte sie, unter Tränen lächelnd.

Buchholz war so gerührt, daß er den heiligen Entschluß faßte, für ihn existiere ein für allemal, für immer und ewig nur mehr Dwojre. „Sie ist meine Bestimmung, mein Schicksal und mein Glück.“ In diesem Augenblick erinnerte er sich, was sie ihm bedeutete, und ihre tiefe Ergebenheit für ihn stand klar vor seinen Augen. Mit der ganzen Zärtlichkeit, deren er fähig war, wenn sein Gefühl und sein Temperament bei der Sache waren, ging er daran, sie davon zu überzeugen, wovon er jetzt selbst überzeugt war.

„Ich habe die Koffer für unsere Reise gekauft und du sitzt da und weinst.“

„Ich weiß nicht, ob ich überhaupt fahren werde, Chaskel“, erwiderte sie.

Buchholz setzte sich auf den Boden neben ihre Füße.

„Warum denkst du so, Dwojre? Sag’ es mir!“

„Ich weiß nicht, warum, doch mein Herz sagt es mir.“

„Dein Herz, dein Herz ist mein schlimmster Feind! Ich möchte es herausreißen, so möchte ich es herausreißen!“

Dwojre mußte über die Art, wie Buchholz dies sagte, lachen.

„Werde ich denn ohne dich fahren? Ohne dich keinen Schritt! Sie können ihr Geld behalten! Ich will lieber Grabsteine gravieren oder Kohle schleppen.“

Dwojre schwieg.

Er faßte ihre Hände, sah ihr tief in die Augen und flehte mit seiner warmen Stimme, der sie niemals hatte widerstehen können:

„Dwojre, Dwojre“ — er sprach das Wort, wie ein Kind das Wort „Mutter“ ruft, und sah ihr dabei tief in die Augen.

„Was willst du?“

„Warum sprichst du so? Warum denkst du so? Bin ich die Ursache? Habe ich etwas Böses getan? Sag' es mir!“

Seine Frage kam so unschuldig, so kindlich heraus, daß in Dwojres Herzen alle Mütterlichkeit für ihn erwachte.

„Nein“ — mit ernstem Lächeln schüttelte sie den Kopf.

„Aber warum sprichst du so? Was ist denn mein Leben ohne dich? Was bin ich ohne dich? Du hast doch alles aus mir gemacht, du hast mir ja erst das gegeben, was in mir ist! Du hast mir doch den Glauben an mich gegeben“ — er schmielte seinen Kopf an sie und umfaßte mit seinen starken Händen ihre Füße.

Sie hob seinen Kopf von ihrem Schoß und sah ihm mit ihren großen Augen, in denen Tränen standen, ernst ins Gesicht.

„Ist das wahr, was du sagst, Chaskel?“

„Was bin ich denn ohne dich, Dwojre?“ — wieder beugte er seinen Kopf auf ihren Schoß.

„Chaskel, lieber, lieber Chaskel!“ — ihre Finger fuhren liebkosend durch sein dichtes Haar, das zugleich ihre Tränen benetzten.

„Doch warum bin ich so traurig? Ich sollte doch fröhlich sein!“ sagte sie, mehr für sich.

„Wenn du mich lieb hättest, würdest du dich freuen, Dwojre. Wir fahren doch beide nach Europa, hörst du? Wir beide...“

Sie lehnte ihren Kopf an sein Haar und schmiegte sich wie ein kleines Kind an ihn:

„Chaskel, mein Chaskel, nur wir beide, ganz allein?“

„Wir beide, wir beide, niemand sonst als wir beide“, wiederholte er.

Sie huschelte sich in seine Arme.

Und wieder kam eine Nacht leidenschaftlichen Vergessens, die mit ihrem Sternenhimmel mitten im Zimmer zu sein schien. Wieder trug er sie auf seinen Armen... Er saß ihr zu Füßen und malte in klaren, lebhaften Bildern die Zukunft, wie sie zusammen die Seereise machen, wie sie beide in Paris in einem kleinen Zimmerchen auf dem Montmartre wohnen würden, wo alle Künstler wohnen; wie sie über die Boulevards von Paris bummeln, im Kaffeehaus mit Künstlern aus aller Welt zusammensitzen; wie sie Europa bereisen, große alte Städte und ihre Museen besichtigen — zwei Jahre, zwei Jahre ohne Sorge, in Licht und Freude. Sie sahen sich wie zwei Leuchtkugeln in einem Meer von Glück in Paris... Paris funkelte, strahlte und glühte in der Ferne wie ein Glühwurm in der Nacht, der Nacht von Buchholz' Zukunft.

Warum nicht? — versuchte Dwojre sich zu überzeugen... Sie schien für einen Augenblick gewaltsam die Armut vertrieben zu haben, die so schwer auf ihr lag. Mit aller Kraft schob sie die Pflicht, die auf ihr lastete, von ihren Schultern: „Warum soll ich kein Recht auf Glück haben? Warum habe ich nicht dasselbe Recht wie andere Menschen?“...

Und Buchholz löste mit den Zauberbildern seiner Phantasie alle Trauer und Zweifel von Dwojre los.

Er malte ihr seine Zukunftspläne, seine Arbeit an großen Werken, die Sorglosigkeit und die neue künstlerische Atmosphäre. Von großen Kunstwerken angeregt, durch Dwojres Begeisterung aufgemuntert, sah er neue große Werke entstehen:

„Du begeisterst mich mit deiner Begeisterung, mit deinem Glauben an mich. Ich war schon gar nichts mehr, — da kamst du zu mir und zeigtest mir mich selbst. Und als niemand an mich glaubte, da hast du an mich geglaubt.“

Dwojre konnte es nicht mehr ertragen. Wieder flossen Tränen aus ihren Augen.

„Und warum bangt mein Herz so? Warum glaube ich nicht, daß es so sein wird?“ sagte sie und breitete fragend die Arme aus.

„Glaube, glaube daran, glaube daran!“ — er küßte ihre von Tränen salzigen Augen. „Es wird so sein oder es wird nichts sein“, sagte Buchholz aufstehend in feierlichem Ton, als legte er einen heiligen Eid ab.

Und Dwojre glaubte.

Am nächsten Tag ließ er nicht locker. Noch am frühen Morgen mußte sie sich ankleiden und mit ihm alles für die Reise Nötige einkaufen (woran er bisher eigentlich vergessen hatte). Er besorgte ihr Kleider, Wäsche und nötigte sie, allerhand Nützliches und Nutzloses zu erstehen. Er freute sich über jeden Kauf und erörterte die Notwendigkeit und die Nützlichkeit jedes einzelnen Gegenstandes für die Reise. Durch seine Worte und seine Freude begann Dwojre sich allmählich in den Gedanken an die Reise einzuleben.

Der Zauber seiner Worte verscheuchte alle Zweifel und vertrieb ihre Resignation. Und das neue Leben, das ihr bevorstand, begann seine Strahlen auf sie zu werfen und half, sie in eine andere Welt zu ziehen, die sie als nicht zu ihr gehörig ansah...

Nach den Einkäufen nahm Buchholz sie in die Galerie mit, wo seine Ausstellung ein paar Tage später eröffnet werden sollte.

In der Galerie trafen sie Miß Forster. Sie stand bei einigen Zeitungsreportern und begeisterte sie für Buchholz' Werk mit ihren kleinen weißen Zähnen, die sie im Lächeln entblößte, und mit ihrer Liebenswürdigkeit. Dwojre betrachtete sie und sah, was sie für Buchholz tat; es kam ihr zu Bewußtsein, wie gut Miß Forster war, und sie war ihr dankbar. Sie wußte nur nicht, wie sie ihre Dankbarkeit ausdrücken sollte.

Dwojre fühlte sich in den großen vornehmen Räumen, in denen Buchholz' Werke standen, unbehaglich und hielt sich verlegen abseits. Miß Forster bemerkte sie, ging auf sie zu, schlang ihren Arm um sie und zog sie in eine Ecke; dort fragte sie: „Bist du schon für die Reise gerüstet, kleine Dwojre?“

„Ja, Buchholz kauft mir alles,“ erwiderte Dwojre verlegen, „doch ich weiß nicht, mir ist...“

„Was, kleine Dwojre?“

„Ich weiß nicht, — habe ich eigentlich ein Recht darauf?“ sagte Dwojre.

„Du hast ein Recht darauf, kleine Dwojre, du hast es. Du hast schwer dafür gearbeitet.“

Dwojre rührten Miß Forsters Worte. Sie schaute sie an und sagte, ohne recht zu überlegen:

„Sie sollten mit Buchholz nach Paris fahren. Sie sind so gut, so gut...“

„Ich?“ — Miß Forster lachte verlegen — „Mich wird Buchholz nicht mitnehmen. Ich bin nicht seine Geliebte. O, kleines, süßes Mädel“ — Miß Forster schlang voll Rührung ihren Arm um Dwojre.

Die Ausstellung

Dann kam der große Tag der Ausstellung. Die Zeitung, die Buchholz entdeckt hatte, setzte natürlich ihren Ehrgeiz darein, die Ausstellung zu einem großen Erfolg zu machen. Der Kunstkritiker Davis war selbstverständlich für Buchholz und seine Ausstellung voreingenommen. Das hatte zur Folge, daß sich bei der Eröffnung sehr viele Besucher einfanden; es kamen hervorragende Persönlichkeiten, Künstler, Kunstfreunde, Gourmands, Kritiker, auch Intelligenzler ohne jegliches Vorzeichen. Alle waren begierig, den neuen Stern erster Größe zu sehen, der auf der East-Side aufgegangen war. Auch einige Politiker dieses Viertels hatten sich eingefunden, die aus der Sache eine „jüdische Angelegenheit“ machen wollten. Höhepunkt: In seinem großen Automobil fuhr der Philanthrop, der Buchholz das Stipendium gegeben hatte, höchstpersönlich vor, begleitet von seinem Sekretär und der Social-Worker-Lady. Alle Anwesenden wußten bereits, daß der Millionär den Künstler für zwei Jahre nach dem Ausland schickte, alle versuchten, sich beim Millionär Liebkind zu machen, und waren glücklich, ein Lächeln von ihm zu erhaschen.

Wie jeder neuentdeckte „Stern“, besaß Buchholz noch keine Feinde; alle kamen dem neuen Künstler

freundlich entgegen und suchten einander an Begeisterung zu überbieten.

Die Galerie war geschmackvoll mit Palmen und Blumen dekoriert. Dafür hatte Miß Forster gesorgt. Zwischen den Palmen erhob sich der „Simson“ mit seinen mächtigen Schultern, dem muskulösen Rücken, der starken Brust und dem naiv-lachenden Gesicht; neben ihm der „Adam“ mit seinen sechs Hände-paaren, in die enthusiastische Besucher allerhand Symbole hineinzudeuten suchten; überdies andere kleinere Arbeiten Buchholz' — Köpfe, Akttorsi und dergleichen; und in der Mitte, von großen Chrysanthemen umgeben, stand die „Mutter“; sie schien aus den Blumen emporzusteigen. Hier, im vollen Oberlicht, kam die Statue erst richtig zur Geltung. Das Mädchen mit dem freien, herausfordernden Blick, das jetzt seine Ähnlichkeit mit Dwojre deutlich offenbarte, mit dem wirren Haar und den großen Augen, die aus den Locken hervorschauten — sah aus, als rühmte es sich seines kleinen, vollen, kernigen Leibes, der spitz war wie bei einer Schwangeren... Diese Frau schien stolz darauf zu sein, daß sie schwanger war... Ihre offenen Augen blickten geradezu triumphierend. Der kleine Mund war fest geschlossen, die Lippen schmerzlich verzogen, als fühlte sie den Schmerz der Wehen, die Beine halbrund und gespreizt, wie wenn sie jetzt, jetzt ihr Kind verlieren würde...

Selbstverständlich gefiel allen der „Simson“ besser. Den verstanden sie. Doch die Kenner und Kritiker sagten, die „Mutter“ sei ein geniales Werk. Das hatten die Zeitungen geschrieben und das hatte auch der berühmte Kunstkritiker Davis erklärt. Alle

blieben am längsten bei der „Mutter“ stehen, und da sie Angst hatten, ihr Unverständnis zu verraten, waren sie begeistert und drückten ihre höchste Bewunderung aus.

Die Seele der Ausstellung war Miß Forster. Sie besorgte gewissermaßen die Hausfrauenpflichten und tat dies mit bewunderungswürdiger Natürlichkeit. Sie trug ein blaues Samtkleid mit tiefem Ausschnitt, aus dem der rosige Schimmer ihres reifen, vollen Busens, des kleinen Halses und des schönen stolzen Kopfes strahlte, der in glattem Scheitel mit scharfer Linie gekämmt war. Ihre bis zu den Schultern entblößten Arme verrieten die reife Schönheit ihres Körpers. Auf ihren Chinesenfüßchen saßen kleine Schuhe. Die Beine waren in helle Seidenstrümpfe gehüllt.

Mit liebenswürdigem Lächeln empfing sie die Gäste, führte sie bei den Bildwerken umher, gab Erklärungen, wo es nötig war, und schwieg, wo es nötig war. Den verlegenen und schüchternen Künstler, der hilflos mit klopfendem Herzen in einer Ecke stand, nicht wußte, was er mit seinen großen Händen anfangen sollte, sich im neuen Anzug, den er trug, unbehaglich fühlte und von den neuen Schuhen soviel Qualen zu erdulden hatte, daß er stets einen Fuß über dem anderen hielt, — ihn zog sie aus seinem Versteck hervor, stellte ihn vor, wo es nötig war, und stellte ihn nicht vor, wo es nicht nötig war... Und als der Philanthrop den Wunsch ausdrückte, den Künstler kennenzulernen und ihn zu beglückwünschen, führte sie Buchholz dem Millionär vor. Der Krösus stand im Gespräch mit Mr. Davis, der ihn bei seinem Rundgang begleitete. Miß Forster besorgte die Vorstellung

Buchholz' mit einem Lächeln, wie es nur die reichen Leute zustande bringen, und sagte:

„Das ist unser Künstler, der Stolz der East-Side“ — das „reiche“ Lächeln, wie es sonst nur die reichen Leute treffen, kam ganz natürlich auf ihren Mund, ihre blanken, kleinen Zähne glänzten auf, kokett warf sie den Kopf zurück.

Buchholz errötete. Er fühlte Miß Forsters nackten Arm an seinem und atmete ihren Nelkenduft. Das bedeutete ihm mehr als die ganze Ausstellung samt dem Millionär zusammen; hätte er nur noch die engen Schuhe ausziehen und den steifen Kragen, der ihm den Hals wundtrieb, ablegen können, er wäre wunschlos glücklich gewesen.

Der Philanthrop reichte ihm die Hand, beglückwünschte ihn und sagte, er hoffe, Buchholz werde seinen Aufenthalt in Europa nutzbringend verwenden.

Buchholz nickte schweigend mit dem Kopf.

„Es wird mich sehr freuen, zu hören, daß Sie Fortschritte machen“, fügte der Millionär hinzu.

Buchholz nickte schweigend mit dem Kopf.

„Und wenn Sie zurückkehren, werden Sie Ihren ‚Simson‘ in meinem Park in Long Branch finden. Ich hoffe, daß Sie damit nicht unzufrieden sind. Mr. Davis wird alles arrangieren.“

Buchholz sah ihn mit großen Augen an.

„Ich bin überzeugt — Mr. Buchholz, ein so junger Künstler, ist stolz darauf, daß eines seiner Werke in Ihrer berühmten Sammlung Platz findet“, antwortete Miß Forster für ihn in gerührtem Ton und Buchholz nickte schweigend mit dem Kopf.

Der Millionär reichte ihm die Hand, wünschte ihm „bon voyage“ und verließ die Ausstellung.

Miß Forster ließ Buchholz stehen und eilte zu den Reportern, um ihnen voll Begeisterung die jüngste Neuigkeit mitzuteilen.

Bald wurde es im Saale bekannt, daß der Millionär den „Simson“ für seinen Park in Long Branch angekauft hatte; diese Neuigkeit rief große Begeisterung unter den Besuchern der Ausstellung hervor. Alle beglückwünschten Buchholz und — Miß Forster.

Miß Forster ging auf Buchholz zu, der sich wieder in seine Ecke verzogen hatte, und legte ihren nackten, leichten Arm auf seine Schulter.

„Ich glaube, Sie sind in einem Seidenhemdchen geboren, Buchholz!“ sagte sie und sah ihn mit aufrichtiger Freude an. „Gleich mit Ihrer ersten Ausstellung haben Sie solchen Erfolg!“

Buchholz streckte unwillkürlich seine Hand nach der ihren aus. Sie überließ sie ihm gern und sagte gerührt:

„Ich gratuliere Ihnen aus vollem Herzen. Ich glaube, daß Sie es ehrlich verdient haben.“

Lange hielt Buchholz ihre kleine Hand in der seinen und betrachtete ihren kleinen Finger.

„Ihre Seele sitzt auf Ihren Fingerspitzen“, sagte er, durch seinen Erfolg ermutigt.

Sie zog sachte und langsam ihre kleinen kühlen Finger aus seiner heißen Hand und wurde über und über rot.

Plötzlich bemerkte sie, daß die kleine Dwojre in einem Winkel versteckt stand und zu ihnen hinübersah; rasch ging sie auf sie zu:

„Wo warst du? Ich suche dich schon die ganze Zeit!“

Dwojre hatte eigentlich nicht in die Ausstellung

gehen wollen. Sie hatte ein Vorgefühl, daß sie sich dort fremd und unbehaglich fühlen werde. Freute sie sich nicht über Buchholz' Erfolg? Hatte sie ihn nicht erwartet? Nicht darauf gehofft? Nicht fest daran geglaubt, daß dieser Tag kommen werde? — Aber als er kam, wollte sie sich vor ihm verstecken. Doch Buchholz war schon am Tag vorher so aufgereggt, er bat sie so inständig, sie möge mitkommen, daß sie es nicht übers Herz brachte, es ihm abzuschlagen.

Er fühlte sich verlassen und verloren und wußte nicht, wie alles enden würde. Es schien ihm, die Ausstellung müsse ein fürchterlicher Durchfall werden; wenn die Leute seine Sachen sähen, würden sie lachen, und es werde offenbar werden, daß er ein Nichts sei. Alle, die seine Bildwerke gesehen hatten, rühmten sie, die Zeitungen hatten viel darüber geschrieben, und doch konnte er durchaus nicht glauben, daß etwas daran sei und daß er sich nicht lächerlich machen werde. Hilflos sah er auf Dwojre. Da sie fühlte, daß er ihrer bedurfte, kleidete sie sich an, um für jeden Fall neben ihm zu sein. Sie zog das neue schwarze Seidenkleid an, das Buchholz ihr gekauft hatte, warf das „Zigeunertuch“ um, das Buchholz so liebte, behängte sich mit den verschiedenen Ketten, die sie besaß, brachte ihre dichten Locken, so gut es ging, in Ordnung und ging zur Ausstellung.

Doch als sie hinkam, erblickte sie so viele und so „angesehene“ Leute, daß sie sich fremd und überflüssig vorkam. Buchholz wurde bald von ihrer Seite gerissen, er mußte mit den „angesehenen“ Leuten beisammen sein. So zog sie sich in eine versteckte Ecke zurück, damit keiner sie sehe.

Sie beobachtete Miß Forster und sah, wie un-

ermüdlieh sie arbeitete, wie schön gekleidet sie war, wie sie für Buchholz' Ausstellung glühte und blühte, wie sie die Gäste empfang, wie sie alle anlächelte und freundlich stimmte.

Dwojres erstes Gefühl war Dankbarkeit: „Warum tut sie das alles? Wie gut sie ist!“ Dann begann ein wenig Eifersucht an ihr zu nagen: „Wozu war die ganze Ausstellung notwendig?“

Sie erinnerte sich an ihr beider früheres Zusammenleben, wie sie gearbeitet und Buchholz sich seiner Kunst gewidmet hatte. „Wir wären ohne das viel glücklicher“ — ging es ihr durch den Sinn und sie empfand Ärger darüber, daß es überhaupt dazu gekommen war. Doch bald erinnerte sie sich Buchholz' und sagte sich: „Kann ich denn Buchholz für mich allein behalten? Ist er für mich allein geboren worden? Wie dumm bin ich doch!“

Aber das Gefühl der Eifersucht auf Miß Forster konnte sie nicht unterdrücken; sie war eifersüchtig auf diese Frau, weil sie sich so schön kleiden, so vornehm sprechen, so liebenswürdig kokettieren, so gut mit Leuten umgehen und Buchholz soviel helfen konnte. „Wer hat mich derlei gelehrt?“ fragte sie sich und bedauerte sich selbst, als sie sich der Armut erinnerte, der sie entstammte.

Ihr wurde heiß und ihre Augen begannen zu funkeln. Doch sie hielt an sich und versuchte sich ihre Gedanken auszureden: „Wie schlecht bin ich doch! Sie hilft Buchholz so viel. Sie hat das Stipendium für ihn erlangt. Sie hat die Ausstellung arrangiert, sie bringt die Leute für ihn in freundliche Stimmung. Und ich bin so schlecht gegen sie, habe so böse Gedanken über sie.“ Doch gegen das eifersüchtige

Gefühl, warum sie selbst all das nicht für Buchholz tun konnte, sondern eine andere es tat, gegen dieses Gefühl konnte sie nicht aufkommen. Es beherrschte sie vollständig; sie wurde rot und biß sich zornig auf die Lippen:

„Das alles war nicht notwendig. Ohne das wäre es für Buchholz vielleicht viel besser gewesen“ — versucht sie sich zu überzeugen.

Doch im Innern ihres Herzens weiß sie, daß dem nicht so ist, daß Buchholz das braucht, daß ein Künstler ohne all diese Dinge nicht leben kann. Sie hat ihn früher gesehen und sie sieht ihn jetzt, sieht, welche kindische Freude er an der Europareise hat, weiß, wie er darum gezittert hat, daß die Ausstellung veranstaltet werde, wie er ganze Nächte davon phantasiert hat.

Unwillkürlich taucht in Dwojre ein Gedanke auf, der sie erbeben macht: „Miß Forster wäre für Buchholz die richtige Frau! Sie könnte ihm in seinem Leben helfen. Wie kann ich ihm helfen? Was kann ich für ihn tun? Alles, was ich konnte, habe ich schon getan. Jetzt braucht er mich nicht mehr und wird sich mit mir unglücklich fühlen. Was werde ich ihm über Kunst sagen können? Miß Forster ist gebildet, weiß viel und kann ihm viel helfen, sie kann sehr viel für ihn tun!“

Auf einmal ist es ihr, als wäre Buchholz nicht ihr Mann und sie nicht seine Frau — er ist ihr Bruder, ihr guter Freund, der ihr sehr nahe steht, und sie denkt nach, was für ihn besser sein wird. Und während sie zwischen sich und Miß Forster Vergleiche zieht, kommt sie zum Entschluß, daß Buchholz lieber mit Miß Forster nach Europa reisen solle, als mit ihr...

Miß Forster ist gebildet, ist schön, ist gut und kann mit Leuten umgehen; Buchholz wird mit ihr glücklich sein.

„Gott, o Gott, was für Gedanken habe ich, was denke ich da! Nein, nein, es ist nicht so! Ich bin schlecht, häßlich! Buchholz gehört mir und ich werde ihn mir nicht nehmen lassen! Ich, ich habe ihn für mich gefunden, ich habe ihn gesehen, wie niemand, niemand ihn gesehen hat. Er hat es selbst gesagt — ohne mich wird er unglücklich sein, wird er nichts schaffen können. Er hat es selbst gesagt, selbst“ — ihre Lippen beben.

„Wird er wirklich ohne mich unglücklich sein, wenn er mit ihr zusammen sein wird?“ — hämmert es in Dwojres Kopf und ihr Herz krampft sich zusammen. Da erblickt sie Miß Forster, die ihr so freundlich zulacht, daß alle Zweifel schwinden.

„Wo warst du, kleine Dwojre? Ich habe dich bisher noch gar nicht gesehen! Du mußt heute mit Buchholz zu mir kommen! Ich veranstalte ein Fest zur Feier von Buchholz' Erfolg. Du mußt unbedingt kommen, alle unsere Freunde werden dort sein: Moscovici, Freier, ich habe auch Nadel eingeladen und eine Anzahl neuer Freunde, die Buchholz kennenlernen muß.“

Da sieht Miß Forster jemanden eintreten.

„Entschuldige, kleine Dwojre, ich muß Buchholz diesem Herrn vorstellen! Es ist ein Redakteur, er kann viel für Buchholz tun. Auf Wiedersehen heute abend!“ — rasch enteilt Miß Forster mit ihren kleinen Schritten, faßt wieder Buchholz beim Arm und führt ihn dem eintretenden Herrn vor.

„Zu ihrem Fest werde ich nicht gehen!“ — Dwojre

ist fest entschlossen. „Wie fein sie das ausgeklügelt hat!...“

Sie ist plötzlich sehr traurig, obwohl sie gar keinen Grund dazu hat, und verläßt unbemerkt den Saal. Sie kommt auf die Straße. Die Fünfte Avenue ist stark belebt. Automobile rasen hin und her, Leute gehen und kommen, die Sonne scheint so hell, so festlich:

„Und ich bin frei, brauche nicht zu arbeiten und kann ebenso wie alle anderen auf der Fünften Avenue spazieren gehen; und bald fahre ich nach Paris. Buchholz hat es selbst gesagt. Er hat es mir hoch und heilig versprochen.“

Dennoch ist es Dwojre traurig zumute. Da drüben, über dem Zentralpark, der von hier aus zu sehen ist, wird der Himmel breiter und länger. Helle Wölkchen haben sich dort gesammelt, blaue Wölkchen tauchen auf und verschwinden. „Warum denke ich nur an Wolken?“

Plötzlich wird ihr bange. Tiefe Reue nagt an ihrem Herzen und sie sagt zu sich selbst:

„Ja, es wird doch so sein; es wird doch so sein“ — unaufhörlich wiederholt sie diesen Satz in ihrem Innern.

„Was für ein Narr bin ich“ — sie lacht laut auf und Tränen treten ihr in die Augen.

„Allein sein, keine Menschen sehen!“ Sie springt auf einen vorüberfahrenden Omnibus und fährt nach Hause.

Häuser, Geschäfte, Menschen, Automobile tauchen auf und verschwinden; Geräusche erheben sich und hören auf und unaufhörlich wiederholt Dwojre in ihrem Innern:

„Es wird doch so sein; es wird doch so sein.“

„Doch es kann nicht so sein; es kann ja nicht so sein“ — wieder schießen Tränen in ihre Augen und sie fährt mit dem Taschentuch darüber.

Zu Hause wirft sie sich auf das Bett, drückt ihr Gesicht in die Kissen und murmelt:

„Warum? Warum?“

Alles, was sie erlebt hat, zieht an ihr vorüber, und in ihren Gedanken taucht das letzte auf — was sie in der „Anstalt“ um seineswillen erlebt hat.

„Es kann doch nicht sein, es kann doch nicht sein!“

„Warum denke ich so? Was für schwarze Gedanken habe ich da?“

Wenn sie es könnte, würde sie sich selbst ohrfeigen.

Ein Einfall. Sie steht vom Bett auf, wäscht sich sorgfältig, bringt das Haar in Ordnung, glättet ihr Kleid, holt das schönste Zigeunertuch, das sie besitzt, das Buchholz am meisten liebt, steckt Ohrringe an und setzt sich in den Lehnstuhl, um auf Buchholz zu warten.

Sie wartet eine halbe Stunde, eine Stunde, doch er kommt nicht. Wieder fliegen ihr die düsteren Gedanken wie schwarze Vögel durch den Kopf; sie will sie verscheuchen, doch es geht nicht.

Abermals wird ihr traurig zumute; sie wirft sich wieder auf das Bett und drückt das Gesicht in die Kissen. Als es ihr wieder gelungen ist, die schwarzen Gedanken zu verscheuchen, wäscht sie die Tränen fort, bringt ihr Haar in Ordnung, betrachtet sich im Spiegel und setzt sich in den Lehnstuhl, um Buchholz zu erwarten.

Endlich ist sein eiliger Schritt auf der Treppe zu hören. Dwojres Herz klopft, sie weiß nicht, warum.

Er tritt glückstrahlend ein, — den steifen Kragen hat er aufgeknöpft, die Schuhe aufgeschnürt und den Schlips in der Hand...

„Ich habe Miß Forster nach Hause gebracht“, beginnt er.

Dann fällt ihm etwas ein:

„Wo warst du? Wir haben dich gesucht. Wir wollten alle drei soupieren, doch ohne dich wollte Miß Forster nicht gehen.“

„Ich war sehr müde; und was hatte ich auch dort zu tun? Ich konnte dir nicht so helfen wie Miß Forster. Ich kann ja nicht so mit den Leuten sprechen wie sie.“

„Ist sie nicht ein prachtvoller Mensch? Du hättest hören müssen, wie sie mit den Leuten spricht! Und wie sie mich dem Millionär vorgestellt hat — so nonchalant, so vornehm hat sie das getan! Und wenn sie lächelte, da waren alle gewonnen.“

„Du hast ihr viel zu danken. Sie hat sehr, sehr viel für dich getan“, sagt Dwojre.

„Glaubst du das auch?“ ruft Buchholz freudig. „Ohne sie wäre doch gar nichts geworden! Sie hat alles getan.“

„Miß Forster kann sehr viel für dich tun. Sie ist der einzige Mensch, der dir helfen kann.“

„Nicht wahr?... Und hast du ihr Kleid gesehen? Sie duftet nach Frühling! Wenn Leute kommen und eine solche Frau mit aristokratischen Manieren sehen, da werden sie sofort ganz anders, nicht wahr?“

Wieder fällt ihm etwas ein, er tritt auf die nachdenklich schweigende Dwojre zu.

„Du bist doch nicht böse, Dwojre?“

„Warum sollte ich böse sein?“

„Weil ich so über Miß Forster spreche.“

„Miß Forster ist eine gute und schöne Frau“, sagte Dwojre.

„O, wie ich dich lieb habe, Dwojre! Du weißt selbst nicht, wie ich dich lieb habe“, rief Buchholz begeistert aus, kniete vor ihr nieder und küßte sie leidenschaftlich.

„Warum küßt du mich so?“ fragte sie ärgerlich und suchte ihn sanft fortzudrängen.

„Ich habe dich lieb, dich, nur dich allein, nur dich allein!“ ...

Doch die Resignation kehrte wieder und stand Dwojre zu Häupten.

Die Mutter

Dwojre war entschlossen, nicht zu Miß Forsters Fest zu gehen. Sie machte folgendes bei sich ab: „Geht Buchholz auch nicht und bleibt bei mir zu Hause, so ist alles gut; im anderen Falle — im anderen Falle weiß ich nicht, was geschehen wird.“

Als daher Buchholz sie bat, sie möge mit ihm zu dem Fest gehen, das Miß Forster ihm zu Ehren gab, sagte sie ganz entschieden: „Nein.“

„Chaskel, ich möchte, daß wir heute abend beisammen sind, wir beide ganz allein, sonst niemand, wir beide allein wie bisher,“ fügte sie leise hinzu, „gerade deshalb, weil wir so weit gekommen sind. Dieser Abend ist...“ sie beendete den Satz nicht.

„Du hast recht, du hast recht,“ — Buchholz' Gesicht strahlte vor Begeisterung — „heute müssen wir wirklich allein sein, wir beide ganz allein.“

Dwojre schwieg. Nach einer Weile erinnerte sich Buchholz:

„Doch was soll mit Miß Forster werden? Sie rechnet auf uns und hat unseretwegen Gäste eingeladen.“

„Wir können ihr telegraphieren, daß wir uns nicht wohl fühlen. Schreibe ihr, daß ich krank bin und du von mir nicht fort kannst.“

„Gut, ich werde ihr telegraphieren oder ihr einen

Brief durch einen Messenger-Boy schicken. Ich werde ihr schreiben, daß du dich nicht wohl fühlst — nein, ich möchte lieber eine andere Ausrede gebrauchen, damit sie sich nicht beleidigt fühlt... Weißt du, ich werde schreiben, daß ich ganz unerwartet vom Millionär eingeladen wurde. Was sagst du dazu? Heute abend werden wir beide zusammen sein und werden ein Fest nur für uns haben, nicht wahr? Und wir werden der guten, alten Zeiten gedenken“ — er küßte sie auf den Kopf.

Nach einer Weile:

„Wird sie nicht beleidigt sein, — was meinst du?“

„Wenn du schreibst, daß ich krank bin und du von mir nicht fort kannst, wird sie nicht beleidigt sein.“

„Gut, das will ich schreiben, du hast recht! Heute abend bleiben wir allein. Wir werden zusammen in ein großes Restaurant essen gehen. Dieser Abend gehört uns allein.“

Doch nach einer Weile begann er:

„Weißt du, was ich mir zurechtgelegt habe? Ich will ihnen zeigen, daß du, du allein alles getan hast und daß ich dir am meisten dankbar sein muß. Nimm dein schönes Zigeunertuch um, steck' auch deine Ohrringe an, und wir werden hingehen! Wir werden lustig sein! Sie warten ja alle auf uns. Mr. Gregory wird dort sein, der den ersten Artikel geschrieben hat, und noch andere. Man kann die Leute nicht vor den Kopf stoßen. Miß Forster wird ja blamiert sein. Nein, gehen wir heute hin! Ein anderes Mal feiern wir allein.“

„Nein, Chaskel, ich kann wirklich nicht gehen. Wenn du willst, so geh' allein! Ich bleibe zu Hause.“

„Ohne dich gehe ich nicht“, erklärte Buchholz entschieden und setzte sich neben sie.

Doch als es Zeit wurde zu gehen, wurde Buchholz sehr unruhig und Trauer und Sehnsucht nagten an seinem Herzen... Er wünschte so sehr, bei Miß Forsters Fest zu sein, sie noch einmal in dem blauen Samtkleid zu sehen, daß der Schmerz, den ihm seine Sehnsucht bereitete, an seinem Gesicht zu merken war. Dwojre fühlte seinen Wunsch in allen seinen Bewegungen und sah, wie er litt; wie stets konnte sie Buchholz' Leiden gegenüber nicht gleichgültig bleiben und empfand Mitleid mit ihm. Sie sah in ihm, wenn er litt, das hilflose Kind und konnte nicht hart sein. So sehr sie selbst litt, sein Schmerz war in ihr stärker, und sie selbst forderte ihn auf:

„Chaskel, ich sehe, daß du hingehen willst, tu' mir den Gefallen und geh'! Ich werde zu Hause bleiben.“

„Komm mit, ich bitte dich, komm mit!“

„Wozu brauchst du mich?“

„Ich will dich den Leuten zeigen. Ich will ihnen allen zeigen, daß das heutige Fest dir gelten muß.“

„Ich kann nicht gehen, glaube mir, ich kann nicht gehen.“

„Warum willst du mir nicht den Gefallen tun? Gerade heute, da ich so glücklich bin, willst du mir meine Freude zerstören!“

Jetzt wünschte sie, daß er unbedingt zum Fest gehe:

„Ich bitte dich, Chaskel, geh', du wirst mir einen großen Gefallen erweisen, wenn du gehst! Ich habe so starke Kopfschmerzen, daß ich zu Bette muß!“

„Komm mit, ich bitte dich, komm mit“ — er bat wie ein Kind.

Wohl machte seine Kinderstimme ihr Herz erbeben, doch nachgeben konnte sie nicht; sie war entschlossen, nicht zu gehen.

„Chaskel, ich beschwöre dich, du mußt gehen! Es wird vor den Leuten nicht schön aussehen, wenn du nicht kommst. Miß Forster hat so viel für dich getan, du kannst sie nicht beleidigen, du darfst sie nicht beleidigen. Sie hat eigens deinetwegen ein Fest veranstaltet und Gäste eingeladen — du mußt gehen, und zwar sofort!“

„Und du, wirst du nicht böse sein?“

„Weil du zu Miß Forster gehst? Wie kindisch du redest!“

„Ich komme bald nach Hause, ich werde nur ein wenig dort bleiben und bald nach Hause kommen. Du bist heute so schön, liebste Dwojre!“ — er küßtesie.

„Komm her, ich werde dir die Krawatte richten. Du bist so zerraut“ — sie richtete ihm die Krawatte und kämmte ihm das Haar zurecht.

Buchholz hatte Eile, er fürchtete, zu spät zu kommen.

„Warte, nimm die Blumen mit“ — sie reichte ihm die Veilchen, die er ihr auf dem Weg zur Ausstellung gekauft hatte — „und gib sie Miß Forster; bitte sie in meinem Namen um Entschuldigung! Sage ihr, daß ich nicht kommen konnte, daß ich sie vielmals um Verzeihung bitte.“

„Ich werde es ihr sagen.“ — Die Blumen in der Hand, eilte Buchholz fort.

Als Dwojre allein blieb, erschien ihr das große Zimmer mit einem Male fremd und dunkel. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie nicht in einem Zimmer,

sondern auf freiem Feld mitten im Schneegestöber: Der Wind bläst von allen Seiten und sie kennt den Weg nicht. Doch dieses Gefühl hielt nicht lange an; es wurde von einem anderen Gefühl abgelöst — die Gedanken an sie selbst wichen dem Gedanken an Buchholz.

„Ist er denn schuld?“ fragte sie sich. „Er ist doch ein Kind, ein hilfloses Kind! Ist er schuld?“

Sie versetzte sich in die Rolle seiner Mutter und erwog, was für ihn besser sein würde. Selbstverständlich verfehlte sie nicht anzuerkennen, was Miß Forster für Buchholz bedeutete. Und als wäre sie nicht sie selbst, sondern eine Fremde, Außenstehende, versuchte sie noch einmal, den Vergleich zwischen sich und Miß Forster zu ziehen. Bedauernd sagte sie von sich: „Was kann ich Chaskel geben? Nur meine Armut.“

„Sicher, sicher,“ überlegte sie ganz objektiv, „wird Miß Forster ihm sehr viel nützen. Er braucht sie. Sie wird mit ihm nach Europa reisen. Sie wird ihn fremde Sprachen lehren. Sie wird für ihn eine wertvolle Begleiterin sein; sie versteht es, mit Leuten umzugehen. Und er wird mit ihr glücklich sein; es ist doch offenbar, daß er bei ihr sein will, daß er sich nach ihr sehnt; wie traurig wurde er, als er zu Hause bleiben sollte, wie dunkel wurde ihm die Welt!“

Der letzte Gedanke erweckte ein anderes Gefühl, das völlig von ihr Besitz nahm und die nüchterne Überlegung verscheuchte. Blitzartig sah sie, wie Chaskel, eine Reisetasche in der Hand, mit Miß Forster auf einem großen Schiff wegfuhr und sie allein am Strand zurückblieb. Und wieder begann die Sehnsucht ihr Herz zusammenzukrampfen, alle ihre Nerven

spannten sich wie Saiten und ihre kleinen Hände hämmerten gegen den Kopf.

„Ich liebe ihn doch, ich habe ihn doch so lieb! Ich werde ihn keiner anderen überlassen! Warum, warum?“

Und wie ein Ertrinkender, der sich retten will, suchte sie nach einem Halt.

„Was ist denn eigentlich geschehen? Es ist ja gar nichts geschehen! Woher weiß ich, daß es zwischen ihnen etwas gibt? Sie gefällt ihm, — sie ist eine schöne Frau, daher gefällt sie ihm. Wenn er mit mir wegfährt und wir beide allein sind, dann wird er sie vielleicht vergessen. Er wird sie bestimmt vergessen.“

Es gelingt ihr für eine Weile, nur für eine Weile, die schwarzen Gedanken zu verscheuchen, doch bald kehrt die ernüchternde Vorstellung wieder: Chaskel ist mit ihr beisammen und sehnt sich nach der anderen... Er geht zerstreut und nervös umher, er sitzt bei ihr und seine Gedanken sind anderswo: „So wie jetzt, da er hier saß und sich nach ihr sehnte. Ich wollte ihn zurückhalten und nicht gehen lassen. Wenn ich es weiter so treibe, wird er mich hassen; lieber sterben als das! Mag er lieber sich nach mir sehnen!“

Und sie malt sich Chaskels Zusammensein mit der anderen aus: Er ist schon ein berühmter Mann, sie ist tot oder irgendwo fern und er weiß nicht, wo sie ist; er sitzt in seinem großen eleganten Atelier und erinnert sich ihrer, der kleinen Dwojre mit dem Lockenkopf, erinnert sich, wie sie beide zusammen gewohnt, ihr Essen bereitet und miteinander spazieren gegangen sind; niemand hat sie gekannt, niemand.

Und er sehnt sich nach ihr, nach der kleinen Dwojre mit den schwarzen Locken.

Wieder schießen Tränen in ihre Augen.

„Das bedeutet Trennung für immer und ewig“ — sie wiederholt diese Worte in ihrem Innern.

„Nein, es kann doch nicht sein, Mutter, liebste Mutter!“

Das Wort erschreckt sie; etwas wie nüchterne Bitterkeit steigt auf und breitet sich über sie aus.

„Ich sehe ja, daß sein Herz nicht bei mir ist... Ja, es muß sein, es soll sein... Lieber soll er sich nach mir sehnen, ohne mich, als daß er mit mir beisammen — mich haßt.“

Doch das Herz will noch immer nicht verzichten.

„Es ist doch noch gar nichts vorgefallen! Es ist doch noch gar nichts vorgefallen!“

Immer wieder will sie sich ihr künftiges Zusammenleben vorstellen, doch es gelingt nicht — etwas lastet auf ihr wie eine schwere Krankheit. Zuletzt schüttelt sie es von sich ab, steht auf, wirft entschlossen mit einer Bewegung des Kopfes die Locken zurück.

„Wenn es sein Glück bedeutet — bin ich glücklich“, sagt sie laut für sich und faßt still einen Entschluß.

Miß Forsters Enttäuschung war groß, als Dwojre nicht zum Feste kam, und sie wollte durchaus, daß Buchholz sofort in einem Auto zurückfahren und sie holen solle. Doch Buchholz richtete aufrichtig und naiv die Botschaft aus, daß Dwojre Miß Forster vielmals um Entschuldigung bitte, daß sie ihr Blumen schicke und morgen selbst bei ihr sein werde. Miß Forster war verärgert, daß die Kleine Eifersuchtszenen aufführte, und ließ sich nicht mehr stören.

Später übernahmen es die beiden Dichter Nadel und Freier, Dwojre zu holen, und auch Moscovici rief, er wolle ein Auto nehmen und sei in einer halben Stunde mit Dwojre wieder da; doch das Fest war so interessant und es gab so viel zu trinken, die Gäste waren in so guter Stimmung und freuten sich so über Buchholz' Erfolg, daß man das kleine Mädchen bald vergaß.

Spät am Abend — die Gäste waren schon angeheitert und Nadel hatte bereits seine Proklamation „heute ist alles erlaubt“ erlassen — verteilten sich die Gäste in den Winkeln, die heißen Debatten waren erstorben und die intimen Gespräche begannen. Auch die Kerzen, die da und dort in den Messingleuchtern standen, schienen dunkler zu brennen. Sentimental vom Wein, machte man einander Liebeserklärungen, einerlei, ob Mann oder Frau.

Auf einem Kanapee im Winkel saß Miß Forster und neben ihr Buchholz. Endlich fand er sie allein; sie war ein wenig müde, aber gut gelaunt; die hohe Krone ihres schwarzen Haares, die zu Beginn ganz fest auf ihrem Kopf saß und von einem großen geschnitzten spanischen Kamm überhöht war, hatte sich gelöst und einzelne Strähne fielen über die entblößten Schultern.

Das bernsteinfarbene Seidenkleid war so dünn und legte sich so eng an ihren Körper, daß es nicht nur die Biegsamkeit dieses Leibes verriet, sondern geradezu die herrliche rosige Haut sehen ließ... Die Arme waren wie stets bis an die Schulter entblößt, die Füße in hellen Strümpfen und kleinen Seidenschuhen gingen nicht, sondern schwebten in rhythmischem Tanz...

Den ganzen Abend verfolgte Buchholz sie mit seinen heißen, verzehrenden Blicken und trachtete, in ihre Nähe zu kommen, ihren Atem zu spüren. Geschickt mied ihn Miß Forster, verschwand immer wieder mit einer anderen Ausrede und hinterließ ihm den Duft ihres Nelkenparfüms und ein Lächeln, als wollte sie ihn noch mehr reizen. Buchholz schien es, daß sie ihn mit Absicht mied. Ein anderes Mal hätte er nicht den Mut gehabt, sich ihr zu nähern. Doch der Erfolg des Tages machte ihn selbstbewußt, der Kognak und der Wein, den er getrunken hatte, nahmen ihm den letzten Rest von Besinnung, und der Nelkenduft, der ihrem Busen entströmte, reizte ihn so stark, daß er alles vergaß und alles wagte.

Endlich, endlich fand er sie allein, wie sie müde, leicht auf ihren Arm gestützt, auf dem Sofa saß; wortlos setzte er sich neben sie.

Sie blieb.

Er wünschte innig, sich neben ihr auf den Boden niederzulassen, niedriger zu sein als sie, ihre kleinen Füße, die in den Seidenstrümpfen wie nackt aus-sahen, zu berühren, in seiner Hand zu fühlen. Doch er tat es nicht. Sein Herz klopfte laut, seine Augen flackerten, die Haare standen ihm zu Berge und sein Gesicht, das sonst nicht schön war, erhielt jetzt durch die Ekstase einen ganz anderen Ausdruck; es wurde schön und interessant. Er blickte sie flehend an und murmelte:

„Miß Isabel“ — zum erstenmal nannte er sie beim Vornamen.

Sie antwortete nicht und hielt die Augen halb geschlossen.

„Miß Isabel!“

„Was willst du, Buchholz?“

Er wurde mutiger — entweder durch ihre Antwort oder durch den Duft ihres Körpers, den er jetzt in vollen Zügen einsog — und rückte näher. Durch das dünne Seidenkleid fühlte er ihre Hüften, fühlte die Kühle, die Glätte und die kernige Weichheit ihres Körpers... Buchholz wurde zu einem fieberglühenden Muskel. Seine Adern strafften sich und wurden hart, er krümmte sich vor Erregung, seine Augen blickten starr, die Nasenflügel und Lippen bebten.

„Miß Isabel!“

Sie rückte nicht von ihm fort. Er spürte, wie auch sie zitterte. Sie hielt die Augen geschlossen, ihr Busen hob und senkte sich rasch. So saßen sie lange Zeit...

Dann sah und hörte er nichts mehr. Er glitt auf den Boden nieder und umfaßte streichelnd ihre kleinen Füße.

Langsam, aber entschieden entzog sie sie ihm. Er setzte sich wieder auf das Kanapee und murmelte:

„Miß Isabel!“

„Warum tust du das?“

„Ich weiß nicht.“

„Und was wird geschehen, wenn ich mich in dich verliebe? Meinst du, ich bin aus Stein?“ sagte sie lächelnd; Buchholz schien es, als seien Tränen in ihrer Stimme zu hören, und sein Herz wurde weich.

„Was soll ich tun?“ fragte er zitternd.

„Du mußt bei Dwojre bleiben.“

„Sie haben recht“. Buchholz bekräftigte es mit einem Kopfnicken.

Er schwieg eine Zeitlang und ließ den Kopf sinken. Dann erhob er seine Augen wieder, blickte

Miß Forster wie ein Kind an und sagte mit zitternder Stimme:

„Ich kann aber nicht, ich, ich...“

„Du mußt bei Dwojre sein,“ sagte Miß Forster fest, „sie hat so viel für dich geopfert, du weißt selbst nicht, wie viel sie geopfert hat; ich weiß es, ich weiß es“ — ihre Augen blitzten.

„Sie haben recht, Sie haben recht“ — Buchholz verbarg seinen Kopf in den Händen.

Er tat ihr leid.

„Miß Isabel“ — wieder sah Buchholz sie mit flehenden Blicken an.

„Buchholz, sei ein Mann! Wir müssen beide stark sein! Ich bin nur eine Frau... Dwojre darf nicht leiden... Sie darf nicht... Versprich es mir, Buchholz!“

„Sie haben recht, Sie haben recht“ — Buchholz nickte.

„Gib mir die Hand! Wir wollen Freunde sein, nichts anderes als Freunde, gute, ergebene Freunde.“

Buchholz preßte sein Gesicht an ihre kleinen Hände.

„Und sei stark, denke an Dwojre!“

„Dwojre ist meine Schwester.“

Miß Forster lachte auf und zeigte ihre kleinen weißen Zähne.

„Aber du bist Dwojre kein Bruder. Nun, Buchholz, gib mir die Hand und sei mein Freund, mein guter, guter Freund!“

Er spürte, wie kalt ihre Finger waren.

„Ihre Seele ist in Ihren Fingerspitzen...“

„Buchholz, nie mehr davon, hörst du?“

Sie stand auf und verließ ihn.

Auf dem Heimweg dachte Buchholz die ganze Zeit an Miß Forster. Dwojre sah und fühlte er nicht mehr und dachte nicht an sie. Miß Forsters Körper, den er durch ihr Kleid gefühlt, hatte wie ein feuriges Untier alle seine anderen Gefühle, Pflichten und Erinnerungen verzehrt. Sein Atem war von ihrem Duft erfüllt und die Vorstellung von ihrem kühlen, weichen Körper schlang ein flammendes Netz in glühenden Farben um ihn, in das er verstrickt war. Er trank geradezu diese Vorstellung, hatte sie vor Augen, im Munde, spürte sie.

„Und das wird niemals sein! Niemals wird meine Hand ihre nackte, kühle Haut berühren, niemals werde ich den Duft ihres Atems trinken, niemals die Wellen ihres Haares in meiner Hand halten, niemals wird ihr Lächeln und ihre Stimme mir gelten, nur anderen, anderen...“

Er konnte nicht verzichten.

Unter einem Berg ausgekühlter Asche glimmte ein Flämmchen — Dwojre, die wie ein Gläubiger mahnte. Doch wie das Flämmchen unter der Asche aufzulodern versuchte, kam Miß Forsters Duft und verlöschte es...

Mit diesen Gedanken kam er heim. Es war schon sehr spät. Er setzte sich auf einen Stuhl und blieb sitzen, ohne schlafen zu gehen.

„Chaskel,“ rief Dwojre, die nicht schlief, „bist du es?“

„Ja“, antwortete er mit einer traurigen Stimme, die sie noch nie bei ihm gehört hatte.

„Warum sitzt du dort allein?“ fragte sie.

Er stand auf, trat an ihr Bett, setzte sich an den Rand und schwieg.

„Was hast du, Chaskel?“ fragte sie, von großem Mitleid erfaßt.

In der Dunkelheit sah er ihr Gesicht nicht, auch sie nicht das seine; sie fühlten einander nur.

„Dwojre“ — er beugte seinen Kopf zu ihr nieder. Sie umfaßte ihn mit den Armen.

„Was fehlt dir, Chaskel? Sag' es mir.“

„Dwojre, du bist meine Schwester, immer meine Schwester, meine ewige Schwester, für immer — nicht wahr?“

„Gewiß, ich bin deine Schwester, du weißt es ja“, antwortete sie; ihre Stimme war heiser.

„Und ich bin dein Bruder, dein einziger Bruder...“

Sie schwieg eine Weile. Er hörte bloß ihr Herz klopfen.

„Du liebst Miß Forster, nicht wahr?“ fragte sie, Neugier in der Stimme.

Buchholz antwortete nicht; er schmiegte bloß wie ein Kind sein Gesicht an ihre Brust.

„Und du willst mit ihr nach Europa fahren?“

Buchholz versuchte, ihr den Mund mit der Hand zu verschließen.

„Warum schämst du dich? Wir können ja offen davon sprechen“, sagt sie und bemüht sich, ihrer Stimme Klarheit zu geben; dabei drückt sie seinen Kopf immer fester an ihre Brust. „Ich habe auch daran gedacht... sie wird eine bessere Frau für dich sein als ich. Sie hat mehr Bildung als ich, ist besser als ich, schöner als ich... Ich werde dich nur stören und sie kann dir helfen.“

„Warum sprichst du so?“ Buchholz weint.

„Weshalb denn nicht, Chaskel?... Ich wollte es dir selbst sagen, lange schon, du mögest lieber mit

Miß Forster nach Europa fahren. Ich will nicht mitfahren. Ich bleibe lieber hier.“

„Liebst du mich nicht mehr?“ fragt Buchholz.

„Warum sollte ich dich nicht lieben, du Kind?“ — Dwojre lacht — „Doch mit dir fahren kann ich nicht. Miß Forster muß mit dir fahren. Sie paßt besser zu dir und mit ihr wirst du es besser haben.“

„Schweig’, schweig’, ich bitte dich!“

„Warum können wir nicht davon sprechen? Warum weinst du? Ich will nicht, daß du weinst. Es ist nicht schön, wenn ein Mann weint, gar ein so starker Mann wie du.“

„Und wer wird bei dir sein?“

„Ich habe es mir überlegt — ich werde zu meinen Angehörigen zurückkehren. Mein Vater ist allein und die Kinder sind klein. Es ist niemand da, der sich um sie kümmert.“

„Aber du sollst doch nach Europa, mit mir!?“

„Nein, Chaskel, das ist nichts für mich. Ich kann nicht mit dir fahren. Ich meinte, ich würde es können, doch jetzt sehe ich, daß ich es nicht kann. Das Gewissen erlaubt es nicht. Fahre lieber mit Miß Forster!“

„Dwojre, was redest du? Dwojre! Meine Dwojre!“

„Weine nicht, ich bitte dich, weine nicht“ — sie zieht ihn an ihre Brust, wie eine Mutter ihr Kind — „Ich habe es nicht gern, wenn du weinst.“

Am Morgen bereute Buchholz, was bei Nacht geschehen war, und schwor Dwojre zu, er habe nur sie lieb und werde nur mit ihr nach Europa fahren: „Ohne dich werde ich überhaupt nicht fahren. Ich laufe sofort zu Miß Forster, um ihr das zu sagen.“

Dwojre hörte ihn ruhig lächelnd an und nickte wortlos. Ihr Verhalten, ihr Lachen, ihre Freude ließen nicht merken, daß sie etwas ganz anderes im Sinne hatte. Doch auf ihren Lippen lag jetzt ein ganz neues Lächeln, das Buchholz bisher nicht gekannt hatte.

Er ging eilig fort, um Miß Forster zu verständigen, es sei beschlossene Sache, daß er mit Dwojre nach Europa reise. Ehe er aber noch zurückkam, hatte Dwojre ihre wenigen Habseligkeiten eingepackt, und mit demselben altmodischen kleinen Koffer, mit dem sie zu Buchholz gekommen war, verließ sie ihn; sie ging, um anderswo die verborgene Pflicht zu erfüllen, die sie in sich trug als Erbe ihrer Mütter...

